

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

1 8 0 7

Nr. 1 bis 26.

F ü n f t e r B a n d.

Herausgegeben

von

Joh. Friedr. Neße.

Mitau, 1807.

Bei Joh. Friedr. Steffenhagen und Sohn.



Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee zu Dorpat.

2t.

UND KAMMATUKOGE

1563

Übersicht des Inhalts.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

I. Abhandlungen. Vermischte größere Aufsätze.

Die Tendenz unsers Zeitalters, zur Natur zurückzu-
kehren. 4.

Schädlichkeit der Privattheater. 87.

Etwas in Beziehung auf den in No. 50 und 52 der
B. II. vom Jahr 1806 erschienenen, die soge-
nannte Nichtsphilosophie betreffenden, Aufsatz
des Hrn. P. Elversfeld. 102.

Ballas Athene. Ein mythologischer Versuch. 148.

Über Hrn. F. G. M—i's Aufsatz in Nr. 7 der dies-
jährigen B. II. 180, 216 u. 246.

Platon. 196, 295 u. 395.

Über Iyrische Dichtung; eine Skizze. 232.

Pädagogische Fragmente. 260.

Über die Ähnlichkeit im Charakter zwischen Bauern
und Juden. 266 u. 299.

Diätetische Vorschrift aus dem 15ten Jahrhundert.
279.

Bemerkungen über die Recension des neuen lettischen
Gesangbuchs in den W. U. 329.

Das Lustspiel. 339.

Philosophenungerechtigkeit. 359.

II. L i t e r a t u r.

Kuronia, von Schlippenbach. Zweyte Sammlung. 2.
Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschrei-
bung des Thierreichs aus den nördlichen Provin-
zen Rußlands, von Drümpelmann und Friebe.
Erstes Heft. 17.

Arbeiten der literarisch-praktischen Bürgerverbindung
in Riga. 2tes u. 3tes Heft. 33.

Einige historische Bemerkungen in Beziehung auf das
Schulwesen in den Ostseeprovinzen, von Pösch-
mann. 2tes Heft. 49.

Consilium de nova editione Propertii mox adornanda
proponit Struve. 65.

Deenas Gaifma irr Redsigam geldiga. 67.

Die Kalenderunruhen in Riga in den Jahren 1585
bis 1590, von Bergmann. 81.

Journal de la société des naturalistes de l'Université
de Moscou. 97.

Fauna un pilmiga Latweeschu Dseesmu = Grahmata.

113 u. 120.

Précis historique concernant les époques principales du
commerce des Anglais en Russie, par de Hart-
wils. 145.

Sinna, wiſſeem Latweescheem un wiſſau draugeem
dohta (von Stender). 161.

Lieder für die rigaschen Bürgerkompagnien. 177.

Einige Bemerkungen über die letzte Bothschaft Bona-
parte's an den Erhaltungssenat. (U. d. Frz.) 178.

Einige Bemerkungen über die neueste Bothschaft von
Bonaparte an seinen Erhaltungssenat. Übersetzt
von — z. und mit Zusätzen von G. M. 179.

Astronomische Beiträge, von Pfaff. Nr. II. 193.

Lehrbuch der Pharmazie, von Giese. 209.

Das Landgut Monrepos in Finnland, vom Bar. Ni-
colay. 225.

Klopstock, von Morgenstern. 241.

Der Frauenspiegel. (Aus dem Italienischen.) 257.

St. Petersburgische Monatschrift. Für das Jahr
1806. Januar bis Juny. 273 u. 289.

Aphorismen und abgerissene Gedanken über verschie-
dene Gegenstände des Lebens. 305.

Catalogue systematique de la bibliotheque de Paul de
Demidoff. 321.

Q. Horatii Flacci opera; — curavit Buhle. 337.

No Caldatu ammata — Farakfijia Voigt. 353.
Ruthenia 1807. Erster Band. 389 u. 405.

III. Miscellen. Vermischte Noticen. Kurze Nachrichten.

Der Ring des Grafen Essey. 12. — Die antiquarischen Späher. 13. — Neuer Göttersunken. 25. — Noticen aus Doktor Huhns Reise nach Kleinsrußland. 36. — Über geistige Arzeneyen. 44. — Sonderbare Sitte auf Manila. 46. — Über Moschos, den Bufolifer. 53. — In welcher Ordnung schlafen unsre Sinne ein, und in welcher erwachen sie wieder? 56. — Die Weiber des Morgenlandes. 57. — Das Privatgut Schleß und die Stadt Piltzen (aus Schlittenbachs noch ungedruckter Reise). 69, 123 u. 169. — Nachdrucker-Industrie. 77. — Deukalion. 92. — Ein sonderbares aber zweckmäßiges Gesetz. 93. — Einfluß der Fleisch- und Pflanzenspeisen auf den Menschen. 110. — Gedanken. 112. — Die Harmonika aus dem 17ten Jahrhundert. 140. — Etymologische Bemerkung. 156. — Betrachtungen über das Niesen der Alten. 201. — Eine Winterfahrt. 212. — Abentheuer in der Sierra Morena. 308. — Vorschlag zu einer Bücherphysiognomik. 364. — Berichtigungen. 368. — Vorschlag zu einer wichtigen Verbesserung der Feueranstalten in den Städten. 400.

IV. Edle Handlungen.

- Eine interessante Rettungsseene bey Libau. 90.
Patriotismus kurländischer Bauern. 159.
Ein menschenfreundlicher kurlischer Bauer. 403.

V. Theater und Musik.

- Herrn Jenisch Konzert in Riga am 29sten December
1806. 46.
Ein theatralischer Spaß. 141.
Theaternachricht aus Libau. 173.
Konzert der Herren Maurer und Sehring in Libau.
255.
Theaternachricht aus Goldingen. 270.
Sommertheater in Mitau. 369 u. 410.
Node's Konzert in Mitau. 383.

VI. Gedichte.

- Zum ersten Januar 1807. 1. — Das Gemälde.
14. — Die Pausen. 16. — Auf den Recensenten
von Broße's Anakreon. 48. — Eheliche Zärtlich-
keit. 48. — Joseph. 59. — Zum Geburtstage
einer edlen Dame. 79. — Glaube an die Mensch-
heit. 93. — Gelehrte Einfalt. 96. — Wahres
Leben. 128. — Die Rose. 143. — Selbstent-
zündung. 144. — Wünsche des Genius neuester

Zeit. 159. — Guter Rath. 160. — Die kritische Gans. 160. — Die genetischen Thränen. 175. — An Philinde. 176. — Erklärung. 176. — Der Arzt und der Grammatiker. 192. — Elegie einer Vertanzten. 207. — Die Verläumdung. 239. — Der Benscher. 240. — Grabschrift. 240. — Am Geburtstage meines Albert. Sonnette. 272. — Senzeseher. 288. — Ehrenrettung. 288. — Der Frühling. 351. — An die furchtbare Sappho. 368. — Auf ein von Fräul. v. Berner und Hrn. Rode gespieltes Doppelkonzert. 388. — Auf einen gewissen Philosophen. 404.

VII. Anekdoten.

Anekdote vom Maler Holbein. 32. — Der Buchbinder im Stadtrathe. 32. — Außerordentliche Neigung zum geistlichen Stande. 158. — Anekdote von Voltaire. 158. — Eine Dame verräth die Geheimnisse ihres Geschlechts. 158. — Eine französische Anekdote. 158. — Anekdote von Maurepas. 159. — Welche Todesart hätte Sokrates wählen sollen? 238.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 1, Mitau, den 7. Januar 1807.

Zum ersten Januar

1807.

Wiederum schwand uns ein Jahr im rollenden
Strome der Zeiten,

Auf der wogenden Fluth schwebet ein andres
heran;

Und wir — sinnenden Blicks, am Felsenufer des
Eilands,

Hoher Ahnung voll, grüßen das nahende
wir. —

Heil und Segen und Glück bring uns von den
Sternen hernieder,

Sproßling der Ewigkeit, du, der du ver-
schlenert uns nahst!

Daß den geschwundenen Tagen die jüngeren
Brüder stets gleichen,

Daß auch der Abend des Jahrs goldener
Morgenstrahl sey.

Liebau.

Literatur.

Kuronia, eine Sammlung vaterländischer Gedichte. Herausgegeben von Ulrich Frenherrn von Schlippenbach. Zweite Sammlung. Mitau, bey Steffenhagen und Sohn. 1807. 124 S. 8. und vier Musikblätter.

Eben weil uns Sorgen in das neue Jahr geleiten, laßt uns den Grazien und Musen opfern! Kuronia ladet uns wieder zu deren Priestern ein.

Diesmal will Rec. es nicht mit den Namen zu thun haben, darum schickt er diese voraus. Es haben Beiträge geliefert: Pastor Becker, Frau Kammerherrin v. d. Recke, Hofrath v. Grotthuß, Instanzsekretär Langhansen, Professor Liebau, Superintendent Maczewski, Friedrich Meander, Kandidat Preuß, F. v. Sacken, Otto v. Saß, Frenherr v. Schlippenbach, Trautvetter, Doktor Trinius und einige Ungenannte.

Bloß die poetischen Gestalten an sich wollen wir ins Auge fassen. Da sind denn nun wohl einige, die nach Zügen und Gewand als alte Bekannte erscheinen, ohne doch je so leicht sich uns zu lieben Vertrauten machen zu können. Wir meinen nicht sowohl die Epigramme, als welche ihren Grund haben, sich oft vorzuführen (so lange nämlich, bis sie endlich doch gefallen), sondern es gilt hier solchen Gedichten, wo die Idee, wie die Darstellung, obschon beydes gefällig genug,

doch zu oft bereits dagewesen ist, wie S. 15 Mädchen's Klage; S. 32 Die Mutter am Grabe des einzigen Kindes. Daß auch dergleichen sich neu machen kann, wäre es auch bloß durch Leichtigkeit des Tons, zeigt S. 34 das Frühlingsliedchen für Kinder.

Andre Gestalten hier wollen ernstlich genug originell seyn, sind aber doch wohl nur — fremd; wie S. 29 Lied; S. 43 Der Geburtstag; S. 45 Die Rache (fast unverständlich); S. 53 An Herrn v. S. bey'm Schlusse des Jahres; S. 57 Das Auge und die Seele; S. 110 Frage: oder wohl gar widerliche Ungethüme, wie S. 17 An Bunna.

Dafür aber gehört bey weitem der größere Theil der Gesellschaft, in die man hier eingeführt wird, unter jene Bekanntschaften, die man gern macht. Bey mehreren wird man es gewiß nicht bey'm erstenmale Sehen bewenden lassen. Impo-
nierend = oder freundlich = neu erschienen dem Rec.
insbesondere Der Reich, S. 5; Die Bitte, S. 12; Bitte, S. 13; Die Wiedergeburt, S. 22; An J..., S. 27 (nur nicht korrekt in der Diktion); Ehrhard an Laura, S. 38; Als mein Albert ängstlich träumte, S. 42; An die Hoffnung, S. 67; An J..., S. 72 (wo doch der Faun schon ein wenig gezupft hat); und ganz vorzüglich Die Erde und der Him-

mel, S. 59, und Die Linde vor dem Hause Walters von Uri, S. 80.

Die beygefügtten Kompositionen der Herren Trautvetter und Brettschneider sind leicht und gefällig, und der Notendruck zeigt, daß Herr Steffenhagen für seine schon so reich versehene Dfficin eine neue treffliche Akquisition gemacht hat.

Über nun eine Gewissensfrage. Wenn ein Leser dieser Anzeige zufällig das Büchelchen neben sich liegen hatte, welche Auszeichnungen verglich er zuerst? Schwerlich die lobenden. Wir sollten dieser Unart der Adamsnatur, am Tadel sich zu ergötzen, nicht so viel Nahrung geben! Am wenigsten in unsern Gegenden, wo die große Menge der Halbkultivirten es so gern sieht, wenn die Schriftsteller ihr Gelegenheit und Stoff geben, sie herabzusehen. Schade, daß des braven Bacmeisters bloß referirende russische Bibliothek zu seiner Zeit uns so gewaltig langweilte.

G. C. v. L.

Die Tendenz unsers Zeitalters, zur Natur zurückzukehren.

Wenn es wahr ist, was unsre Philosophen behaupten, daß das, bis jetzt nur noch in den Dichtungen der Alten lebende, goldne Zeitalter für die Menschheit erst alsdann wieder kommen könne,

wenn wir selbst zu unser Aller Mutter, zur Natur, zurückgekehrt sind, von welcher sich die Menschen, als ungehorsame und undankbare Kinder nach und nach immer weiter entfernten: so scheint es wirklich, als ob wir uns dieser glücklichen Periode in unsern Tagen mit Riesenschritten näherten, da die ganze Tendenz unserß Zeitalters auf Natur, oder doch wenigstens auf Natürlichkeit hingerrichtet ist.

Die neueste Philosophie selbst giebt hierin den Ton an, denn sie nennt sich Naturphilosophie; und obgleich Mutter Natur dieselbe in der Gestalt, wie sie aus dem Schooße ihres Erzeugers hervorging, zwar wohl für eine natürliche, aber nicht für eine legitime Tochter anerkennen dürfte: so könnte sie vielleicht doch unter der Bearbeitung solcher Köpfe, welche ihre Attentate auf die uralten Rechte, die der unsterbliche Kant dem Verstande von neuem mit so kräftiger Hand vindicirte, gebührend einzuschränken, und sie überhaupt aus einer siechen Somnambule in ein gesundes und verständiges Mädchen, das seinen Liebhabern nicht bloß süße Träumereien einer schwärmenden — um nicht zu sagen einer franken — Phantasie, sondern auch eine für Geist und Herz gleichstärkende Nahrung zur Unterhaltung darbietet, zu verwandeln wüßten — sie könnte, sagen wir, nach einer solchen Metamorphose, die denn aber freylich sogar leicht nicht zu bewirken seyn möchte, allerdings das ihrige dazu beitragen, die

Menschen auch in ihrem Wissen der Natur wieder näher zu bringen.

Weniger würde dieses von einem andern Zweige menschlicher Thätigkeit, in welchem sich gegenwärtig ebenfalls ein recht sichtbares Streben nach dem ursprünglichen Zustande der Natur äußert, ich meine von der Politik, erwarten lassen; denn hier geht doch in der That alles beynahe zu natürlich her, und es gilt, genau besehen, wenig mehr, als was ehemals galt, da die Menschen noch von Früchten und Wurzeln lebten, und ein bestimmtes und gesichertes Eigenthum unter ihnen noch nicht statt fand, das Recht des Stärkern, welches, wie Rousseau in seinem *contrat social* sehr richtig bemerkt, nur ironisch den Namen eines Rechts erhalten konnte, wenn es gleich in der Regel als ein solches ausgeübt wird. Ob nun aber die Grundsätze, nach denen hierbey, wenn sie konsequent seyn wollen, der Stärkere sowohl als der Schwächere nothwendig handeln müssen, uns in den Zustand einer unverdorbenen Natur zurückversetzen und also das goldene Zeitalter herbeiführen werden, dieß möchte wohl sehr zu bezweifeln seyn.

Doch, überlassen wir es der Zukunft, was sie aus dieser allgemeinen, mit der ursprünglich bessern Natur des Menschen so auffallend kontrastirenden, Gährung, gleichsam wie durch einen chemischen Proceß, herausbilden will, und richten wir unsre Blicke auf einen andern Gegenstand,

welcher uns aus dem Gesichtspunkte, aus welchen wir ihn hier, gleich den übrigen Gegenständen betrachten, eine erfreulichere Aussicht darbietet, weil man bey der Behandlung desselben in unsern Tagen der Natur unläugbar näher gekommen ist, ich meine die Entwicklung des eigentlichen Menschen durch die Erziehung. In ältern Zeiten suchte man alles nur in den Menschen hineinzubilden, und das war unstreitig verkehrt und der Natur entgegen; in neuern Zeiten sucht man hingegen alles aus dem Menschen herauszubilden, und dieß ist eben so unstreitig richtiger und dem eigentlichen Gange der Natur selbst weit angemessener, wie man dieß sogleich einsehen muß, wenn man dabey an den Zweck aller Erziehung denkt, welches ja kein andrer seyn kann, als der, den Menschen, durch eine naturgemäße Entwicklung der bereits in ihm vorhandenen Kräfte und Anlagen, zur Humanität zu bilden. Allein, so wie jede gute Sache, besonders im Anfange, wo die Meister über die zweckmäßigste Art ihres Gebrauchs selbst noch nicht recht einig sind, von unwissenden, oder — welches noch schlimmer ist — von halbwissenden Pfuschern gemißbraucht wird, so geht es auch mit der sogenannten neuern Erziehung. Seitdem es Mode geworden zu seyn scheint, daß jeder Musensohn, der einmal einen Knaben lesen lehrte, oder ihm die ersten Anfangsgründe irgend einer Wissenschaft beybrachte, sich nun auch sogleich zum

pädagogischen Schriftsteller berufen fählt, und seitdem unsre Büchermessen mit Schriften aller Art überschwemmt werden, welche für Kinder — oft geräth man in Versuchung zu glauben, auch von Kindern — geschrieben sind: so weiß man in der That nicht, ob man der Erziehungskunst zu diesen Fortschritten Glück wünschen, oder ob man ihr darüber sein Beyleid bezeigen soll; wenigstens möchte man das letztere thun, wenn man gewahr wird, wie so manche Erzieher aus übergroßem Eifer, ihre Zöglinge zu Naturmenschen zu machen, vorlaute und naseweise — sie nennen es naïv — oder rohe und ungesittete — sie mißbrauchen hier das Wort: natürlich — Taugenichtse aus ihnen bilden, welche in ihrem zehnten Jahre schon Dinge wissen, die sie erst im zwanzigsten erfahren sollten, und Streiche begehn, die einem Taugenichts von reiferm Alter Ehre machen würden. Indes, so wie nirgends der Mißbrauch einer Sache den eigentlichen Werth und Nutzen derselben aufhebt, so dürfen wir uns auch hier durch einzelne Erfahrungen von der schiefen Anwendung der bessern Erziehungsregeln unsers Zeitalters, nicht zu einem übereilten Urtheil über den wahren Werth und Nutzen dieser Regeln selbst verleiten lassen, und überhaupt in dieser so wichtigen Angelegenheit, wo sich am allerwenigsten etwas übereilen läßt, nicht zu viel auf einmal verlangen; sondern wir müssen vielmehr auf dem Wege, den uns Männer vor-

zeichneten, welche dazu Kraft und Beruf haben, und auf denen ein ächtpädagogischer Geist ruht, mit fester Beharrlichkeit fortschreiten, und es übriggens der Zeit überlassen, daß sie unsre Bemühungen mit einem erwünschten Erfolge kröne, und uns glücklich an das schöne Ziel der Natur hinführe, auf welches alle unsre Bestrebungen vernünftiger Weise gerichtet seyn müssen.

Fragen wir nun aber, wie es von Seiten der Natürlichkeit mit unsern Sitten, mit unserm gesellschaftlichen Betragen, mit unsrer Kleidung, und überhaupt mit unsrer gesammten äußern Lebensweise stehe, so scheint es, trotz der so mancherley künstlichen und zum Theil sogar erkünstelten Bedürfnisse, welche sich in Ansehung der genannten Gegenstände beynahе mit jedem Tage vermehren, als ob unser Zeitalter sich den ursprünglichen Naturverhältnissen immer mehr und mehr nähern wollte. Die alte Steifheit und Gezwungenheit ist aus unsern geselligen Zirkeln so ziemlich allgemein verbannt, und es herrscht in denselben, im Ganzen genommen, ein weit freyerer Ton als ehemals. Nur schade, daß man auch hier so häufig in das andre Extrem verfällt, und die Freyheit im Umgange, welche mit Recht zur guten Lebensart erfordert wird, nicht selten so weit ausdehnt, daß sie in eine offenbare Vernachlässigung der gewöhnlichen Höflichkeitsgesetze ausartet, wie dieß, besonders in größern Städten, jeder nur

mittelmäßige Beobachter, der nicht bloß in Gesellschaft geht, um zu spielen und die Zeit zu tödten, sondern um an eigner Bildung zu gewinnen und seine Menschenkenntniß zu vermehren, durch vielfältige Erfahrung bestätigt finden wird.

Eben so ließen sich denn nun auch über die gegenwärtige Art sich zu kleiden, bey dem männlichen sowohl als bey dem weiblichen Geschlechte, so mancherley Bemerkungen machen, wenn nicht zu befürchten stünde, daß das, was in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo dieß geschrieben wird, darüber gesagt werden kann, vielleicht schon alsdann, wenn es gelesen wird, nicht mehr in seinem ganzen Umfange anwendbar seyn möchte, weil die Kleidermoden einem zu schnellen Wechsel unterworfen sind, als daß sich eine allgemeingültige Charakteristik ihrer einzelnen Abänderungen geben ließe. So viel bleibt indeß immer gewiß, daß unsre jetzigen Kleidertrachten, aus dem Gesichtspunkte der Natürlichkeit angesehen, ihrem Zwecke näher kommen, als die ehemaligen, denn sie sind einfacher — weniger überladen. Allein da der Charakter der Natur nicht bloß Einfachheit, sondern zugleich auch Anstand und Würde ist; so möchten sie dennoch eine schärfere Kritik wohl nicht von allen Seiten aushalten können; wie denn überhaupt wegen der Verschiedenheit des Geschmacks die Stimmen hierüber zu getheilt seyn

würden, als daß an eine völlige Vereinigung derselben zu denken wäre.

Noch könnte hier über Häuserbau, Zimmerverzierungen, Meublement, Gartenanlagen und dergleichen ähnliche Dinge mehr so manches beygebracht und die in denselben immer mehr sichtbar werdende Tendenz, die Natur nachzuahmen, etwas genauer gewürdigt werden; allein dieß würde, da gegenwärtiger Aufsatz keinesweges eine vollständige Aufzählung aller hieher gehöri gen Gegenstände beabsichtigt, theils zu weit führen, theils Erörterungen nothwendig machen, die für diese Blätter nicht geeignet seyn dürften. Und deshalb glaubt der Verfasser, daß das bisher Gesagte für seinen gegenwärtigen Zweck hinreichend sey, nicht nur zu zeigen, daß sich unser Zeitalter auf dem schönen und des Menschen so würdigen Wege zur Natur wirklich befinde, sondern auch auf die mancherley Fehltritte und Mißgriffe aufmerksam zu machen, die demjenigen nur gar zu leicht begegnen können, der die Natur selbst, als das Ziel, auf welches, im Fall wir etwas Vollständiges leisten wollen, unser gemeinsames Bestreben hinarbeiten muß, nicht unverrückt im Auge behält.

H d b g.

Der Ring des Grafen Esser.

Man hat seit einiger Zeit in dem Gentlemen's Magazine den Umstand der Geschichte in Zweifel gezogen, wo die Königin Elisabeth ihrem Liebling, dem Grafen Esser, einen Ring gegeben, der ihm das Leben gerettet haben würde, wenn ihn die falsche Gräfin Nottingham der Königin zur rechten Zeit übergeben hätte; allein da dieses Faktum von mehreren Geschichtschreibern ganz deutlich erzählt worden, da man den Umstand nicht allein in Osborn's traditional memoirs on the reign of queen Elisabeth von 1658, in Goldsmith's history of England, in einem Buch the unfortunate court favorites of England von 1695, in einem andern sehr seltenen Werke the secret history of the most renowned Q. Elisabeth and the Earl of Essex, und endlich in dem glaubwürdigen Hume bestätigt findet, nach dessen Geschichte man Ursache hat zu glauben, daß dieser Umstand (wo die Königin bey dem Todtbette der Gräfin Nottingham ihre Falschheit erfuhr, und die Todtfranke heftig bey den Schultern im äußersten Zorne schüttelte) der Grund der zehntägigen stummen Melancholie war, an der Elisabeth starb: so wurde die Gegenmeinung bald lauter, als die erste zweifelnde Einwendung. Doch haben die Verfechter sich noch durch einen Beweis verschanzt, der allerdings interessant ist. Der Marquis of Caermarthen hat nämlich der Society of Antiquaries

zu London in einer Sitzung einen Ring mitgetheilt, der, allem Anschein nach, übereinstimmend mit allen den Umständen, die bekannt sind, der wirkliche Ring ist, welchen die Königin dem Grafen Effer gab. Es ist der Kopf jener Königin, dem Ansehen nach ein Dmir, ob zwar die Masse des Kopfes die nämliche mit dem unterliegenden Grunde zu seyn scheint. Der Ring, wie dieß der Gebrauch des Alterthums war, kann umgedreht werden, und auf dem Revers findet man einen ganz gewaffneten Ritter zu Pferde, im Hintergrunde aber sieht man zwey Paläste; unter dem einen stehen deutlich die Buchstaben E. S., unter dem andern S. E. X. An dem Ringe befindet sich noch ein kleines Außenringelchen, wodurch man sieht, daß er, wie ein Ornament, an einem Halsgehänge gebraucht wurde. Es würde sehr aufklärend für die Sache seyn, wenn man etwas davon erfahren hätte, wie dieser Ring in die Familie des Marquis of Caermarthen kam, da man weiß, daß er bey der Nottingham Tode wieder in der Königin Hände gekommen ist; allein davon ist bey der Gelegenheit nichts bekannt geworden.

Die antiquarischen Späher.

Der berühmte Alterthumsforscher Landolina in Syrakus machte einst mit mehreren dort eben anwesenden Fremden eine antiquarische Wande-

rung. Es entstand ein Zwist über eine Vertiefung
 in einem Felsen, die ein jeder nach seiner Weise
 interpretirte. Einige hielten sie für das Grab eines
 Kindes irgend einer alten vornehmen Familie, und
 brachten Beweise bey, die vielleicht eben so proble-
 matisch waren, als die Sache, welche sie beweisen
 sollten. Man sprach und stritt hin und her. Ein
 alter Bauer nicht weit davon bemerkte, daß von
 diesem Loche die Rede war. Er kam näher, er-
 kundigte sich und hörte, worüber gestritten ward.
 Daß kann ich ihnen leicht erklären, hob er an:
 vor ungefähr zwanzig Jahren habe ich es selbst
 gehauen, um meine Schweine daraus zu füttern;
 da ich nun seit geraumer Zeit keine Schweine mehr
 habe, füttere ich auch keine mehr daraus. Die
 Archäologen lachten über die bündige Erklärung,
 ohne welche sie unstreitig noch lange sehr gelehrt
 darüber gesprochen und vielleicht sogar geschrieben
 hätten.

D a s G e m ä l d e.

(An Madame C. in Leipzig. 1794.)

Malen will ich dich mit Flammenzügen,
 In der Wahrheit hellem Kolorit;
 Hohen Künstlerruhm will ich ersiegen,
 Täuschend soll, wie Farbenspiel,
 Dein Gemälde vor mir liegen;
 Du, gezeichnet durch Gefühl,
 Das in meinem Busen glüht,

Sollst, dich kann die Schmeicheln nicht schmücken,
Treu dein schönes Bild erblicken.

Sie setzen sich hier auf das Kanape
Und sagen ja kein Wort; denn wenn sie sprechen wollen,
Vergift der Maler Farben, Pinsel, Rollen,
Und hält, um nur ganz Ohr zu seyn,
Mit Zeichnen und mit Malen ein.
Sie heben jezt den Kopf ein wenig in die Höh'.
Ich fange an, um mit geübten Händen
Das feltne Meisterwerk zu enden.

Schwarz das Lockenhaar und wallend,
Leicht am Nacken niederfallend,
Wie der Würde Sinnbild sey
Ihre Stirne hoch und frey;
Wie, von Schatten leicht umflogen,
Lieblicher der Himmel strahlt,
Sind die Augen von zwey Bogen
Schwarz und sanft gekrümmt umzogen.
In den heißen Feuerblicken
Liege seliges Entzücken,
Ihre Nase sey gebogen,
Und der Mund muß selbst im Schweigen
Hoher Weisheit Würde zeigen.
Wie der Strahl auf leichten Wogen,
Wie auf Wolken sich der Blitz,
Wiege, schaucl'le, flattr'e Wis
Um die Lippen, — und der Busen! —
D, verlaßt mich nicht, ihr Musen!
Ha! mir fällt der Pinsel aus den Händen,
Phantasie du magst dieß Bild vollenden.

Schlittenbach.

Die Pausen.

Ein Polak, Freund vom Musciren,
 Nahm Musikanten an und ließ
 Von Note ein Konzert probiren.
 Die Harmonie erscholl, doch hieß
 Die Partitur zwey Hörner lang' pausiren.
 „Was stehn die Kerle stumm, und alle streichen schon?“
 Fragt er den Meister der Kapelle. —
 „Sie haben Pausen an der Stelle.“
 Ey, rief der Pole da, im barschen Herrenton:
 Was Pausen! hört ihr nicht? sie schweigen;
 Bey mir muß jeder gleich aufspielen, blasen, geigen;
 Ich zahle allen gleichen Lohn.

— f —

A n z e i g e.

Von diesem Wochenblatte wird, wie bisher, jeden Montag ein Bogen ausgegeben. Die halbjährige Vorausbezahlung, für ein Exemplar auf Druckpapier 6 Gulden, auf Postpapier 2 Thlr. Alb., nehmen hier zur Stelle die Verleger Steffenhagen und Sohn, in den übrigen Städten und auf dem Lande aber einzig und allein die respectiven Postämter entgegen. Auch ist dafür gesorgt, daß in den Rigischen und andern Buchhandlungen Exemplare zu haben sind.

D r u c k f e h l e r.

In No. 53 des vorigen Jahrganges ist S. 422, Z. 3 st. jeden jedem; S. 435, Z. 13 st. größer größere; S. 436, Z. 6 st. sei nem einem; ferner in der Beilage S. 438, Z. 3 v. u. st. im dem indem, und S. 442, Z. 4 st. Taavtologie Taavtologie in lesen.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland.

No. 2. Mitau, den 14. Januar 1807.

L i t e r a t u r.

Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, vorzüglich Liefland, Ehstland und Kurland betreffend. Herausgegeben von Ernst Wilhelm Drümpelmann und Wilhelm Christian Friebe. Erstes Heft. Mit fünf (von C. Eusemihl in Darmstadt gestochenen, illuminirten) Tafeln. Riga, 1806. Gedruckt bey W. F. Häcker. Im Verlage der Herausgeber und in der Hartmannschen Buchhandlung. Ohne den Vorbericht, VI. u. 10 S. Fol.

Das vorliegende Werk verdient, sowohl seines Gehalts als seiner artistischen Ausführung wegen, eine genauere Anzeige in unsern Blättern, damit auch auf diesem Wege das größere lesende Publikum von dessen Existenz unterrichtet werde und sich dasselbe als nützliches vaterländisches Produkt zueigne. Der bloße Titel könnte es leicht unter der Zahl der gewöhnlichen Bilderbücher überse-

hen und das vortreffliche in demselben unbemerkt bleiben lassen.

In dem Vorberichte suchen die Herausgeber den Nutzen der Naturwissenschaft im allgemeinen, so wie besonders der Naturgeschichte des Vaterlandes darzuthun. Es ist aber eben nicht erfreulich, daß in unsern Tagen der Nutzen einer Wissenschaft noch dringend bewiesen werden muß, die in dem unermesslichen Felde des menschlichen Wissens vielleicht der angenehmste und wichtigste Theil ist, mit dem alle übrige so genau zusammenhängen, daß sich Niemand in einer andern deutliche Begriffe und brauchbare Kenntnisse erwerben kann, wenn ihm diese ganz fremd blieb. Möchte durch die Herausgabe dieses Werks der Eifer geweckt und das Studium vaterländischer Naturgeschichte thätig befördert werden!

Die Herausgeber scheinen den von Unkundigen oft geäußerten Vorwurf, als sey systematische Naturgeschichte trocken, dadurch von sich ablehnen zu wollen, daß sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden suchen. Wenn aber gleich in eine systematische Darstellung der natürlichen Körper nicht das ganze Wesen der Wissenschaft zu setzen ist, so ist doch Nomenklatur äußerst nothwendig, weil wir dadurch erst in den Stand gesetzt werden, im Buche der Natur ohne Anstoß zu lesen, anderer Beobachtungen zu nutzen, und eigne wieder mitzutheilen. Es giebt der Spielenden selbst unter

den Gelehrten so viele, daß man die Zahl derselben nicht vermehren, sondern die Wissenschaft auf den höhern Standpunkt heben sollte, auf welchem ihre Reize gewiß nicht vermindert werden. Anschauliche Begriffe sind in keiner Wissenschaft so wichtig als in der Naturgeschichte, und gewähren die sicherste und angenehmste Kenntniß. Ein Werk, wie das gegenwärtige, mit treuen, der Natur nachgebildeten, Abbildungen, und mit Beschreibungen aus der Quelle eigner Beobachtung geschöpft, muß daher zahlreiche Beförderer finden, und dem Inländer, wie dem Ausländer, gleichwichtig seyn. Nur, leider! werden Unternehmungen dieser Art selten bis zu dem gewünschten Ziele fortgesetzt; es erkaltet der Eifer der Unterstützer, deren jene, der leicht zu berechnenden Kosten wegen, in großem Maße bedürfen. Das Leben eines Menschen ist zu kurz, um ein Werk von einem solchen Umfange durchzuführen, und wir freuen uns daher, Herrn Friebe im Verein zu finden. Wer kann die Eigenschaften so verschiedener, dem Auge des Beobachters sich oft entziehender, Thiere nachspüren, ihren Einfluß auf unsere und auf die Haushaltung der Natur berechnen? — Wer kann überall die Zwecke in der Einrichtung der Natur einsehen, wie jedes so eingerichtet ist, daß es zur Vollkommenheit des Ganzen beiträgt; so daß wir begreifen können, daß auch der kleinste Wurm nicht umsonst geschaffen sey;

daß er auf dem Schauplaze der Natur eine Rolle spielen mußte, die nicht leer gelassen werden durfte, wenn diese Welt entstehen und bestehen sollte? — Daß die von sogenannten Naturliebhabern eingesandten Beobachtungen nicht ohne kritische Prüfung angenommen werden mußten, ist eine Bedingung, die demjenigen, der da weiß, wie schwer es ist, genaue Beobachtungen anzustellen, nicht überflüssig scheinen wird. Dergleichen Nachrichten haben, ohne eine strenge Kritik, und wenn man keine eigne Prüfung deshalb anstellt, nur geringen Werth. Erst durch Kritik werden sie eigne brauchbare Kenntniß. *)

Die Herausgeber wollen in den folgenden Hefen (dieser erste erscheint nur als Probe) eine strenge systematische Ordnung nicht ganz verabsäumen; womit gewiß jeder Kenner, der nicht bloß ein Bilderbuch verlangt, zufrieden seyn wird. Es wäre daher zu wünschen, daß künftig auf jeder Tafel nur Thiere von nahe verwandten Arten abgebildet würden, damit sie am Ende zu einem systematischen Ganzen geordnet werden könnten.

*) Es wäre überhaupt wohl eine Auswahl anzurathen, und die allbekannten Thierarten wären auszuschließen, damit das Werk minder kostbar würde, ohne etwas an Brauchbarkeit zu verlieren. Einen Hasen, einen Sperling zc. kennt jeder, ohne dafür zu bezahlen; aber für die Kenntniß der verderblichen Thierarten etwas geben zu müssen, würde niemand gereuen,

In der Einleitung liefern die Herausgeber eine Übersicht der verschiedenen spätern Systeme, nach welchen das Thierreich eingetheilt worden, und zeichnen besonders das Linneische und Lamarckische aus, so wie die von Blumenbach und von Lacepede und Geoffroy entworfene Klassifikation der Säugthiere. Sie wollen das Linneische System zum Grunde legen und zugleich auf andre verweisen. Eine solche gemischte Aufzählung würde jenen Zweck verfehlen und eine Sprachverwirrung herbeiführen. Nur in den wenigen Fällen, wo neuere Entdeckungen es nothwendig machen, dürfte sie zulässig seyn. Sie wollen überdem eine physiologische Übersicht und die Terminologie der Insekten hinzufügen. Da aber ein Werk dieser Art doch nicht eigentlich zum Elementarunterricht bestimmt seyn kann; so scheint diese allgemeine Einleitung in das Studium der Naturgeschichte nicht ganz am rechten Orte zu stehen. Gewiß wäre eine kurze Geschichte der einheimischen Thiere, mit einer gut ausgearbeiteten Einleitung für das Bedürfniß der deutschen Provinzen Rußlands weit zweckmäßiger, und könnte in mehrere Hände gebracht werden, als durch dieses kostbare Werk möglich ist, besonders da die Vollendung desselben auf viele Jahre hinausgesetzt bleiben wird. Bey der Beschreibung und Erklärung der Tafeln ist auf Fischers Naturgeschichte von Livland hingewiesen worden. Dieß macht die Anschaffung die-

seß nicht mehr genügenden Werkes nothwendig, welches hier durch ein wohlfeileres zoologisches Handbuch zweckmäßig ersetzt werden müßte. Der Text zu den Tafeln würde alsdann nur die Anzeige dessen, was von einem auf denselben abgebildeten Thiere, in Rücksicht seiner charakteristischen Kennzeichen, seiner Lebensweise, seines Nutzens oder Schadens, der Hilfsmittel dagegen, der Jagd 2c., bey uns zuverlässig bemerkt worden, mit Ausschluß alles dessen, was in mehreren Büchern zu finden ist, enthalten.

Jetzt noch einige Bemerkungen über die Abbildungen.

Die erste Tafel enthält Schmetterlinge, die mit großem Kunstfleiß der Natur nachgebildet sind. Ungern vermissen wir die Abbildungen der Raupen und Puppen, und selbst im Texte sind nur bey dem Pfauenaug und dem Schillervogel Beschreibungen ihrer Raupen hinzugefügt worden. Die Verwandlungsgeschichte dieser Thierarten darf durchaus nicht fehlen, wenn die Kenntniß derselben vollkommen und fruchtbar seyn soll. Die Lebensdauer der Insekten ist in ihrem Larvenzustande am längsten, die nachtheiligen Arten richten als Larven die größten Verwüstungen an, sind als Larven am leichtesten auszurotten; sie zu kennen ist uns also ungleich wichtiger, als das vollkommene Insekt. Wir bitten daher die Herausgeber, in der Folge darauf Rücksicht zu nehmen.

Auf der zweyten Tafel ist die Graunatter (Otter) und der Feuer- (Erd-) Salamander abgebildet. Von der hierländischen Otter (nicht von der gemeinen Natter, wie diese Art im Text genannt wird) giebt es allerdings sehr viele Varietäten, und wir wollen nicht zweifeln, daß die hier abgebildete der Natur vollkommen treu sey. Allein die Beschreibung finden wir nicht so genau, als Gegenstände dieser Art sie überhaupt erfordern, und würden aus derselben das Thier, von dem die Rede ist, nicht leicht erkennen. So fehlt die Anzeige, daß der dunkle zickzackförmige Rückenstreif, so wie die Seitenflecken, mit rothgelben kleinen Punkten übersäet sind, die doch gerade diese Varietät vorzüglich charakterisiren; oder sind sie ein unerlaubter Zusatz des Künstlers? Die kleinen länglichen (nicht, wie bey der gewöhnlichen Art, halbmondförmigen) Flecken sind zwar in einer konvergirenden Stellung, laufen aber in der Abbildung nicht, wie aus der Beschreibung zu schließen wäre, zusammen. Bey den Ottern, die wir zu untersuchen Gelegenheit gehabt haben, fanden sich immer, wie bey allen, uns bekannten, mit Giftzähnen versehenen, Schlangen zu jeder Seite (weder in noch auf*) der obern Kinnlade zwey Giftzähne.

*) Im Texte heißt es S. 4: „In der obern Kinnlade haben aber diese Nattern zwey bis vier weiße, durchsichtige, krümme, sehr spizige und drey Linien lange Zähne, welche beweglich sind und gewöhnlich auf der Kinnlade liegen.“

Die Abbildung des Feuer- oder Erdsalamanders steht aber vollends im Widerspruch mit dem, was wir selbst im Auslande bemerkt haben, und was auch in der Beschreibung dieses Thieres in der von Bechstein übersetzten Naturgeschichte der Amphibien des Herrn de la Cèpede (welcher doch die Herausgeber fast wörtlich gefolgt sind) ausdrücklich gesagt wird. „Die Haut hat keine Schuppen, ist aber mit einer Menge Drüsen und Poren besetzt, von denen schon viele dem bloßen Auge sichtbar sind.“ Auf der vor uns liegenden Tafel ist dieses Thier auf seiner schwarzen Grundfläche, mit Ausnahme der gelben Flecken, denen man Unebenheiten gegeben hat, und die man, nach der Schattirung, für hervorstehend halten sollte, mit deutlichen Schuppen bedeckt. Wie dieser auffallende Umstand auszugleichen sey, überlassen wir den Herausgebern.

Dritte Tafel, die Koblmeise. Wir merken nur an, daß, nach Vergleichung dieser Tafel mit der Natur, wir den Nacken nicht gelblich-grün, die Brust und den Bauch zu gelb, und die Füße und Klauen zu blau finden.

Die vierte Tafel giebt den Pirol in einer vollkommen meisterhaften Darstellung. Das Weibchen soll in der Folge auch geliefert werden.

Auf der fünften endlich ist der Vieber, den wir lebend zu sehen, nie Gelegenheit gehabt haben, wahrscheinlich vollkommen gut dargestellt.

Zu wünschen wäre noch gewesen, daß vorliegende Werk stünde in seiner ganzen Ausführung als vaterländisches Produkt da, und hätte nicht einmal der Hand eines fremden Künstlers — der eigentlich immer unter den Augen der Natur arbeiten muß — bedurft.

G — .

Neuer Götterfunken.

Allgemein ist die Klage über den Verfall der lyrischen Poesie; Schiller fing seine Recension der Bürgerischen Gedichte damit an, und nun ward es unter den löblichen Recensenten zum guten Ton, auch über das kleinste Gedicht mit dieser großen, erdrückenden Bemerkung herzufallen. Wer liest noch Gedichte? fragt man überall spöttisch.

Es ist wahr, unsre Musenalmanache finden wenig Abgang; aber wer besitzt nicht — und sey seine Sammlung auch noch so klein — wer besitzt nicht unter seinen ausgewähltesten Büchern einen Schiller — Bürger — Salis — Matthiesson — Gleim und Klopstock? — Die poetische Lektüre ist nichts weniger als aus der Mode gekommen, nein, sie ist jetzt gerade eine bestimmte Modelektüre. Wenn heute der Nachlaß eines neuen Schillerschen Musenalmanaches ans Licht träte, so glaube ich würden unsre Buchläden sammt und sonders gestürmt werden, und die Buchhändler hätten von

Glück zu sagen, wenn sie ohne literarische Kontusionen davon kämen. Die guten Gedichte haben noch immer ihr Publikum, und nur die schlechten wollen nicht mehr so recht gefallen — denn man hat ihrer zu viele. Als die deutsche Literatur noch wenig poetische Produkte aufzuzeigen hatte, da war freylich alles recht schön und herrlich, aber einige Großhändler haben den ganzen Kram verdorben, und die armen Hausirer des Schönen und Erhabenen, ich meine die sogenannten Gelegenheitsdichter, müssen nun unaufhörlich den Vorwurf dulden: „das ist schlecht und erbärmlich;“ und das kommt bloß daher, weil wir manchen Raphael in unsrer Gallerie zum Vorbild haben. Vergleichungen zerstören immer.

Mit eben dem Recht könnte man fragen: wer liest noch etwas über Philosophie, Mathematik, Geschichte, Geographie, Chirurgie, Ästhetik, Fortifikation, Jurisprudenz, Taktik (ich menge die elenden Wissenschaften absichtlich untereinander), und wer will noch etwas von einer Dogmatik wissen? — Philosophie ist Wortklauberey — Mathematik ist zu schwerfällig — Geschichte ist Fabel, (wir wissen ja nichts von ihren geheimen Triebfedern) — die Geographie hat zu viel Veränderungen erlitten — die Chirurgie ist kein Studium mehr, denn sie hat nur noch eine Lehre: die Amputation — in der Ästhetik hat jedes Individuum bereits seinen eignen apodiktischen Geschmack — die For-

rifikation hat keine Festungen mehr, die Jurisprudenz nur noch einige willkürliche Gutachten — die Taktik ward dogmatisch und die Dogmatik taktisch wegmandvürt. — Ich frage: giebt's überhaupt noch eine Wissenschaft und etwas Lesenswerthes? Jedes moderne Individuum weiß fast — alles, und die ganze Modernität vielleicht nichts. So ist es denn auch nun erklärbar, warum keiner mehr fremde Verse liest — es fehlt uns nämlich an Zeit, man kann mit der Lektüre seiner eignen Verse kaum fertig werden. Wohin man sieht, steht ein großer Poet, oder einer, der es eben werden will, und mitten durch schreitet, erhabnen Schrittes, wieder einer, der es schon gewesen, mit dem Karren vollbrachter anthologischer Arbeiten daher. Die Konkurrenz ist zu groß. Alles liest sich nur selbst und überall stehen poetische Recensenten, die sich nur selbst bewundern und alles fremde von der Hand weisen, mit dem höhnischen Ausspruch: wer liest das!

Aber mitunter erscheint doch etwas vollendetes, und zwar wie gefunden — ohne sich aufzudringen — so recht schön à propos, d. h. was durch die Auffassung seiner bloßen Form gefällt, — (nach unserm Sprachgebrauch) — ein Gelegenheitsgedicht so selbig.

Raum erschienen, da zanken sich schon die Grazien! — Dießmal wirklich drey, doch nicht um den eigentlichen goldnen Apfel des Paris, nein,

bloß um seine papierne Umwicklung. Drey Dichter bekennen sich nämlich zu dem Eintrachtsliede der Ressource in R. . . *); einer, von dem es hinlänglich bekannt ist, daß er alle Arten falscher Dental=Artikulationsgehülfsen fabricirt, durch ein mystisches Lächeln; der andre, durch eine ängstlich

*) Hier folgt es:

Am Stiftungstage der Ressource

1 8 0 6.

Mel. Freude, schöner Götterfunken,

Eintracht, heiliges Band der Wesen,

Wunderbar ist deine Kraft,

In den Sternen kann man's lesen,

Auf der Erde was sie schafft.

Ohne dich im Weltengange

Irrten Sonnen von der Bahn,

Stürzten sich im wilden Drange

In des Raumes Ocean.

C h o r.

Wandelt still in euren Kreisen,

Sonnenwelken, wandelt fort,

Wer befolgt der Eintracht Wort,

Weiß die Gottheit auch zu preisen.

Wo die Himmelstochter fliehet,

Hört der Geist des Schaffens auf,

Wild herein das Unglück ziehet,

Niemand hemmt des Jammers Lauf,

Ohne sie zerfällt das Große,

Stürzen Riesenreiche ein,

Durch sie aus dem dunklen Schooße

Steigen hoher Thaten Reih'n.

C h o r.

Walt die Saat im goldnen Wogen,

Freit der Bürger sich der Zeit,

Sieht man heim von langem Streit

Krieger ziehn durch Siegesbogen.

freisende Erklärung den Abend vorher: daß er noch zu Morgen ein Gedicht zur Welt zu bringen habe, und der dritte durch ein göttliches aber redendes Schweigen, im Bewußtseyn: ich bin, der ich bin.

Wir wären übrigens fast geneigt, das ganze Gedicht für eine aus den Wolken gefallene Erscheinung zu erklären; denn es scheint mehr auf das Lokale des Himmels als der Erde berechnet zu

Ja, wo man ihr Ehrenfeste
Feyert, kehrt sie segnend ein,
Werden fröhlicher die Gäste,
Schäumet geistiger der Wein,
Fühlt man erst den Werth der Brüder
Und der Freundschaft süßen Drang,
Mächtiger an die Gemüther
Schlägt der Freude Rundgesang.

C h o r.

Tönet: Alexander lebe!
Lauter und im vollern Chor
Zu dem Sternenzelt empor,
Daß Ihn schützend Gott umschwebe.

Seine Sorgen Ihm vergelten
Und die Last der Herrscherpflicht,
Können Unterthanen selten,
Nein, sie können's niemals nicht.
Doch die Menschheit um uns lieben,
Arme, Schwache zu erfreun
Und des Wohlthuns Pflichten üben,
Brüder, das heißt dankbar seyn!

C h o r.

Ja, die Menschheit um uns lieben
Wollen wir, Ihm ähnlich seyn,
Arm' und Schwache gern erfreun,
Und des Wohlthuns Pflichten üben.

seyn — mehr ein Lied für Götter, als Menschen. „Wandelt still in euren Kreisen, Sonnenwelten, wandelt fort;“ so kann nur ein Gott sprechen. Aber der Nachsatz, der Nachsatz! — „Wer befolgt der Eintracht Wort, weiß die Gottheit auch zu preisen,“ das klingt wieder rein menschlich — (fast möchte man sagen) — gemein — ist es vielleicht gar ein Duett zwischen Himmel und Erde?

Die Eintracht, das sehen wir klar — steht da; aber was uns ärgert, ist, daß gerade Schillers Götterfunken die verzerrte Ohlgöttin transparent machen muß. — Illuminir' so viel du willst, nur nicht mit Götterfunken! — Reiß bey Reiß und überall die sichtbarste Reminiscenz! — Der kleine Lampenglanz ist zwar ganz niedlich; aber oben scheint, zum Unglück, der Mond.

Dabey ist fast zu viel Bewegung in dem Liede: — „Weltenglanz — Irren — Bahn — Stürzen — Drang — Wandeln — Ziehen — Laufen — Steigen — Fallen — Schlagen, wie gesagt, zu viel Rumor und Ansaß und Anstrengung zum Vordringen, und bey alledem kommt doch der Dichter — risum teneatis amici? — nicht von der Stelle.

An der nothwendigsten Eigenschaft mangelt es diesem Gedicht gänzlich, und nur an Fehlern hat es einen Überfluß. Gleich zu Anfange wird die Eintracht angeredet, und am Ende desselben Punktes schon von ihr in der dritten Person gesprochen. Die Konstruktionen sind nach Tiefscher Ma-

nier: „wird herein das Unglück ziehet“ — und wir möchten fast, statt Unglück die Lesart: Unsinn — vorschlagen. Und nun: „Nein, sie können's niemals nicht,“ das heiß' ich doch negiren, daß es eine Art hat!

Nach dem Zusammenhang, nach der Ideenverknüpfung, mögen wir gar nicht fragen; da such' mir einer den Zusammenhang! B. 1 neues Weltensystem um die Eintracht; B. 2 nähere Beschreibung der Himmelswirthschaft; B. 3 Gäste — Wein — und Drang, und nur B. 4 endlich einmal ein wahrhaft vernünftiger Gedanke. —

Und der Ausdruck? — Ja, der ist ein wahrer schmerzhafter Eindruck! — „In den Sternen kann man's lesen, auf der Erde, was sie schafft“ — welch eine halßbrechende Arbeit! — Der Ocean des Raumes — Thaten Reih'n (d. h. ganze Kolonnen von Thaten) — Im vollern Chor — der an die Gemüther schlagende Rundgesang, — das ist mehr, als ein menschlicher Kritiker ertragen kann!

Aus alle dem aber ergiebt sich, daß man im Weltengange, durch Sonnen und Sterne ganz fordistal, oder auch im wilden Drange herumirren, in Sternenzelten pokuliren und mit Himmelstöchtern spektakeln kann, ohne bey alledem ein Schiller zu seyn, oder es jemals zu werden.

Aus den letzten Zeilen spricht offenbar unser Eckardt, vernünftig und schön, obwohl nur in

einem fremden, aber doch beseligenden Echo. —
Wir erkennen seinen herzlichen Ton wieder! —

B.

A n e k d o t e n.

Die zügellose Lebensart, die der Maler Hollbein gewöhnlich führte, und die wenige Ordnung, die in seinem häuslichen Leben herrschte, zwangen diesen berühmten Meister, oft um geringen Lohn zu arbeiten. So erzählt man, daß er einst mit seinem Wirth übereingekommen sey, die Wände seines Hauses zu malen. Der Wirth wurde aber bald gewahr, daß Hollbein sehr oft die Arbeit liegen ließ und seinen Vergnügungen nachging. Dieß bewog jenen, beständig ein Auge auf den Maler zu haben. Hollbein, der sich gern den lästigen Aufpasser vom Halse schaffen wollte, malte nun zwei Weine an die Wand, die vom Gerüste herabzuhängen schienen. Der Wirth wurde jedesmal getäuscht, wenn er, seiner Gewohnheit nach, zu sehen kam, ob der Maler arbeite, und glaubte diesen, der unterdeß längst über alle Berge war, wirklich in voller Beschäftigung zu erblicken.

Der Buchbindermeister einer kleinen Stadt wurde zum Rathsherrn erwählt. Kurz darauf veranstaltete eine daselbst blühende Schulanstalt eine öffentliche Prüfung und sandte die wegen dieser Feierlichkeit gedruckte Einladungsschrift auch dem neuen Rathsherrn zu. Der Schüler, welcher sie ihm übergab, hatte ihm vorher schon oft von einem der Lehrer Bücher zum Binden gebracht. Der Rathsherr band also auch das Programm ein und schickte es dem Lehrer mit einer Rechnung wieder zurück.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 3. Mitau, den 21. Januar 1807.

L i t e r a t u r.

Arbeiten der literarisch-praktischen Bürgerverbindung in Riga. Zwentes Heft. Riga, 1805. Gedruckt bey Jul. Conr. D. Müller. 31 S. — Drittes Heft. Ebendasselbst 1806. 47 S. 8.

Bereits im ersten Bande der W. U. S. 321 gaben wir eine kurze Übersicht des ersten Hefts dieser periodischen kleinen Schrift, deren Bestimmung es ist, dem Publikum von Zeit zu Zeit die Resultate der Bemühungen jener patriotischen Männer, welche ein gemeinsames Band zu einem gemeinnützigen Zweck verbindet, vor Augen zu legen und ihm von den Arbeiten der Gesellschaft Rechenschaft zu geben. Unser Urtheil vom Ganzen enthält schon die frühere Anzeige. Wir beschränken uns daher hier auf die bloße Anführung der in den vor uns liegenden beyden Heften enthaltenen Arbeiten. Diese sind folgende. — Im zweyten Heft.

1) Was ist ein Haken Landes in Livland? Hier wird die in Livland gewöhnliche Hafeneintheilung nach der Beschaffenheit und dem Ertrage des Bodens mit großer Genauigkeit bestimmt und gezeigt, daß dabey die bloße Oberfläche in keine Betrachtung komme. — 2) Erdnuß. Unter dieser Überschrift findet man die Beschreibung der auch in Kurland unter dem Namen Erdmauß nicht unbekannten, kartoffelähnlichen Frucht, die in fettem Boden unter der Erde fortwuchert und im Geschmack der Kastanie gleicht. — 3) Erdmandel. Empfehlung zur Anpflanzung derselben. — 4) Eine wohlfeile Art zu waschen. Man nimmt zwanzig Pfund feine Thonerde und beutelt sie zum feinsten Pulver — löst darauf 1 Pfund Potaſche in 4 Pfund heißem Wasser auf und setzt ein halbes Pfund frischgelöschten Kalk zu. Diese Lauge wird auf die gebeutelte Thonerde gegossen und diese dann zu Kugeln geknetet. Trocken bedient man sich dieser statt der Seife. — Neu ist diese Art zu waschen — ob aber auch wohlfeiler? lassen wir dahin gestellt seyn. — 5) Um dem Syrup seinen für den Gebrauch unangenehmen Geschmack zu nehmen. Es wird vorgeschlagen, den Syrup zu gleichen Theilen mit Wasser zu mischen und dazu den vierten Theil grob zerstoßener Holzkohlen zu legen. Diese dreysache Mischung muß in einem verzinnten Kessel eine halbe Stunde gelinde kochen, dann, durch ein wollenes Tuch gegossen,

nochmals ans Feuer gebracht werden, damit durch Verdunstung des überflüssigen Wassers der Syrup zu seiner ursprünglichen Konsistenz gelange. 6) Benutzung des Kartoffelkrauts. — 7) Mittel, das Wasser vor Fäulniß zu bewahren. Das hier vorgeschlagene — der Kohlenstaub — ist bereits bekannt. 8) Vorschlag zur Fortpflanzung des Lerchenbaums. (Aus dem Reichsanzeiger von 1803 No. 155 entlehnt).

Im dritten Heft finden sich folgende Rubriken, deren Inhalt mehr oder weniger bekannt und größtentheils anderswoher entlehnt ist. 1) Etwas über das Verhalten im Winter. 2) Über die Anwendung der mineral-sauren Räucherung zum Verbessern einer faulen, mit ansteckenden Stoffen angefüllten Luft. 3) Abhandlung über das Einschlämmen, welches besonders beym Versetzen der Bäume und Sträucher nicht genug empfohlen werden kann. 4) Die zuverlässigste, dauerhafteste und wohlfeilste Art, Ziegeln dem Wasser undurchdringlich zu machen. Es wird dazu ein Firniß vorgeschlagen und dessen Bereitung angegeben. 5) Der wohlfeilste und dauerhafteste Mörtel oder Kitt, um Dachziegeln vor dem Eindringen jeder Feuchtigkeit zu schützen. Ein Pendant zum vorstehenden. 6) Bewährtes

Mittel zur Vertilgung aller Arten von Insekten an Bäumen und Pflanzen.

7) Holz mit einer Steinmasse zu überziehen. 8) Ein Mittel, das in Brand gerathen der Schornsteine zu verhüten, oder wenigstens zu erschweren. Eine inwendige Kalkglasur. 9) Dorbeseuille erfindet eine Filtrirmaschine. 10) Tressé Benutzung der Gartenrose in der Haushaltung, durch Bereitung einer Paste oder Roggenmehl.

Man sieht hieraus zur Gnüge, was man in beiden Heften zu suchen hat und was man darin findet. Neue Erfindungen oder wichtige Entdeckungen sind es nicht. Dennoch dürften sie in hiesigen Gegenden vielen neu — und unter diesen den meisten willkommen seyn.

— 8.

Notizen aus Dr. Huhns Reise nach Klein-
rußland.

Unser Landsmann, Herr Kollegienrath Dr. von Huhn, begleitete im Herbst 1805 den Herrn Grafen Alexius Rasumoffski, bey dem er Hausarzt ist, auf einer Reise von Moskwa nach Kiow, und hat seine bey dieser Gelegenheit niedergeschriebenen Bemerkungen neuerlich in russischer Sprache her-

ausgegeben *). Wenn nun gleich durch den letztern Umstand das Werk von einer eigentlichen Beurtheilung in diesen Blättern ausgeschlossen wird; so glauben wir doch, daß manche Notizen daraus unsern Lesern um so mehr willkommen seyn werden, als die Ukraine in vieler Hinsicht näher gekannt zu seyn verdient, und man von der Beschaffenheit dieses Landes nur hier und da einige Bruchstücke aufgezeichnet findet.

Das Buch ist in drey Theile getheilt und mit 12 Kupfern und 3 Titelvignetten (die aber sämmtlich nicht sehr zu rühmen sind) versehen. Der erste Theil enthält die Reise von Moskwa nach Potschep; der zweyte die Reise von Potschep nach Kiew, und der dritte die Rückreise nach Moskwa.

Die Beschreibung, welche der Verfasser in Briefen an seinen Freund E — eingekleidet hat, hebt mit dem K a l u g a s c h e n Gouvernement an. Hier werden besonders von der Kreisstadt K a l u g a, von dem, was sie ehemals war, und was sie gegenwärtig ist, von ihrer Lage an dem Fluß Dka,

*) Sie führen den Titel: Поверхностныя замѣчанія по дорогѣ отъ Москвы въ Малороссію въ осени 1805 года. Сочиненіе Опшона фонъ Туна. Переводъ съ Нѣмецкаго, съ рисунками. Москва, въ Типографіи Платона Бекетова 1806. (Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Moskwa nach Kleinrußland; von Otto von Fuhn. Uebersetzung aus dem Deutschen. Mit Kupfern. Moskwa, bey Platon Beketow, 1806.) 60, 124. n. 35 S. 8.

ihrem ausgebreiteten Handel, den dasigen Fabriken, der Volksmenge, dem Charakter der Einwohner und der ungewöhnlich großen Sterblichkeit an diesem Orte, sehr interessante Nachrichten gegeben.

In Koselsk befindet sich eine Forstschule für 30 Zöglinge, bey welcher 6 Lehrer angestellt sind. Zur Unterhaltung derselben sind von der Krone 16000 Rub. und zu den Bauten der dazu nöthigen Gebäude 12000 Rub. bestimmt. Nach einem gleichen Plan sollen im ganzen Reiche noch mehrere angelegt werden. Dieses Institut ist mit dem Forstetat des Gouvernements verbunden, und das Personale desselben beläuft sich auf 200. Gelegentlich erwähnt der Verf. hier auch einer Nachricht, die ihm der Herr Inspektor v. Wülfig in Koselsk, aus einem Briefe des so bekannt gewordenen v. Alschenbrenner, mitgetheilt hat. Letzterer will eine Art Miniaturmalerey erfunden haben. Er bereitet nämlich aus Marienglas eine durchsichtige Komposition, die biegsam wie Papier und noch dünner als Postpapier ist. Auf diesem transparenten Körper malt er nun, und das Gemälde wird, wie die ehemalige Glasmalerey, auf beyden Seiten durchsichtig. Ein solches Miniaturgemälde läßt sich wie Postpapier zusammenrollen, und leidet eben so wenig dadurch, als wenn es geraume Zeit in Wasser liegt.

Im Drelsch en Gouvernement ist der Boden äußerst fruchtbar. Man findet hier und da ver-

schiedene gespaltene Berge, unter welchen besonders einer merkwürdig ist, dessen Öffnung einem Krater gleicht, und von dem man erzählt, daß er durch einen Regensturz 6 Faden tief eingerissen sey, und daß man daselbst ein versunkenes Haus von Eichenholz angetroffen habe. Man hat diesen Vorfall auch der Universität zu Moskwa berichtet.

Ungeachtet es schon spät im Jahr war, so fand der Verf. doch sehr viele Pflanzen, die hier namentlich angegeben werden, noch in der schönsten Blüthe. Zugleich liest man hier auch eine Schilderung der Landleute dieser Gegend, nach der eigenen Form ihres Gesichtes und ihres ganzen Körpers, nach ihren eigenthümlichen Kleidertrachten, Gewohnheiten, Neigungen, Vergnügungen. Am Schluß des ersten Theils folgt eine Beschreibung des schönen gräflich Rasumoffskischen Schlosses zu Potschep, des dazu gehörigen geschmackvollen Gartens und der herumliegenden romantischen Gegend.

Mit der Reise von Potschep nach Kiew fängt der zweyte Theil an. Auf dem Wege dahin findet man die Wohnungen der Bauern höchst elend und ihren Zustand äußerst armselig. Zu Umzäunungen ihrer Gärten bedienen sie sich der Strohpalme (*Datura Stramonium*). In dieser Gegend giebt es einige Kreideberge, die die benachbarten Edelleute benutzen und nach Kiew einen Kreidehandel treiben. Weiterhin traf der Verf. auch auf Dörfer, die bloß von deutschen Kolonisten

bewohnt werden. Sie leben größtentheils vom Ackerbau, von Vieh- vorzüglich aber von Pferdezucht, und werden mit jedem Jahr wohlhabender. Ihre Wirthschaft ist ganz nach deutscher Art eingerichtet, und zeichnet sich vorzüglich durch Ordnung und Reinlichkeit aus. Dergleichen Kolonistendörfer giebt es sieben in dieser Gegend. Die Lutheraner unter ihnen heyrathen bloß unter sich; die Katholiken verbinden sich schon mit Griechen. Sie haben ihre eigenen Kirchen und Prediger, aber keinen Arzt; im Nothfall nehmen sie ihre Zuflucht zu dem weit entlegenen Kreisarzt. Sie verlieren jährlich sehr viele Kinder an den natürlichen Blattern. Der Herr Generalgouverneur von Pultawa, Fürst Kurakin, hat deßhalb nun die Anordnung getroffen, daß alle Kinder dieser Kolonisten vaccinirt werden sollen.

Da die Reise des Verf. immer weiter nach Süden fort ging, (denn er befand sich unter dem $50^{\circ} 26'$ N. B. und $28^{\circ} 45'$ D. B.) so boten sich auch immer mehr Gegenstände dar, die nur dem mildern Klima eigen sind. Er fand nicht allein eine Menge südlicher Gewächse, sondern auch die Vegetation überhaupt sehr üppig, das Gras so groß, daß man kaum durchkommen konnte, die Blätter der Bäume, Sträucher und Pflanzen ungewöhnlich saftreich und von dunkeler Farbe. Unter denen in dem beigefügten ansehnlichen Verzeichniß aufgeführten, daselbst wild wach-

senden seltenen, Pflanzen befindet sich unter andern auch ein Staudengewächs (*Chenopodium Scoparia*), welches eigentlich in Jamaika und Curassao zu Hause gehört. Die dortigen großen Moräste werden Werstenlang mit einem Schilf überzogen, der wenigstens 8 Fuß hoch ist.

In dem Flecken Jakotin, der dem Grafen Alex. Rasumoffski gehört, trifft man Maulbeerplantagen, Weinberge und beträchtliche Heerden Schafe von spanischer Race an. Der Graf hat daselbst sehr gut eingerichtete Seiden- und Wollenstrumpffabriken angelegt. Der Wein, der aus den dortigen Trauben producirt wird, hat Ähnlichkeit mit dem Champagner. Außerdem ist diese Gegend sehr reich an Getreide. Man glaubt öfters in der Ferne Dörfer zu sehen, und am Ende sind es große Getreidehaufen (Skirten), die wie kleine Häuser aufgethürmt und in verschiedene Straßen abgetheilt sind. Auf jeder Seite stehen gewöhnlich wenigstens 50 solcher Skirten und das Ganze ist mit einem Graben eingefaßt. Das ausgedroschene Korn wird unter der Erde aufbewahrt. Ein solches unterirdisches Magazin hat die Form einer Flasche, deren Mündung nur so groß ist, daß ein Mensch sich hineindrängen kann. Da der Boden sehr lehmig ist, so darf die Ausböhlung nur mit Strauch ausgebrannt werden, um diesen Getreidebehälter fest und dauerhaft zu machen. Auf dem Boden selbst wird Stroh gelegt, und die Öffnung dergest-

gestalt verschlossen, daß der Regen nicht leicht hindringen kann. Da die Ukraine überhaupt niedrig liegt, so finden sich hier auch sehr viele Moräste und stehende Gewässer. - Deshalb giebt es hier auch eine Menge Wasservögel, Amphibien und Insekten. Die spanischen Fliegen werden hier in großer Menge von den Eschenbäumen eingesamlet, aber, leider! nicht zum Handel benützt. Eine große Landplage dieser Gegend sind die Heuschrecken, die nun schon 7 Jahre hintereinander das Land verheert haben. Es giebt unter ihnen braune, röthliche, grüne und graue von verschiedener Größe. Sie beobachten bey ihren Zügen eine gewisse Ordnung, indem die von gleicher Farbe immer eigene Haufen bilden. Ihre Menge ist so groß, daß sie die Sonne verdunkeln, und wo sie sich hinwerfen, nehmen sie eine Strecke von 5 bis 10 Werst ein. Oft sind die Felder und Wege von ihnen über einen Fuß hoch bedeckt, und die Äste der Bäume brechen von ihrer Schwere. Sehr lesenswerth ist das, was der Verf. noch ferner über die Naturgeschichte dieses Insekts sagt, so wie auch mehrere andere interessante Bemerkungen, die er bey der Fortsetzung seiner Reise bis Kiew macht. Die Beschreibung von Kiew selbst, der dort befindlichen Klöster, Kirchen, ihrer ungemein großen Kostbarkeiten und Schätze, der bewundernswürdigen Katakomben, in welchen auch der erste russische Annalist Nestor in einem silbernen Sarge begraben liegt u. s. w.,

läßt sich nicht leicht im Auszuge darstellen. Sie verdient durchweg ganz gelesen zu werden.

Der dritte Theil faßt endlich die Rückreise nach Moskau in sich, und ist gewissermaßen als eine Nachlese von dem, was der Verf. auf seiner Reise bemerkenswerthes fand, anzusehen.

In Brensk wird ein beträchtlicher Handel mit Hanf, Holz, Masten &c. getrieben, welche Artikel auf der Desna nach dem Dnieper, und von da bey Dscherow landwärts nach der Dina geführt werden. Der jährliche Umsatz soll sich auf 2 Millionen Rub. belaufen. Dieser Ort ist auch durch seine Kanonengießerey berühmt; es werden deren jährlich über 400 daselbst gegossen. Vierzig Werst davon liegt in einem Walde die größte Glashütte Rußlands. Sie gehört einem Herrn v. Malzow, liefert sehr schönes Glas aller Art, und setzt jährlich für mehr als 100000 Rub. ab.

Man sieht aus diesem gedrängten Auszuge, daß der Aufmerksamkeit des Verf. nicht leicht etwas auf seiner Reise entgangen ist. Er verdient daher, da sein Buch als ein nicht unbeträchtlicher Beytrag zu einem künftigen treuen Gemälde eines fruchtbaren und schönen Erdstrichs angesehen werden kann, den herzlichsten Dank aller Liebhaber der Länder- und Völkerkunde, und es wäre zu wünschen, daß er sich entschloße, recht bald auch eine deutsche Ausgabe davon zu veranstalten.

über geistige Arzeneyen.

Viele Menschen nehmen, sobald sie sich nur ein wenig krank fühlen, zu physischen Arzeneyen ihre Zuflucht, ohne diejenigen zu benutzen, die sie stets zur Hand haben und von denen sie jeden Augenblick Gebrauch machen können. Alle physische Arzeneyen wirken als Reize, entweder schwächend oder stärkend, auf den menschlichen Körper; dieß thun aber auch die geistigen, und manche vielleicht in noch größerer Stärke. Was kann man denn aber als geistige Arzeneyen brauchen? Die Thätigkeiten unsers Gemüths, als: Vorstellungen, Ideen, Gefühle, Begierden, Hoffnung, Furcht, Liebe, Vertrauen, kurz jeden Gedanken und jede Leidenschaft. Alle diese Geistesoperationen bringen eine Veränderung in unserm Zustande hervor, machen ihn zu einem andern als er vorher war, und dieser nimmt die Farbe und Gestalt an, welche der Vorstellung, dem Gefühle, dem Begehren, womit wir uns beschäftigen, eigen ist. Freudige Vorstellungen stärken den Körper, traurige schwächen ihn; große und erhabene Ideen geben ihm Kraft, niedrige und gemeine ermatten ihn. Je stärker der Reiz ist, mit dem uns eine Vorstellung anzieht, und je interessanter ihr Inhalt ist, desto vorthafter wirkt sie auf den Körper.

Durch Vorstellungen kann man sich krank und gesund machen, sein Leben verlängern und verkürzen, und es hängt bloß von der Willkühr und der

freyen, besonnenen Herrschaft des Menschen über sich ab, in welchen Zustand er seinen Körper versetzen will. Wer sich immer, so viel möglich, gegen Gram, Kummer und Traurigkeit zu verwalten, und sich nur angenehme Hoffnungen und Ausichten zu verschaffen sucht, der hält nicht allein viele Krankheiten von sich ab, sondern ist auch im Stande, sich selbst zu heilen, wenn er krank ist. Die physische Arzeney kann nicht schneller wirken als es gewisse Vorstellungen thun. Der feste Vorsatz: ich will das und das heute ausführen, hat schon oft das Podagra vertrieben, und die Beschäftigung mit gehaltreichen und anziehenden Gegenständen hat nicht selten hartnäckige Fieber verscheucht. Ein fester Wille und eine unwandelbare Entschlossenheit kann in Ansehung unserö körperlichen Zustandes Wunder bewirken. Eine Reise, ein Geschäft, das man sich, zu einer bestimmten Zeit auszuführen, fest vornimmt, kann selbst einem schwachen und entnerzten Körper neue Stärke geben. Den Tod nicht scheuen, aber auch nicht sterben wollen, den Übergang aus diesem Leben in ein anderes für eine Verwandlung ansehen und den Mühseligkeiten der Welt muthig und entschlossen entgegen gehen, hat schon manchen zu hohen Jahren gebracht, dem man in der Jugend ein kurzes Leben voraus sagte.

Sonderbare Sitte auf Manila.

Die Art, wie Verliebte auf der Insel Manila sich ein Rendezvous geben, ist sehr eigen und sonderbar. Frauenzimmer und Mannspersonen aus allen Ständen rauchen hier Tabak, und zwar nicht in Pfeifen, sondern in Cigarros. Selten begegnet man einer Dame, die nicht raucht. Will nun eine Mannsperson einen Versuch mit einer Bekannten oder Unbekannten wagen, so bittet er um Erlaubniß, seinen Tabak an ihrem Cigarro anzünden zu dürfen. Aus der schnellen oder langsamen Werkstellung dieser Operation kann er, so wie die Vorübergehenden, auf die Annehmlichkeit des Antrages schließen.

Aus Riga vom 3. Januar 1807.

Am 29. Decemb. v. J. wurde hier im Saale des Schwarzen-Häupter-Hauses, zum Besten des Herrn Jenisch, ein großes Vokal- und Instrumentalkonzert gegeben. Es wurde mit einer Symphonie von Mozart eröffnet, welche sehr brav executirt ward. Hierauf folgte der Sturm von Steibelt, gespielt von Herrn v. Weyrauch, der sich schon einigemal im hiesigen Liebhaberconcert mit Beyfall hat hören lassen, und auch dießmal durch sein fertiges und ausdrucksvolles Spiel Bewunderung erregte. Dann hörten wir Herrn Grafen A. Wilohursky sehr artige Variationen von seiner

eigenen Komposition auf dem Violoncello vortragen. Das Talent dieses jungen Kunstliebhabers verdient in der That außerordentlich genannt zu werden, und berechtigt zu den größten Erwartungen. Auch seine Komposition bewies ungemeine Fähigkeit; nur wäre zu wünschen, daß er seine frühesten Arbeiten nicht zur öffentlichen Aufführung bestimmen möchte. Dieses verleitet den jungen Künstler, alles auf den momentanen Effekt zu berechnen. Es ist leichter von der Gründlichkeit zur Gefälligkeit überzugehen, als von dieser zu jener. Von der Begleitung ist wenig zu sagen, weil fast nichts davon zu hören war. Ein allzubeseidenes Altkompagnement ist, besonders bey dem obligaten Violoncello, fehlerhaft.

Hierauf folgte eine Symphonie concertante von Winter, gespielt von den Herren Feige und Reinecke. Bekanntlich ist Herr Feige ein braver Musikus und hat um die Aufführung der Symphonien große Verdienste. Doch bey diesem Doppellconcert kontrastirte seine alte schulgerechte Manier zu sehr mit dem feyrigen und geschmackvollen Spiel des Herrn Reinecke, als daß der Eindruck des Ganzen hätte angenehm seyn können.

Den Beschluß machte eine Neujahrskantate vom Herrn Pastor Broße, in Musik gesetzt von Herrn Aug. Jenisch. Bey den vielen unverkennbaren Schönheiten dieses Gedichts muß es doch dem Komponisten unendliche Schwierigkeiten

entgegengesetzt haben; denn es ist nichts weniger, als musikalischer Natur. Die eingelegte Bibelstelle: „Hoffet auf den Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich“, ist so zu sagen am komponirbarsten gewesen. Herr Zenisch hat diese Worte doppelchörig bearbeitet. Dieß ist die ausgeführteste und gelungenste Partie des ganzen Werks. Der Doppelchor that große, schöne Wirkung und macht Herrn Zenisch viele Ehre. Die übrigen Sätze sind mehr oder weniger im Theaterstyl geschrieben. Um gründlich darüber zu urtheilen, müßte man die Partitur vor sich haben. — Die Stellung der Chöre und die ganze Aufführung war vortrefflich; nur hätte man für die Bassarie eine bessere Stimme gewünscht.

Auf den Recensenten des Anakreon.

Wer stammelt dort von Braten, Balsam, Bomitiv
und Tunken?

Wann nimmt denn das Gered' ein End'?

„Laß ihn, er hat zu viel des süßen Weins getrunken,
Es ist mein trunk'ner Recensent.“

Prose.

Eheliche Zärtlichkeit.

Herr Max verreiste auf ein Jahr,

Drob grämte sich sein Weib Jeannette:

Und als er heimkehrt', ach! da sprang sie gar

Vor Freuden — aus dem Wochenbette.

— 6.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 4. Mitau, den 28. Januar 1807.

L i t e r a t u r.

Schulprogramm zum Geburtsfeste Sr. Kaiserlichen Majestät Alexander I., im Namen und mit Bewilligung der Schulcommission geschrieben von D. Georg Friedrich Böschmann, Mitgliede derselben. Dorpat, den 12. December 1806. Bey Grenzius. 60 S. 8.

Ein zweyter Titel lautet:

Einige historische Bemerkungen in Beziehung auf das Schulwesen in den Ostseeprovinzen. Zweytes Heft. Enthaltend einige Nachrichten über den Zustand der Schulen in Finnland.

In der Einleitung zu dieser kleinen Schrift, die der Herr Verf. als keine eigentliche Fortsetzung seiner im Jahr 1804 herausgegebenen Historischen Bemerkungen u. (s. die W. U. Bd. 1. S. 17), sondern nur als einen Beytrag zur Geschichte des Schulwesens in Rußland, seit Peter dem Großen,

angesehen wissen will, und die, als solcher, immer sehr schätzbar bleibt, wird zuvörderst ganz kurz von der nunmehr durch die Schulkommission gänzlich beendigten Organisation der Gymnasien und Kreisschulen in dem Schulbezirk der Dorptschen Universität und den nie genug zu preisenden Wohlthaten, welche den Schulanstalten von unserm geliebten Monarchen gespendet wurden, gehandelt, und dabey angezeigt, daß die Schulkommission selbst dem großen Publikum nächstens eine Art von Rechenschaft über ihre Verfahrungsweise bey der neuen Organisation ablegen werde. Dann folgen, von S. 11 an, sehr befriedigende historische Notizen von dem Gymnasium zu Wiburg; bey welcher Gelegenheit der Herr Verf., dem die unmittelbare Sorge für die Schulen in Finnland übertragen ist, sich zugleich über die Geschichte des Schulwesens und der Lehranstalten dieser Provinz, von den ältesten Zeiten an, verbreitet.

Wie allenthalben fanden sich auch hier schon frühe bey den Klöstern eine Art Schulen. Im Jahr 1409 kommt ein Lehrer, Jop. Jäuissou, vor, der ausdrücklich den Beynamen Schulmeister führt, und um die Zeit der Reformation wird einer Schule zu Wiburg besonders Erwähnung gethan, die sich wahrscheinlich früher aus einer bloßen Klosterschule bildete. Mehrere Männer von anerkannten Verdiensten legten den Grund ihrer Wissenschaft auf dieser Schule. Worin der Unterricht bestanden

habe, läßt sich nicht genau angeben; nur zufällig erfährt man, daß unter andern Virgil und Terenz daselbst erklärt worden. Die durch die Reformation und Gustav Wasa veranlaßte Verbesserung der Lehrmethode in ganz Schweden hatte auch auf die Wiburgsche Schule Einfluß. Mehrere Lehrer an derselben im 16ten Jahrhundert sind in der schwedischen Literaturgeschichte nicht unbekannt. Die nach Gustav Wasa's Tode ausgebrochenen Unruhen brachten manches ins Stocken. Unter Karl IX. gewann jedoch alles wieder ein besseres Ansehen; bedeutende Veränderungen in Rücksicht der Lehranstalten aber wurden erst unter seinem Sohne, Gustav Adolph, gemacht. Dieser hatte schon die Absicht, ein Gymnasium zu Wiburg zu errichten; sein früher Tod hinderte die Ausführung. Während Christinens Minderjährigkeit wurde die Organisation beschlossen und 1641 erfolgte die Eröffnung der Anstalt, bey der anfangs sechs Lehrer angestellt waren. Ihr Gehalt wurde ihnen in Getreide gereicht. Sowohl in dem Kriege 1656 als 1710 zogen die Gymnasiasten gegen die Feinde des Vaterlandes ins Feld. In dem erstern hatten sie sich sehr ausgezeichnet und einer von ihnen, welcher die Fahne trug, blieb auf dem Schlachtfelde. Den 14. July 1710 eroberten die Russen Wiburg, die meisten Lehrer ergriffen die Flucht, und das Gymnasium hörte, nach einer fast 69jährigen Dauer, auf. Seit dem Jahre 1786, da Katha-

rienenß wohlthätige Schulkasse erging, erhielt auch Finnland theils neue Schulen, theils wurden die daselbst schon bestehenden Erziehungsanstalten, nach der damals eingeführten Normalmethode, von neuem eingerichtet.

Im Jahr 1804 ging der Herr Verf. das erste-mal als Delegirter der Universität Dorpat nach Finnland, um die dortigen Schulanstalten in Augenschein zu nehmen und der Schulkommission darüber Bericht zu erstatten. Er fand in Wiburg eine sogenannte Hauptschule, welche sich aber wenig von einer gewöhnlichen Trivialschule unterschied, und keiner Forderung, die man mit Recht an sie machen konnte, entsprach. In den Kreisstädten sah es natürlich größtentheils noch schlimmer aus. Mehrere daselbst angestellte Lehrer hatten gar nicht studirt. Die Unterhaltung der sämtlichen Schulen in Finnland betrug im Jahr 1804 etwas über 7000 Rub. Jetzt beläuft sich die jährliche Etatssumme für alle Schulen dieses Gouvernements auf 17350 Rub. Von der zur Anschaffung der nothwendigsten Lehrmittel für die Schulen des Dorptschen Universitätsbezirks bestimmten Summe erhielt Finnland 15500 und zum Ankauf der Gebäude 66650 Rub. Für das Gymnasium in Wiburg und die dasigen Schulen wurden nun mehrere zweckmäßige Häuser erkaufte, und ersteres, nachdem bey demselben geschickte und thätige Lehrer angestellt waren, am 13. Januar 1805 eröff-

net. Als der Herr Verf. das Finnländische Gouvernement im Julius 1806 zum zweytenmal be-
 reis'te, hatten mehrere Schüler in verschiedenen
 Wissenschaften schon sehr bedeutende Fortschritte
 gemacht; so, daß unter andern einer derselben,
 J. Ziliacus, es wagen konnte, um Anstellung
 als Lehrer bey einer Kreisschule zu bitten. Er pro-
 vocirte auf ein Examen, und dieses fiel so befrie-
 digend aus, daß der junge Mann wirklich von der
 Universität zum Kreislehrer in Willmannstrand
 bestätigt wurde. In den übrigen Städten des
 Finnländischen Gouvernements wurden gleichfalls
 Kreisschulen und in Wiburg auch eine Töchterschule
 angelegt.

Sehr erfreulich ist es übrigens, was der Herr
 Verf. am Schlusse bemerkt, daß man den wohl-
 thätigen Absichten unser's erhabenen Monarchen
 im Finnländischen Gouvernement auf alle Weise
 entgegen kommt und ihren hohen Werth dankbar
 anerkennt. Mehrere Patrioten bewiesen den An-
 theil, den sie an dem Flor der dortigen Schulan-
 stalten nehmen, durch ansehnliche Geschenke.

R.

Über Moschos den Bukoliker.

Unter den drey Hirtendichtern der Griechen,
 von deren Werken uns die zerstörende Zeit doch

Einiges gegönnt hat, scheint Moschos aus Syrakus nicht eben die letzte Stelle zu verdienen. Zwar ist uns von seinen Gesängen so wenig übrig, daß wir daraus den Umfang und die Tiefe seines Dichtergeistes nicht völlig bestimmen, aber doch genug, um sie ahnen zu können, genug, den Untergang der meisten vielleicht und besten bedauern zu müssen. — Wer fühlt nicht die einzelnen Schönheiten in seiner Darstellung des Mythus vom Raube der Europa? Wer ehrt nicht die Sittigkeit, mit welcher er bey derselben zu Werke geht? Wen rührt nicht die zärtliche Klage um seinen entschlafenen Bion, bey welcher er mit der ganzen Natur einen Bund zu allgemeiner Trauer machen zu wollen scheint? Mag es denn immerhin seyn, daß er bey der Darstellung seiner Hirten mehr die ihn umgebende Natur, oder seine Zeit, als das hohe und schöne Ideal einer Unschuldswelt, zu welchem wir durch Gesners Hirten gelangt sind, vor Augen hatte; mag die Sitte der Griechen, die Natur in mancher Hinsicht weniger verschleyert zu zeigen, auch über ihn ihr Recht behauptet haben; immer finden wir doch Spuren, welche uns seinen lautern Sinn, sein inniges, tiefes Gefühl für das, was ewig schön ist, was die Natur mit Hebe's Reiz ausgestattet hat, hinlänglich beweisen. Folgendes Bruchstück eines Fischeridylls, welches, wenn ihm das deutsche Gewand nicht schadet, um der zarten, lieblichen Natur willen, selbst Gesners Muse nicht

verschmähen würde, wird jedem, der für wahre dichterische Schönheit Empfänglichkeit hat, dafür die Gewähr leisten. Der Dichter findet sich hier, wie der bukolische Dichter wenigstens stets sich finden sollte, in dem großen, entzückenden Tempel der Natur. Laß sehen, ob er singt, was Sinn und Herz ergreift. —

Der Fischer.

(Hünfres Idyll.)

Wenn die dunkle Fluth sanft wallt im Hauche des
Windes;

Unruhvoll klopft mir das Herz im Busen, es lachet
die Erde

Länger mir nicht, mich lockt weit mehr die Stille des
Meeres.

Aber brüllet sie auf die graue Tiefe und schäumt
Hochaußsiedend die Fluth, und raset im Kampfe der
Wogen;

Schau nach dem Ufer ich hin, nach dem Hain und
flieh das Gewässer.

Schnell gefällt mir das Land, das treue, der Schat-
ten des Waldes,

Wo auch im Schnauben des Sturms doch sanft der
Fichtenbaum flüstert. —

Traurig lebt der Fischer! denn Wohnung ist ihm der
Nachen,

Tägliche Arbeit das Meer und der Fang des trügen-
den Fisches.

Aber der Schlummer ist süß, wo das Laubdach des
Platanos schirmet.

Gern vernimmt mein Ohr das nahe Murmeln des
 Bornes,
 Der sanft rieselnd ergößt den Pflüger, doch nimmer
 erschrecket. —

Siebau.

In welcher Ordnung schlafen unsere Sinne
 ein, und in welcher erwachen sie wieder?

Es ist merkwürdig, daß der thätigste und nützlichste Sinn am frühesten einschläft, und nur mit Mühe wieder erwacht, und daß, wenn das Gesicht schon längst keine Eindrücke mehr aufnimmt, doch die übrigen Sinne beynahe noch ihre ganze Empfänglichkeit haben. Der Geruch schläft erst nach dem Geschmacke, das Gehör nach dem Geruche, und das Gefühl nach dem Gehör ein. Man kann hieraus sehen, daß das Gehör unter den höhern Sinnen am leisesten ist. Selbst aber während des tiefen Schlafes verrichtet der Mensch noch verschiedene Bewegungen, die ihren Grund in einem dunkeln Fühlen haben. Wenn wir unsere Lage im Bette ändern, wenn wir eine uns von Natur unangenehme Stellung, oder eine solche verlassen, welche es durch die Länge der Zeit geworden ist: so rührt dieß von Gefühlseindrücken her; und solche Veränderungen nehmen wir öfters vor, ohne daß unser Schlaf im geringsten dadurch gestört wird. — Mit dem Schlase begraben wir alle Leiden, mit ihm verläßt uns Haß und Feindschaft,

Zorn und Unmuth, und alle kehren mit dem Er-
 wachen schwächer und ohnmächtiger zurück. So
 wie aber nun die Sinne nicht alle zu gleicher Zeit
 in Schlummer fallen, so ist dieß auch mit dem Er-
 wachen derselbe Fall. Der Geschmack und Geruch
 wachen am letzten auf. Das Gesicht scheint schwe-
 rer zu erwachen als das Gehör. Ein unerwarte-
 tes Geräusch zieht öfters die Schlafwandlerer, auf
 welche das stärkste Licht, selbst bey offenen Augen,
 nicht wirkt, aus ihrer Betäubung. Der Schlaf
 des Gefühls aber wird offenbar leichter gestört,
 als der Schlaf des Gehörs; denn es ist bekannt,
 daß man mitten unter einem großen Geräusch ruhig
 schlafen kann, wenn man auch noch nicht lange
 daran gewöhnt ist; allein lästige Empfindungen
 brauchen eben nicht stark zu seyn, um Jemand aus
 einem tiefen Schlaf zu wecken. Ein Mensch, den
 ein plötzliches und starkes Geschrey nicht munter
 machen kann, springt oft sogleich in die Höhe,
 wenn man ihn nur sanft an der Fußsohle kitzelt.

Die Weiber des Morgenlandes.

Der Mensch ist anfänglich eine weiche Masse,
 der man jede beliebige Form geben kann, daher
 wirkt die Macht der frühen Eindrücke nachmals so
 stark, daß die Gewohnheit bisweilen jede Spur
 von Natur verdrängt. Er ist zum Umgang mit
 seines Gleichen bestimmt, weil er seine Kräfte ver-

vollkommenen soll; dieß kann aber nur durch Kampf mit seines Gleichen geschehen. Der Widerstand, den ihm andere leisten, wirkt als ein belebendes Princip auf sein Gemüth, und macht aus ihm ein selbstthätiges, geistreiches Geschöpf. Die größten Männer aller Jahrhunderte verdanken ihre Größe dem Kampf mit Schwierigkeiten, die ihnen ihre Lage in den Weg warf. Sie beherrschte die Gewohnheit bloß durch die Natur; wem aber der Zufall in früher Jugend den Kampf mit Hindernissen versagt, der wird ein Produkt seiner Umgebungen. Die Gewohnheit macht bei ihm selbst das Unnatürlichste zur Natur. Die Weiber des Morgenlandes leben von Jugend auf in ihren Harems eingesperrt, und diesen unnatürlichen Zustand ziehen sie jedem andern vor. Unsere Frauen würden diese Eingesperrtheit für eine Gefangenschaft halten, und ihre Meinung würde auch in Ansehung des Lebenszwecks von der Vernunft gebilligt werden. Im Orient betrachtet man die Weiber als eine schwächere, minder bedeutende und vom Schöpfer bloß zur Fortpflanzung bestimmte Menschenart, und da man, wegen ihrer Gebrechlichkeit, nicht glaubt, daß sie der geringsten Versuchung widerstehen können, so hat die um die Reinheit der Nachkommenschaft besorgte Eifersucht der Männer sie durch Absonderung vor Gelegenheit zu Fehltritten zu bewahren gesucht. Das Weib soll ihre Reize verstecken, um nicht Triebe zu erregen, denen zu wi-

derstehen, gegen den herrischen Mann unmöglich, ja pflichtwidrig wäre. Zur Bequemlichkeit der Männer und Weiber und zur Befriedigung der Eitelkeit der letztern hat man bey ihrer Einsperrung in den Harems einen Prunk, eine Etikette eingeführt, deren sich die Weiber selbst nicht mehr überhoben sehen mögen. Die Weiber der dürftigen Klassen, die nicht in Harems leben, würden die Freyheit, welche ihnen ihre Armuth zusichert, gern gegen die Uppigkeit und den goldnen Zwang der Harems vertauschen. In den Harems bleibt den Weibern die Sorge für das Innere des Hauses und die frühere Erziehung ihrer Kinder; auch wissen sie ganz vortrefflich ihren Wirkungskreis auszudehnen und sich für den Mangel edlerer Genüsse schadlos zu halten, welche der gemeinschaftliche freye Umgang zwischen Männern und Weibern gewährt.

J o s e p h.

Blas wie die Wand und gebunden an Händen
Schleppte den armen Joseph man fort,
Schmähtig am Strange das Leben zu enden,
Sprach ihm des Urtheils eisernes Wort;
Schon bestieg er die traurige Leiter, —
Doch, lieben Freunde, leset nur weiter.

„Halt! damit ich den Himmel erklimme,
Kauf ich vom Strange den sündigen Mann,
Halt, halt, halt!“ rief laut diese Stimme,
Rasch mit ihr sprengte ein Reuter heran.

Rümpft ihr die Nasen, Leser? ich bitte,
Denkt nur, in jenem Lande war's Sitte.

Schaudernder fühlt es die Seele in Thälern,
Wo gen Himmel die Felskuppe droht:
Sterbliche sprächen der Sterblichen Fehlern
Urtheil des Todes, — strenger als Gott?
Würde so Er alle Sünder belangen,
O, was müßte dann alles nicht hängen!

Doch der Gesezmann darf nicht — empfinden,
Fühlt' er, als Mensch, gleich des Buchstabes Schmerz;
Aber sich diesem schlau zu entwinden,
Schuf auch so manche Sitte — das Herz.
So war es hier, vom versammelten Haufen
Durfte, wer Geld bot, den Sünder sich kaufen.

Joseph nun schwankte die Leiter hernieder,
Bot sich dem Reuter, des Sklave er war;
Sanft war der Retter und ältlich und bieder,
Joseph zählte sein zwanzigstes Jahr;
Fröhlich nun zog mit dem lustigen Funde
Heim unser Landmann zu selbiger Stunde.

„Joseph“ spricht er daheim nun, und führte
Ihn zu der Rosse reinlichem Stand',
Den ein betagter Hausknecht regierte,
„Hier gehe künftig dem Alten zur Hand,
Hilf ihm die Gauls fein ruhen und pflegen,
Ohne ihn darfst du nirgends dich regen.

Speise und Trank, das ist dir beschieden,
Wie es zur Arbeit stärket und nährt,
Halte dich fleißig, still und in Frieden,
Laß auch das Kleinste, was dir nicht gehört;
Denke, wie kaum du dem Tode entronnen,
Denk' es bey jedem Ausgang' der Sonnen.

Hörst du den Alten sie singend begrüßen,
 Denn er vergißt ja sein Morgenlied nie,
 O! dann falle, mit Thränen, zu büßen
 Deine begangenen Sünden, aufs Knie.
 Frisch dann zur Arbeit — das wehret dem Bösen —
 Bis sie die Stunden der Ruhe ablösen.“

Still nun verfloßen die ersten Wochen
 Joseph, so schüchtern als stille und sink,
 Weckte im Stall weder Schelten noch Poßen,
 Horchend dem leisesten Worte und Wink,
 Früh von des Tages grauem Erwachen,
 Bis ihn der Alte hieß Feyerabend machen.

Mählig auch bleichte vom alten Verbrechen
 Zeit das Erinnern bey Diener und Herrn,
 Diesem gefällt schon sein Thun, wie sein Sprechen,
 Und er mag ihn auch näher schon gern.
 Jenen beginnt gar der Alte zu preisen,
 Niemand kann nach ihm ein Bubenstück weisen.

Leise erwachsen nun Monde zu Jahren,
 Joseph zählte vom Galgen schon dreß;
 Reiste der Landmann zum Nachbar, so waren
 Keine der andern, nur Joseph, dabey;
 Ihn nur beliebte der Herr zu erwählen,
 Denn es verstand sich der Bursch aufs Erzählen;

Weil er in Ungerland, Servien, Polen,
 Auch bis zum Wallach und Türken sogar
 Einstens gewandert, geraubt und gestohlen,
 Bis in den Kerker zu Temeswar;
 Lebhaft erzählt er so viel, und mit Zeichen
 Neuigem Abscheues vor seinen Streichen.

Eiligst entboten einst wichtige Sachen
 Unsern Landmann nach Hermannstadt.

Durch das Gebirge die Reise zu machen,
 Fand nur auf rüstigen Gaulen da statt.
 Hastig befiehlt er, daß Joseph ihn g'leite,
 In die gebirgige waldige Weite.

Früh', als die Nebel der Nacht sich nun senken,
 Schnallt er sich um eine Kasse voll Geld;
 Sinnig versenkt in Rechnen und Denken,
 Trabt er mit seinem Knappen ins Feld.
 Schon hinter ihm lagen etliche Meilen,
 Als sie am Wäldchen zum Ausruhn verweilen.

Hier erst gleitet die hüllende Binde
 Ihm von dem Aug' der Besonnenheit ab,
 Hier, beym Schnäpschen, an duftender Linde,
 Wo von dem Kober er Josephen gab.
 „Alberner Einfall!“ denkt er, „ich reite
 „Einzeln, mit solch' einem Buben ins Weite.“

Gern nun wär' er zurück wohl geritten,
 Denn es ging nur durch Wüsten und Wald;
 Doch die Geschäfte voll Wichtigkeit litten
 Weiter nicht Zaudern und Aufenthalt.
 Hurtig entschlossen, sprach er dann weiter:
 Satt sind die Pferde; auf! Joseph, nur weiter!

Ist's denn noch fern bis zum Abendquartiere,
 Joseph, du weißt ja hier besser Bescheid?
 „Herbergen, hier in diesem Reviere?“
 O, guter Herr, die erwartet nicht heut;
 Aber ich will euch ein Plätzchen schon schaffen,
 Wo ihr im Grünen wie todt sollet schlafen.“

Eiskalt lief es wohl über dem Rücken
 Unserem Ritter — „nun, wo ist denn das?“
 Fragt er den Buben mit freundlichen Blicken,
 Der mit den Augen die Weite schon maß.

„Noch ein Paar Viertel, ha! seht ihr die Eichen
Unten umwachsen so dicht von Gesträuchen?

Hoch um das Plätzchen im halben Kreise
Strecken die Äste sie üppig belaubt,
Bilden ein Obdach, wo müd' von der Reise
Mancher schon senkte zur Ruhe das Haupt,
Hoch ist das Gras hier und eben der Nasen,
Nie kann hier Nord- und Abendwind blasen;

Nur von dem Osten die wehende Kühle
Wecket den Schlummer mit frischendem Hauch,
Dft lag ich da wie auf schwellendem Pfühle,
Köstlich, o Herr, ruht gewiß ihr da auch.“
So nun plaudernd in Mondes Helle,
Langten um elf Uhr sie an bey der Stelle.

„Setzt nur Courage, Herr ierender Ritter!“
Brummte mein Waghals und kauerte hin.
„Bravo! das Schlafen ist hier wohl nicht bitter,
Schläfrig und müde, wie ich es jetzt bin;
Aber soll Ruhe und Schlaf mich erquicken,
En! dieser Wulst da muß mich nicht drücken.

Hör' einmal Joseph, dich zu umgürten,
Nimm diesen Schlauch von Leder mit Geld,
Sorge, die Pferde vorerst zu bewirthen,
Lang' aus dem Kober was dir dann gefällt.
Früh mit der Sonne, — sollt' ich nicht erwachen,
Mußt du mich wecken und fertig dich machen.

Hüte das Geld!“ — Nun legt er sich nieder,
Stülpte den Hut auf das horchende Ohr;
Denkend, seh' ich den Buben nicht wieder,
Ist es doch Geld nur, was ich verlor!
Schleichend umflort ihn der kommende Schlummer,
Echnarchend entschläft er dem neckenden Kummer.

Einsam nun, seitwärts an rauschenden Bäumen
Fand mit dem Schläse nur nickend sich ab
Joseph, und sah' in streifenden Träumen
Bilder, die rege Erinnerung ihm gab.
Wälder und Wand'rer und Geld, volle Taschen,
Kuß'ge Kam'raden, und Beute und Flaschen!

Schnell aus dem Drücken des Wulsts an den Hüften
 Webte die Seele ein goldnes Project,
 Fühlings erwacht er von säuselnden Lüften,
 Als ob ihn Plutus leise erweckt,
 Rieb sich die Augen, erhob dann sich sachte,
 Daß der schnarchende Herr nicht erwachte.

Zitternd bezäumt er und sattelt die Braunen,
 Schleicht zu dem Schlafenden; wirrende Gier
 Waat es schon fragend ins Herz ihm zu raunen:
 Mord' ich, oder verlass' ich ihn hier? —
 Eben, als blickend am östlichen Saume
 Sonne ihn anstrahlt im düsteren Traume.

Fernher glaubt' er zu hören des Altes
 Ewiges Morgenlied. „Auf mein Sinn,“
 Schauernd, ergriffen, die Hände gefalten,
 Starrt, wie betäubt, er zum Schlafenden hin,
 Wie ihm des Aufgangs glühende Strahlen
 Rosig die lächelnden Wangen da malen.

„Weiche, o Satan! dieß rührende Trauen
 Dieses Erretters, das schände ich nie!“ —
 Sprach es, und stürzte mit seligem Grauen,
 Ob des entwichenen Bösen, aufs Knie,
 Schluchzend küßt er ihm brünstig die Hände:
 „Auf! mein Erretter, die Nacht ist zu Ende!“

Joseph! was ist dir? — ruft der Erwachte;
 „Hurrah, mein Vater, sey ewig mir hold!
 Satan, dem ich entronnen, der dachte,
 Mich diese Nacht zu verstricken durch Gold.
 Nimm deine Kasse! dir ist es gelungen,
 Du hast die Seele den Krallen entrunnen.

Daß diese Sonne die Augen noch schauen,
 Dankte ich, Engel des Schutzes, einst dir;
 Aber dein herzlich, edles Vertrauen
 Weckte die Würde des Menschen in mir.
 O! du hast jüngst nur dem Leibe das Leben,
 Heut' meiner Seele auf immer gegeben.“

W. Becker.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 5. Mitau, den 4. Februar 1807.

L i t e r a t u r.

*Consilium de nova editione S. A. Propertii mox
adornanda proponit Dr. C. L. Struve. Dorpati,
Literis M. G. Grenzii, 1806. 39 S. 8.*

Der gelehrte Herr Verf. macht mit dieser kleinen, in klassischer Sprache abgefaßten, Schrift seinem Herrn Vater, Professor und Direktor am Christianeum zu Altona, ein Geschenk zur ein und fünfzigsten Feyer seines Geburtstags. — Er kündigt darin eine neue Ausgabe der Elegien des Propertius an. Daß diese nicht überflüssig sey, wird durch eine Recension der neuesten Bearbeitung des Dichters vom Herrn Professor Kündl in Gießen, wie es scheint, hinlänglich bewiesen. Denn es ist wohl kein großes Verdienst, frühere Kommentatoren zu kompiliren. — Die Ausgabe des Herrn Verfs. soll aus drey Theilen bestehen. Der erste wird den Text des Dichters nach einer neuen Recension, mit Anmerkungen, welche denselben rechtfertigen,

und zwischen diesen und jenem die verschiedenen Lesarten enthalten. — Davon ist hier eine Probe gegeben; — der zweite soll mit dem ganzen kritischen Apparat bekannt machen und der dritte ist der Erklärung des Dichters bestimmt. —

Wir wünschen, daß der Herr Verf. sein Vorhaben mit männlicher Kraft und Beharrlichkeit ausführe und so zur Erweckung des in unsern Gegenden noch darniederliegenden Studiums der Alten, ohne welches doch keine solide wissenschaftliche Kultur zu hoffen ist, mit jenem Enthusiasmus, der nur wahren Kennern der Meisterwerke des Alterthums eigen seyn kann, beirage. Schriften werden allerdings viel wirken; doch nicht sie allein. Uns scheint es vorzüglich darauf anzukommen, daß die heilige Flamme der Liebe für die Alten im Busen der Jünglinge durch lebendigen Unterricht entzündet werde, damit sie aufhören, nur so viel von den Sprachen der gebildeten Vorwelt zu lernen, als sie etwa für's Haus, d. i. für das künftige — Examen in ihrem Brodstudium nöthig zu haben glauben. — — Nur durch den Enthusiasmus der Lehrer in diesem Fache, läßt sich für's erste glücklicher Fortgang erwarten. Sie, die Lebenden, müssen Liebe erwecken für die Todten, daß man bey ihnen nicht vorübergehe wie bey den Gräbern der Pharisäer.

Deenas Gaifma irr Redfigam geldiga.
(Licht für die Sehenden.) Mitau, bey Steffen-
hagen und Sohn, 1807. Ein Bogen 8.

Diese kleine, sehr zweckmäßig abgefaßte, lettische Schrift belehrt den Letten über den Zweck der Miliz und setzt ihn in den Stand, die Sache gehörig zu beurtheilen, indem sie ihm sehr einleuchtend und überzeugend, die väterliche Vorsorge unsers geliebten Monarchen für unsere Sicherheit, die schrecklichen Folgen einer feindlichen Invasion und die Zweckmäßigkeit der Miliz vor Augen legt, und ihn (was gewiß von der höchsten Wichtigkeit ist) über den Unterschied der Miliz und des eigentlichen Soldatenstandes beruhigt und zum Gehorsam ermuntert. — Alles dieses ist in einem ächten Lettisch, mit Bildern aus dem Leben und der Natur, die dem Letten so geläufig, so willkommen und verständlich sind, erläutert und in der Sprache des gemeinen Lebens vorgetragen. Der ungenannte Herr Verfasser verdient daher den Dank aller Kurländer, inebesondere aber der Letten selbst, die er durch diese wenigen Seiten kräftig und schön belehrt und beruhigt.

Ref. hat die Gewohnheit, alle Produkte der lettischen Literatur den Gebildetesten seiner Gemeinde entweder selbst vorzulesen, oder doch, um ihr Urtheil zu erfahren, mitzutheilen. Einstimmig ist das Lob, das diese Schrift von ihnen erhielt. —

Es sey uns erlaubt, für den Liebhaber der lettischen Sprache einige der gelungensten Metaphern und Bilder mitzutheilen. Z. B. *šavas pohsta šajas eezelt* — Verwüstung und Jammer verbreiten — *to eenaideeku mehginaschanas . . . ša prett newalstamu atmini atduhruschees*, und weiterhin, da der Herr Verf. von dem grausvollen Andenken an die Greuel- und Schandthaten, die umherstreifende Horden verüben könnten, redet, sagt er sehr schön: *wiina wiššadas neščištibu in brihnumu šihmes mums in muhsu behrneem, ša par muhsčigu atmini, ar zilweku ašfinim peerakstus atstatu.* — Auch hat der Ausdruck uns sehr gefallen, für *šakkams, dašč labš ar žums weenas mahtes puppu šihdiš*. Der Herr Verf. spricht nämlich davon, daß die Officiere der Miliz aus den alten Herren und Gebietern erwählt werden sollen. — Bey so vielen Vorzügen, die diese wenigen Blätter vorthellhaft auszeichnen, vergißt und übersieht der schulgerechte Lette manchen orthographischen und grammatischen Fehler gern. Es sind deren überhaupt nur wenige, und die wenigen überdieß von keiner Bedeutung; so daß der Bauer sie kaum bemerken dürfte. — Möchte diese kleine Schrift doch recht allgemein verbreitet und der Herr Verf. durch die gute Wirkung seiner Arbeit und den allgemeinen ungetheilten Beifall, die sie erhält, bewogen werden, unsere lettische Literatur auch künftig mit den Produkten seiner leb-

haften Phantasie und seiner ächt-lettischen Sprachkenntniß zu beschenken.

— t —

Das Privatgut Schleck und die Stadt Piltten mit ihren Umgebungen.

(Aus v. Schlippenbachs noch ungedruckter Reise durch Kurland.)

Es giebt von Edwahlen nach Piltten zwey Wege; ich wählte indessen den entfernteren über Schleck, um auch dieses Gut, welches, so wie Edwahlen, Popen und Ugahlen, eine Stammbesitzlichkeit der Familie von Behr ist, dem Leser in einem flüchtigen Gemälde zu beschreiben. Der Weg von Edwahlen nach Schleck ist an sich selbst im Ganzen nicht so gut, als er durch abwechselnde Aussichten und schöne Gegenden angenehm wird. Über eine Menge kleiner Hügel, von deren Spitzen aus immer eine neue schöne Aussicht hervortritt, und in der Ferne, an mehreren Stellen, die Krümmungen des malerischen Windaustroms, von Bauergefinden und fruchtbaren Wiesen und Feldern umgeben, erblickt werden, fährt man bis auf eine halbe Meile vor Schleck. Hier verliert sich alsdann der Weg in einen tiefen Fichtenwald, der beynahе bis zur Fähre fortreicht, die unweit dem Hofe Schleck über die Windau führt. In schwarzen Gewändern *), fast nach griechischem Schnitt,

*) In der Gegend von Schleck tragen die Bauermädchen eine Kleidung von schwarzer Wolle, Rock und Nieder in einem

standen hier einige Bauermädchen, die über den Strom wollten, und, bis die Fährleute aus dem jenseitigen Krüge anlangten, ihre Nationallieder sangen. Die Melodie hat das Verdienst, noch viel einfacher zu seyn, als der schweizerische Kuhreigen, mit dem sie in dem letzten, lange ausgehaltenen, Takte einige Ähnlichkeit hat. Während eine Diskantstimme die einfache Melodie dieser selbst- und oft sogar aus dem Stegereiß gedichteten Lieder führt, mehrere Stimmen aber in der tieferen Terze sie begleiten, übernimmt eine andere oder auch ein Paar den Baß, in der Manier einer Sackpfeife, und brummt unisono fort, bis das Lied in einem langgehaltenen Akkorde der höhern und tiefern Stimmen endigt. Zwar läßt sich die Ähnlichkeit mit einem fernen Wolfsgeheul, die man in diesen Nationalgesängen der furländischen Bauermädchen findet, nicht ganz ableugnen, indessen gestehe ich doch, daß ich sie in der Ferne sehr gern höre; denn diese rohen Laute ländlicher Freuden erinnern mich immer an irgend eine liebliche Landschaft, die ich hier und da gefunden habe, oder an die Tage meiner Kindheit, wo mir, beim Aufenthalte auf dem Lande, jene Lieder so oft entgegen-

Stück, mit einem gewöhnlich messingenen Gürtel hochgegürtet. Das Nieder ist ohne Ärmel und tief bis unter der Brust ausgeschnitten. Von der Kälte ziehen sie eine Jacke über, die den Spencern unserer Damen gleicht, und um den Kopf tragen sie einen messingenen Reif, mit vielen Bändern. Die Kleidung ist im Ganzen sehr wohlfeil.

schallten. In der Kindheit spricht die Freude von jeder Blume, aus jedem Tone uns an; der Jüngling begegnet ihr zufällig, der Mann muß sie schon suchen, und findet sie oft nur sinnend im Heiligthume der Erinnerung. Der Frühling des menschlichen Lebens hat auch das mit dem der Natur gemein, daß nur ein wenig Sonnenschein mehrere Reime weckt, als es der ganzen heißen Glut des Sommers möglich ist.

Der Inhalt der Lieder, deren Versmaß freye ungereimte Jamben sind, ist eben so einfach als ihre Melodie. Gewöhnlich sind die Bilder nur von den Gegenständen hergenommen, die den Bauer täglich umgeben. So hörte ich ein junges Hütermädchen, das auf der Flur, wo sie ihre Heerde hütete, Wolle von der Spindel spann, folgendes singen:

Fließt ihr Fädchen von der Spindel,
Fließt wie Wasser in dem Bach;
So viel Tropfen, so viel Fädchen,
Dann vermehrt der Reichthum sich,
Und wenn der Geliebte kehret,
Findet er sein Mädchen so
Schön geschmückt von eignen Händen,
Was die Spindel fleißig spann.

Was damals gerade hier an der Fährre die ländlichen Schönen sangen, dessen besinne ich mich nicht mehr. In ihrer Gesellschaft gelangte ich über den Strom, betrat das jenseitige Ufer, während sie unabgebrochen fortsangen, und war schon mehrere

hundert Schritte weit gefahren, als ich ihre Rieder aus der Ferne noch immer hörte.

Der Hof Schleck ist im neuern Geschmack gebaut, groß, geräumig und von mehreren Wohngebäuden für die Ökonomiebeamten dieser schönen Güter umgeben. Die Aussicht aus dem Hofe ist nicht besonders; sie wird von einem tiefen Walde rundum geschlossen. Desto angenehmer erscheint sie von dem schönen Kirchenthurme, der weit über den vorliegenden Wald hervorragt. Man übersieht da einen Horizont von 8 bis 9 Meilen im Durchmesser.

Daß ich, indem ich von Naturschönheiten meines Vaterlandes spreche, zwei Herzen hier nicht unbemerkt lasse, die gewiß in jedem Lande eine hohe seltene Naturschönheit wären, wird dem Leser hoffentlich nicht mißfallen. Ich meine den edlen Erbbesitzer dieser Güter und seine Gemahlin, wie jeder Kurländer (wer kennt sie nicht?) schon errathen wird. Aber auch dem Fremden möge, statt alles so sehr verdienten Lobes, mit dem ich die Bescheidenheit, die sich ebenfalls in den Kranz der Tugenden dieser Redlichen windet, zu verlegen fürchten müßte, die Versicherung genügen, die jeder meiner Landsleute bestätigen wird, daß, ohne Ausnahme, dieß edle Paar von allen, die es kennen, geliebt wird, und gewiß nicht einen Feind zählt. Der Leser wird mit mir übereinstimmen, daß die Bewirkung eines solchen Wunders nur der wahren und bescheidenen Tugend möglich werden kann.

Von Schleck gelangt man, auf gutem Wege, durch eine walddreiche, für die Vorkühnerjagd berühmte, Gegend, nach Pilt en, einer der ältesten Städte Kurlands, die jedoch, wie es Greifen zu gehen pflegt, ziemlich kraftlos geworden ist, und jetzt nur aus einer Kirche, 50 bewohnbaren Häusern und der Ruine eines großen Schlosses besteht. Der Baron Blomberg in seiner, in englischer Sprache geschriebenen, Beschreibung von Liv- und Kurland, welche im Jahr 1698 in einer französischen Übersetzung zu Utrecht erschienen ist, erzählt, daß der dänische König Waldemar diese Gegenden im Jahr 1219 erobert, und damals beschlossen habe, an dem Ort eine Stadt und ein Bisthum zu gründen, wo er den ersten Knaben finden würde. Im Altdänischen aber heiße ein Knabe Pilt en, und so habe, weil er hier einen Knaben erblickt, die Stadt ihren Namen erhalten. Im Grunde ein übles Prognostikon für eine Stadt, wie auch hier die Erfahrung lehrt. Der Pilt en ist noch immer nicht zum Manne erwachsen, sondern hat sich klein erhalten, ob er gleich zum Wachsthum bald 600 Jahre Zeit hatte.

Die Stadt liegt in einer weiten Ebene, in der man nirgends einen merklichen Hügel erblickt, an einem verlassenen Bette der Windau, die ehemals hier vorbeigeströmt, jetzt aber einen andern Lauf, ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt, genommen hat. Nur im Frühjahr und Herbst, bey star-

ken Überschwemmungen, legt sie sich in ihr ehemaliges Bette, das die alte Windau genannt wird, zurück, um es mit Wasser und Fischen zu füllen. Diese alte Windau, an deren Ufer das Schloß lag, trocknet im Sommer bis auf einige tiefe Stellen ganz aus, und bildet einen Morast, der gewiß für die Stadt nicht anders als sehr ungesund seyn kann. Wo selbst ein Strom veraltet, darf man wohl auch keine neue schöne Häuser suchen. Die mehresten, mit Ausnahme von drey oder vier, sind verfallen, von Holz gebaut und mit Lubben gedeckt *). Die Aussicht auf eine weite Fläche voller Moräste, nur in beträchtlicher Ferne von Wäldern geschlossen, kann um so weniger befriedigend seyn, weil in den Umgebungen der Stadt äußerst sparsam Höfe, Bauernwohnungen und Felder erscheinen. Die letztern haben größtentheils Sandboden. Doch tragen sie bey guter Kultur reichlich, besonders wenn man zu ihrer Verbesserung den blaugrauen Thonmergel nutzt, den die ganze Grundlage von Piltten hergiebt. Herr Probst Reimer, ein Mann, dessen Kenntnisse und Charakter gleich hochgeachtet zu werden verdienen, hat auf seinem Pastorat zu Piltten glückliche Versuche mit diesem Mergel gemacht. Er fand ihn

*) Lubben nennt man hier eine Art Schindeln die, 3 bis 4 Fuß lang, ohne bestimmte Form, wie breite Holzspäne von Fichtenstämmen gerissen werden und ein schweres, selten festes, Dach bilden.

schneller als Zucker im Wasser schmelzend. Ein Feld, das er vor 18 Jahren durch keine Düngungsart tragbar machen konnte, erhielt, nachdem er es mit diesem Mergel beschüttet hatte, eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Nur Schade daß es nicht leicht ist, diesen Dünger in gehöriger Menge zu erhalten, da er unter einer Sandlage von 3 bis 4 Fuß Tiefe versenkt ist. Der Mergel ist bekanntlich an sich selbst kein Dünger; aber durch seine leichte Auflösbarkeit vermischt er sich bald mit dem Sande, und bildet, als Thonart, in dieser Vereinigung eine gute und feste Erde, die auch der Dünger gut annimmt; dagegen er im bloßen Sande in unzertrennten Klumpen zwey bis drey Jahre an der Oberfläche liegen bleibt, vertrocknet und verbrennt.

Die Stadt Piltten hat von allen Städten Kur-lands das ausgedehnteste Weichbild. Es hält mehr als zwey deutsche Meilen im Umfange, bringt aber, außer Holz und Morastheu, den Einwohnern wenig Nutzen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich nur auf 535, männlichen und weiblichen Geschlechts; darunter befinden sich 51 männliche und 48 weibliche der Stadt gehörige Erbhunterthannen. Aber weder diese geringe Volkszahl, noch die auffallende Wohlfeilheit des Orts vermag es zu hindern, daß nicht die mehresten Bürger arm und verschuldet sind: was zum Theil wohl auch dadurch verursacht wird, weil nur wenige

Güter in der Nähe liegen, die sich der Handwerker aus der Stadt bedienen, und in der Stadt selbst nur ein höchst unbedeutender Handel mit Landesprodukten getrieben wird, indem man diese in dem 4 Meilen von hier entfernten Hafen Windau zu bessern Preisen absetzen kann. Ein andrer, eben so wichtiger, Grund der Armuth der Einwohner war die ehemals unter ihnen, gleich einer Seuche, eingerissene Prozeßsucht — ein bekanntes und ansteckendes Übel. Unter dem kleinen Häufchen waren jährlich 30 und mehrere Rechtsstreite anhängig; das Handwerk blieb liegen und mancher schnitt mit der Scheere oder dem Krummmeßer, anstatt eines Kleides, Schuhes oder des Maßes zu beyden, Papierbogen zu, um darauf seinen eigenen Rechtsstreit mit vielen juristischen Floskeln abzuhandeln. Dem jetzigen Magistrat und dessen Sekretair gehört das für die Stadt gewiß große Verdienst, Einigkeit und Ruhe und Liebe für beyde wieder hergestellt zu haben. In drey Jahren sind in Wilten nicht so viele Handel gewesen als ehemals in eben so viel Monaten, und wenn von der andern Seite der Handel der christlichen Bürger nicht durch ihre neuen ebräischen Brüder beschränkt worden wäre, die sie wie Bucherpflanzen umranken, so könnte der Knabe Wilten, wo nicht rasch zum Manne, doch wenigstens zum Jünglinge reifen. Ehemals, als die Windau, die jetzt nur ihre leere Schale zurückge-

lassen hat, hier vorbeystürmte, und wodurch also zu Wasser ein mehr ausgebreiteter Handel möglich war, soll die Stadt blühender gewesen seyn, auch die freye Stapelgerechtigkeit in dem Windauschen Hafen gehabt haben, ein Vortheil, der jetzt freylich wenig mehr helfen dürfte, da der Strom selbst vom Stapel gelaufen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachdrucker-Industrie.

Es hat im vorigen Jahre dem Herrn Hofbuchhändler J. Kaufmann in Mannheim beliebt, die Schrift: Trajan und Alexander, Stellen aus Plinius des jüng. Panegyricus, übersetzt von August Albanus &c. Riga bey J. C. D. Müller 1802, unter dem Titel: Alexander von Rußland nachzudrucken, das Werkchen mit einer recht artigen Bignette (für die ich ihm danke) zu verschönern, auch für gutes Papier und eleganten Druck zu sorgen, und es dem Herrn Erbprinzen zu Leiningen zu dediciren. — Daß der Herr Hofbuchhändler J. Kaufmann meine Gelegenheitschrift in seinen Gegenden bekannt machen wollte, dagegen habe ich nichts einzuwenden, und will ihm die Befugniß dazu nicht einmal streitig machen; aber fragen möchte ich ihn doch: wie er dazu gekommen ist,

den Uebersetzer und ersten Herausgeber zu verschweigen, und nicht einmal zu sagen: daß es eine Uebersetzung, und wann, wo, auf welche Veranlassung und zu welchem Zwecke sie zuerst gedruckt worden ist? — Hätte Herr Kaufmann mich um meine Einwilligung zu einem zweyten Abdrucke dieser, (in großer Eil abgefaßten) Gelegenheitschrift angesprochen; ich würde sie ihm nicht bloß mit Vergnügen gegeben, sondern auch viele Verbesserungen, insonderheit mehrere Abkürzungen im Texte gemacht, und den Leser außer Riga durch Anmerkungen in den Stand gesetzt haben, auch die Stellen zu verstehen, deren wahrer Sinn für ihn jetzt unfehlbar muß verloren gewesen seyn. — Herr Kaufmann wäre dann auch nicht als Nachdrucker erschienen, hätte auf den Herrn Erbprinzen zu Reiningen keinen Schein der Protektion des Nachdrucks geworfen, und würde vermuthlich einen beträchtlichen Absatz des Werckchens gefunden haben, wovon der Vortheil ihm ganz allein hätte gehören sollen: denn Manuscripte dieser Art verkauft man nicht, sondern man verschenkt sie. —

Herr Kaufmann hat aber doch nicht bloß nachgedruckt, sondern auch verbessert; und manche Veränderung, die er im Texte gemacht hat, ist eine wahre Verbesserung; manche andere hingegen ist entweder grund- und zwecklos, oder sogar eine wirkliche Verschlechterung. Daß er übrigens die bedeutsamsten Stellen selbst nicht immer hat gehörig unterscheiden können, beweist die Wahl der Gedanken, die er durch besondere Schrift ausgezeichnet hat.

Riga.

A. Albanus.

Zum Geburtstage einer edlen Dame.

„Opfre den Grazien!“ Dieß erscholl am frohen Gelage,
Vor dem Becher des Weins, unter den Griechen zuerst.
„Opfre den Grazien!“ So ruft dem in die Arme der
Lieben,

Zu der Freude Genuß, eilenden mahnend es zu.

Ha! da raunt mir der Geist: „Ist nicht der Grazien
Fülle

In der Einen vereint?“ freundlich in's horchende
Ohr;

„In der Einen, die dort, von Helios milder be-
strahlet,

Wohnt, auf umschauendem Berg', hoch an der T---
Strand?

Sie, voll Liebe, voll Huld, im Blick den Geist und
die Freude,

Nacht dem edelsten Mann, lächelt der Kunst und Natur.“

Ja, sie ist es! O singe mein Lied, sing', wenn dir die
Musen

Jemals freundlich gelacht; bring' ihr das Opfer zuerst!

Nur so glückt dir die Fahrt; der Freude gefüllter
Becher,

In der Geliebten Arm, wird dir am Ziele gereicht. —

Nacht uns nicht heute der Tag, an dem die freundlichen
Horen

Sie dem Vater gereicht einst aus Eunomiens Schooß,
Ihm und der Welt ihr Bild, das lebende, herrlich zu
zeigen,

Wann die Glorie dort oben die Mutter uns birgt?
Lieblich winkt ihr der Tag, hoch schwingt der Geist sich
zum Aether,

Und des Allliebenden Lob tönt aus der preisenden Brust;
Und die Perle des Danks, sie schmückt die Wange, die
Rührung

Strömt elektrisch dem Freund', strömet den Lieben in's
Herz.

Diese umfassen die Kniee der Holden, sie danken, ge-
loben,

Was ihr das Herz erfreut, kindliches Sinnes zu sehn;
Schön, wie die Mutter, zu denken, der Liebe göttliche
Thaten

Auszuüben im Werk, Schatten den Müden zu sehn.
Da erglänzet ihr Aug', gen Himmel sieht sie, die Gute,

Dankt anbetend, und sieht Hoffnung im Geist schon
erfüllt;

Sieht die Ebenbilder des Vaters, der Mutter, schon
 wirkend,
 Geist und Kraft der Natur bildend durch emsigen Fleiß,
 Sieht sie wirkend das Werk, das angefangne zum Segen
 Armerer Brüder, die gern strebten mit nervichten Arm,
 Und mit erkenntlicher Brust, das Feld, den Garten
 zu bauen,
 Welche, zu spenden das Glück, nähren die gütigen
 Herrn;
 Sieht die Milde des Herzens in hoher That sich er-
 gießen,
 Sieht den erleuchteten Geist Vaterlands Wohl noch
 erhöh'n;
 Sieht sie geehrt und beglückt, sieht — o herzhebender
 Ausblick! —
 In der fernesten Zeit glückliche Nachkommenschaft. —
 Lator wird ihr die Höh', es leuchtet das himmlische
 Antlitz,
 Und die erweiterte Brust neigt sich, dem Gottmenschen
 gleich,
 Unten am Fuße des Bergs den leidenden Bruder zu
 trösten,
 In die verwundete Brust heilenden Balsam zu thau'n.
 So wird Göttern sie gleich, die sichtbar einst auf der
 Erde
 Wandelten, Menschen wie wir, Friede den Armen zu
 weih'n.
 Und sie wandelt im Frieden, des Lebens süßeste Freuden
 Löhnen, dem Weisen am Arm, sie bis zur fernesten
 Zeit —
 Also beschlossen im hohen Olymp das köstliche Loos dir,
 Wie es dein Herz verdient, himmlische Mächte geneigt.
 Also verkündet der Seher es dir, wenn, in's Heilig-
 thum blickend,
 Er die Schlacke wegwischt, die sonst das Auge bewölkt.
 Musen heitern das Aug', auch das trübliche, Musen
 befeuern
 Herzen; dann ahnt man das Licht, hinter den Bergen
 hervor
 In der Dämmerung Strahl den freundlichen Helios
 kündend,
 Der zu dem langen Tag' huldvoll die Guten begrüßt.

R. G. Elverfeld.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 6. Mitau, den 11. Februar 1807.

L i t e r a t u r.

Benjamin Bergmanns historische Schriften. Zweytes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Die Kalenderunruhen in Riga, in den Jahren 1585 bis 1590. Erzählt von Benjamin Bergmann. Leipzig, 1806, bey Hartknoch. XII. u. 309 S. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir diese neue Frucht des Sammlerfleißes und des unbefangenen, freymüthigen kritischen Prüfungsgeistes an. Wir kennen den Herrn Verf. schon aus seinem Patkul (W. u. Bd. 3. No. 20.) als einen scharfsichtigen und treuen Referenten; das ist er auch hier, und was vielleicht dem Gegenstande an Interesse abgeht, das hat diese Arbeit an mehrerer Leichtigkeit im Vortrage vor der frühern voraus. — Im ersten Abschnitte zeigt Herr B. (S. 1 — 29) die von ihm benutzten Hülfsmittel an, und man erstaunt mit

Recht über den reichen Vorrath von Materialien, die er hat benutzen können, indem man ihm viel Muße und Gesundheit wünscht, um noch viele Partien der vaterländischen Geschichte aus einem so reichen Schatze in ein helleres Licht zu setzen. Diese ist vielleicht in sich unbedeutend. Denn der Streit, ob Weihnachten am 3ten oder am 13ten, 14ten, 15ten Tage nach der Wintersonnenwende, ob Ostern und Pfingsten einige Tage oder Wochen früher oder später gefeyert werden soll, scheint uns gleichgültig und Kleinigkeit. Im Jahr 1795 gingen wir in Kurland vom neuen zum alten Styl zurück, und selbst die Kirche, von welcher jener ausgegangen war, unterbrach deshalb ihre großen Fasten. So dachte man aber zu jener Zeit nicht. In Deutschland kam die Aufforderung des Pabsts Gregor XIII., den unter seiner Autorität verbesserten Kalender anzunehmen, auf demselben Reichstage zu Augsburg zur Sprache, auf welchem gerade die Protestanten eine Menge vorgebrachter Religionsbeschwerden unberücksichtigt und unabgemacht sahen; und hätten auch die Fürsten nichts dagegen gehabt, so wären sie von den Theologen bald eines andern belehrt worden. — So sagten z. B. die Tübingischen Gottesgelehrten in einem deshalb aufgestellten Bedenken: „Da die Protestanten wußten, daß der Pabst nicht nur nicht ein Hirte, sondern auch der Antichrist selber sey, mit dem sie sich nicht vergleichen dürften; so müßten sie auch seines

neuen Kalenders sich entschlagen. Es sey kein Zweifel, daß der Pabst sich damit eine Fuhr bereiten und die Gemüther der deutschen Protestanten versuchen wollte, was er bey ihnen erhalten möge. Sollte er nun eine Weiche (Schwäche) spüren; so würde er den Fuß fortsetzen und, nach dem angenommenen Kalender, andre Sachen mehr bringen. Dieser sey nichts andres, denn der erste Buchstab in seinem ABC — lernten sie den ersten, so mußte man mit den andern auch fort. Denn sollte es ihm gelingen, daß er ihnen den Kalender an den Hals würfe; so würde er ihnen das Band um die Hörner bringen, daß sie sich seiner Tyranney in der Kirche Gottes nicht länger erwehren möchten.“ — Merkwürdig ist es, daß die Einführung des neuen Kalenders bey Fürsten und den Stadtobrigkeiten wenig bedeutende Schwierigkeiten fand; aber die Stadtgemeinden niederer Stände waren überall dagegen, und in dem reformirten Graubünden ist er bis diese Stunde nicht eingeführt. So auch in unsern Gegenden. Der Adel und das benachbarte Kurland machte wenig Umstände, aber in Riga erregte der Kalender Murren. Doch sieht man aus dem ganzen Verlauf der Sache, daß es auch hier anders gegangen seyn würde, wenn nicht die Umstände voraus- und daneben gegangen wären, welche Herr B. im 2ten und 3ten Abschnitt auseinander setzt. Beynahe 20 Jahre nach der Unterwerfung Livlands unter die polnisch-lithauische Hoheit

dauerte es, ehe Riga, nach vielfachen Unterhandlungen, sich, in einem eignen Traktat zu Drohiczin (1580), zum Huldigungsseide verstand. Eine Hauptbedingung war die Erhaltung des seit 60 Jahren eingeführten Gottesdienstes nach der Reformation Luthers, und auffallend mochte es vielleicht schon manchem seyn (denn damals wechselte man nicht Glaubensbekenntniß, Gottesdienst und bürgerliche Verfassung wie ein Modekleid), daß die Kirchenverfassung nur in einem allgemeinen Ausdruck, das übrige dagegen mit der den polnischen Kanzelleien eignen kumulirenden Wortfülle versichert wurde; daher denn auch einige Anekdoten von geheimen Versprechungen zu Gunsten der katholischen Religion, welche die Delegirten des Rathes (Welling und Lastius) dem Großkanzler gemacht haben sollten, leicht Glauben fanden. — Als nun gar der König Stephan Bathori, von dem man sich als ehemaligem Protestanten vielleicht mehr Toleranz versprach, bey seiner Anwesenheit in Riga die Jakobs- und Magdalenenkirche, nebst dem dazu gehörigen Kloster zum katholischen Gottesdienste verlangte und der Rath, selbst mit Einwilligung des helldenkenden Oberpastors Neuner, solches nachgab: so sahe man die unbedeutenden Gratifikationen, welche die verdächtigen Delegirten erhielten, als den Sold für einen an der Kirche verübten Verrath an. (Dritter Abschnitt S. 48 — 66.) Eine Spannung zwischen Rath

und Bürgerschaft war da, und die Einführung des neuen Kalenders, welche 1582 vom Rathe abgelehnt worden, aber durch ein erneuertes Mandat bey 10000 Dukaten Strafe 1584 von neuem anbefohlen wurde, und die mit dem Einzuge von 12 Jesuiten, welche von dem Magdalenenkloster Besitz nahmen, ziemlich gleichzeitig fiel, brachte das Feuer zum Ausbruche. (Vierter Abschnitt S. 67 — 110.) Die Bürgerschaft steht gegen den Rath auf und ein junger Advokat, Martin Giese, der eben von Universitäten gekommen, (wo er fleißig studirt, aber auch die größten Klopsechter besiegt hatte,) macht anfangs den Friedensstifter, fällt aber aus seiner Rolle und wird Demagoge. Eine neue Konstitution soll alles beruhigen; aber nun verlangt die Rache der Gemeinde ihre Opfer; der Statthalter, Kardinal Radziwill, vernichtet auf königl. Befehl den Vertrag und die Sache kommt zur Klage vor dem Könige. Auf seinen Ausspruch soll alles in den vorigen Stand gesetzt werden, und die Demagogen Giese und Brincken, bey Strafe der Acht, vor dem königl. Tribunal erscheinen. Statt dessen wird auf Betrieb eben dieser, mit der Acht bedroheten, den Rathsgliedern Tassius und Melling der Prozeß gemacht, sie werden auf der Folter verhört und hingerichtet. Nun erfolgt die Achtung und Waffengewalt soll die Ruhe herstellen; da entflieht Giese nach Schweden, negociirt Hülfe ohne Voll-

macht zu haben, und hat gleichwohl die Kühnheit, nachdem seine Unterhandlung ohne Erfolg gewesen, nach Riga zurückzukehren. Inzwischen stirbt König Stephan; Rigische Delegirte erscheinen auf dem Wahlreichstage, welcher Sigismund von Schweden auf den polnischen Thron setzte, und obgleich sich die Stadt Riga der Waffengewalt widersezt hatte, so geschah doch von Seiten der Regierung nichts Entscheidendes, bis eine neue Deputation im Jahr 1589 wegen der Kalenderunruhen (nun nannte man wieder diese als Ursache) an den königl. Hof gesandt war. Als diese zurückkehrte, folgte ihr eine Kommission, welche die Demagogen bestrafte (Giese und Brincken wurden enthauptet) und einen neuen Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft zu Stande brachte, (den sogenannten Severinskonztrakt). Die Stadt mußte 50000 Gulden zahlen und die als Unterpfand abgetretenen Schlösser Urkull und Kirchholm zurückgeben. „Der julianische Kalender wurde stillschweigend bewilliget, obgleich der König durch ein Mandat vom 24. August 1559 (1589) auf die Beybehaltung desselben (des gregorianischen) gedrungen hatte;“ die Jakobskirche wurde den 16. Juny 1590 den Jesuiten wieder gegeben und der Severinische Kontrakt in einigen Jahren (1605) wieder aufgehoben. — So hatte denn bey dieser Gelegenheit Riga in 20 Jahren einen ganzen Cyclus an Staatsveränderungen durchgegangen, an des-

sen Ende sich die Verfassung der Stadt gerade da befand, von wo sie ausging. Nur eins hatte sie verloren: Selbstständigkeit, die sich ohne Frieden im Hause nicht erhalten läßt. — Den Titel Kalanderrunruhen führt also diese Geschichte wohl nur, wie die Schauspiele, die nicht nach ihrem Hauptinhalte, sondern nach der pikantesten Partie des Stücks ihre Benennung bekommen.

Schädlichkeit der Privattheater.

Ein Schauspiel ist ein Kunstwerk, das, aus der Fülle des Genies hervorgegangen, durch Ideen belebt und zusammengeketztet, wieder durch Ideen dargestellt seyn will. Nichts steht darin einzeln, alles greift in einander, keine Bewegung, kein Gedanke ist zwecklos, und wenn also der Schauspieler ein solches Werk wieder geben will: so muß er nicht allein ein feiner Psycholog, sondern auch großer Kenner aller Regungen und Bewegungen des menschlichen Körpers seyn. Niemand studirt jemals den Menschen völlig aus, weil dieser ein unerschöpflicher Quell von Erscheinungen ist; niemand ersteigt den höchsten Gipfel in der Beurtheilung von Gegenständen des Geschmacks, und da der Schauspieler bald einen Charakter, bald einen Affekt, bald eine Empfindung, bald ein Laster, bald eine Tugend darzustellen hat, welche insgesammt in seiner Darstellung ein organisches Ganze

außmachen müssen: so ist die Schauspielkunst eine der allerschwierigsten Künste. Sie verlangt ein tiefes, vielseitiges, ununterbrochen fortgesetztes Studium, zu welchem ein menschliches Leben kaum hinreicht. Personen, die auf Privattheatern auftreten, machen sich ein andres Geschäft zu dem Hauptzwecke ihres Lebens; sie können daher nur wenige Zeit auf das Studium der Schauspielkunst wenden; sie sind oft ohne Kenntniß der menschlichen Natur und ihrer Äußerungen; sie verstehen keinen Charakter, keine Leidenschaft in ihren mancherley Erscheinungen als ein Ganzes zusammenzusetzen, weil es ihnen theils an Geübtheit im Denken, theils an Kenntniß des menschlichen Gemüths gebricht; ihr Geschmack ist selten durch Lektüre der meisterhaften Schriften des Alterthums und der neuern Zeit, noch seltener aber durch Anschauung und Beurtheilung der großen Kunstwerke aller Zeitalter gebildet. Was sie darstellen, ist daher, wenn auch hier und da eine Partie gelingt, nichts Vollkommenes und Ganzes, ihre Arbeit ist Flickwerk, und die Kunst, ein Produkt der Freyheit durch die Anschauungen von Ideen bewirkt, geht gänzlich dabey verloren. Die Schauspieler der Privattheater können also kein Kunstwerk liefern, weil es ihnen entweder an Einsicht in die Erfordernisse eines solchen, oder an Geübtheit in der Darstellung desselben, oder an beyden zugleich mangelt. Gleichwohl wenden sie auf das Einstudieren eines

Stückes viele Zeit. Diese ist nicht nur zwecklos verschwendet, sondern sie entziehen sie sogar ihrem Berufsgeschäfte und bleiben nun auch darin zurück. Sie versäumen das, was Pflicht für sie ist, und thun etwas, was sie nicht ausführen können. Der Schauspieler rechnet auf öffentlichen Beyfall; er will beklatscht seyn. Dieses Jagen nach Beyfall erzeugt bey ihm Eitelkeit, und weil er nur das, wodurch diese befriedigt wird, für das Höchste und Ehrenvollste hält, so entsteht eine Abneigung gegen seinen Beruf, da er seiner Eigenliebe nicht schmeichelt. Er vernachlässigt denselben und bleibt in diesem, wie in der Schauspielkunst, ein Stümper. Sein Kopf ist voll romantischer Ideen, die in der wirklichen Welt nicht realisirt werden können; er wird, wenn er noch Nachdenken genug besitzt, unzufrieden mit derselben und daher ein unbrauchbares Mitglied für die bürgerliche Gesellschaft. Das Aufführen von Schauspielen begünstigt und erweckt Leidenschaften. Am meisten erhält dadurch die Sinnlichkeit Nahrung. Die Begierde erwacht, das Ehrgefühl wird erstickt, die Scham ausgetilgt und die Tugend hat keine Stütze mehr. Beispiele von dem, was geschehen ist und noch geschieht, stellen in dieser Hinsicht fürchterliche Warnungstafeln auf.

Noch nachtheiliger wirken die Privattheater auf den Charakter der Frauenzimmer. Ihr weiches, zartes Gemüth giebt sich jedem starken Eindrucke

leidend hin. Das Glänzende hat für sie einen unwiderstehlichen Reiz, der Beyfall berauscht ihre Vernunft, und das edle Scham- und Ehrgefühl, die Stützen der weiblichen Tugend, verschwinden. Ihre Eitelkeit erhält durch Lob und Schmeicheley immer neue Nahrung; der Stolz erwacht, und ihr einziger Gedanke ist Trachten nach Beyfall. Alle Laster brechen nun herein; Gefallsucht, Hint-ansehung der Schamhaftigkeit, Verachtung der Ehre werden herrschende Gesinnung. Was für Folgen muß aber diese Gemüthsbeschaffenheit nach sich ziehen? Das häusliche Leben mißfällt einer solchen Frau; sie jagt nach öffentlichen Vergnügungen, vernachlässigt ihr Hauswesen und, ist sie Mutter, die Erziehung ihrer Kinder. Eheliche Liebe und eheliche Treue werden zum Spott. Die Mutter, die ihre Tochter auf einem Privattheater auftreten läßt, giebt sie muthwillig allen Verirrungen, oft vielleicht allen Lastern preis; der Mann, der seine Gattin mitspielen läßt, macht sie selbst treulos.

Eine interessante Rettungs-scene bey Libau.

In einer finstern, stürmischen Decembernacht des lehtverflossenen Jahres strandete unweit der Stadt Libau, an dem Ufer des sogenannten Vicent-hofes, ein von Riga kommendes Schiff, mit Lein-

saat beladen, geführt vom Schiffskapitän Nase. Das Schiffsvolk hatte sich, um nicht von den Wellen über Bord gespült zu werden, an den Mast des Schiffes fest gebunden, und harrete, unter Todesangst, dem spät heraufkommenden Tage entgegen. Der endlich angebrochene Tag versammelte bald eine große Menschenmenge am Ufer, und alles beeiferte sich, die Unglücklichen, welche um Hülfe schrieen, zu retten. Die Fischerbauern der Gegend versuchten es zuerst; aber so unermüdet auch ihre Anstrengungen waren, so gelang es ihnen doch nicht bis zu dem verunglückten Schiffe zu gelangen. Die Gewalt des ungestümen Meeres widerstand ihren kleinen Bötten und vereitelte alle ihre Bemühungen; ja als zuletzt eines der Rähne gar umschlug und die guten Leute selbst mit genauer Noth ihr Leben retteten, so schien Niemand mehr Lust zu haben, einen neuen Versuch zur Rettung der Unglücklichen zu wagen.

Ein wackerer, menschenfreundlicher Kaufmann aus Libau, H — n, welcher Zeuge dieser Scene war, ließ unter großen Beschwerlichkeiten ein breiteres Plattboot aus der Stadt, zu Lande, herausbringen, und machte einige geübtere Seeleute willig, den Versuch zur Rettung der Geängsteten zu erneuern. Da indessen unter diesen Veranstaltungen einige Stunden verstrichen, die Unglücklichen auf dem Schiffe auch die bisherigen Versuche zu ihrer Rettung vereitelt sahen, so hatten sie schon

alle Hoffnung aufgegeben, und kämpften mit der angstvollsten Verzweiflung. Welche tröstliche Erscheinung für die Jammernden, da sie abermals ein Boot zu ihrer Rettung, und zwar glücklich, dem Schiffe sich nähern sahen! Der erste, der sich von dem gestrandeten Schiffe ins schwankende Boot warf, war des Schiffes Steuermann; und wer schildert die rührende Überraschung! Der Arm, der ihn empfing, war der Arm seines leiblichen Sohnes, welcher als Matrose auf einem andern Schiffe diente, das zufällig im hiesigen Hafen gelandet war. Das Schiffsvolk wurde unter der lebhaftesten Freude der anwesenden Zuschauer bis auf den letzten Mann glücklich gerettet, in das nahe gelegene Brauhaus gebracht, erwärmet und verpflegt. Ein Bauer dieser Gegend zog bey der Gelegenheit seinen Rock vom Leibe und reichte ihn einem der Geretteten mit den Worten hin: „Es ist zwar mein Bestes, aber du hast es nöthiger.“ Für die 6 edelmüthig-entschlossenen Retter der Unglücklichen wurde sogleich von den Mitgliedern der hiesigen Kaufmannschaft eine Summe von 150 Rthlr. zusammengeschossen und unter sie vertheilt.

P. P.

D e u f a l i o n .

Als Deufalion die überschemmte Erde von neuem durch belebte Steine bevölkert hatte, rief ein

so eben aus einem Sandsteine geschaffnes Frauenzimmer — denn schwätzen konnten sie gleich alle — „guter Vater! sage mir, warum wir Weiber alle nicht gleich schön von dir geschaffen sind?“ Deswegen, meine liebe Tochter, erwiederte Deukalion, damit die Männer euch nicht alle gleich häßlich finden mögen.

— — b —

Ein sonderbares aber zweckmäßiges Gesetz.

In einer alten Sammlung von Polizeygesetzen der Stadt Wien liest man folgende Verordnung: „Die Fischer sollen die Fische auf dem Markte mit unbedecktem Haupte feil halten, um sie durch die Sonnenhitze zu zwingen, ihre Waaren wohlfeiler zu geben.“ —

In Städten, wo den Winter hindurch gefrorene Fische verkauft werden, müßte das Gesetz allerdings anders lauten, und man könnte da, um recht sicher zum Zweck zu gelangen, allenfalls vorschlagen, die Fischhändler beym Verkauf ihrer Waaren ganz nackt auftreten zu lassen.

Glaube an die Menschheit.

Noch giebt es, wenn gleich Leichtsinn und Eigennutz Ihr Wesen treiben, Menschen voll Edelsinn In unsrer Mitte; nicht gebührt es Ewig die Klagen nur anzustimmen.

Zwar Reid und Lästern, wenn du auch noch so gut,
Und fern vom Glänzen stille dein Leben führst,
Ereilt dich gleichwohl, und der Weltton
Glättet die Worte, wann Gift er birget.

Doch sieh'! am Pole schönerer Menschlichkeit,
Wie dort am Himmel Sirius, Herakles,
Und Perseus glänzen, heit'rer leuchten
Flammender Lieb' und der Großthat Sterne.

Sah'n nicht noch jüngsthin Kurlandes Fluren sie,
Die That des Bauers, wie er den Fluthen troht? —
Schon spey'n sie hundert der verschlungnen
Leiber an's Land, und die Wogen brausen.

Da brechen Massen, und der gespaltete
Kiel zeigt das off'ne Grab den Verzweifelnden!
„Ach, Brüder, rettet!“ — Niemand wagt es;
Tod und Verderben nur dräu'n die Schlünde

Des grausen Meeres! — Sieh! da ermannet sich —
Nicht schreckt ihn Abgrund, nicht fast gewisser Tod —
Ein Mann: „Sie sind ja,“ spricht er, „Brüder!
Rettet! Wer fährt mit mir? ich wag' es.“

Da traten vier der Männer mit ihm in Rahn:
„Führ, Bruder, du uns!“ — „Sterben wir hier, so
ist's,“

Spricht er, des Vaters heil'ger Wille;
Thun wir ja hier nur der Menschheit Pflichten.“

Nun zähmten Ruder zürnendes Meeres Wuth,
Heulend erhebt die Woge sich, droht den Tod;
Fast sinkt der Rachen! — Doch es hilft ihm,
Fluthengebieter! dein Arm — sie borden!

Neun Menschen rettet diesmal der brave Mann,
Noch viermal troht er und der Gehülfsen Muth
Dem Sturm, den Wogen, rettet viele;
Thränen des Danks und der Freude fließen. —

Und mahnet nicht uns noch das gerührte Herz,
Wie jener Jüngling, als er den Ruf vernahm:
„Großmutter fehlt uns!“ — in die Flammen
Stürzte des Hauses, das krachend einfiel.

Ihn streift's am Haupte! — Blutend doch eilet er;
Ihn sengt die Flamme! — Dämpft Element dem Geist?
Nein! er erseht sie, und Aeneas,
Nimmt er sie, trägt sie durch Feu'r und Einsturz.

Fehlt's unsern Zeiten auch wohl an stiller That,
Die nur die Gottheit sieht, und das eigne Herz?
O Julie! denk ich deiner Liebe:
Möcht' ich dich segnen, wo keines Wunsches

Du über Sternen darfst, nicht des Sterblichen
Gebets, Verklärte! — Wittwen erfreuest du,
Und arme Waisen! Deinem Herzen
Gnügte das schöne Bewußtseyn einzig,

Und möchtet, Gute, die ihr die Welt beseufzt,
Und deren Unart! möchtet die Schwester ihr
Der Theuren, Mild' im Blick und Thaten,
Möchtet den Engel ihr nur belauschen,

Wann sie die Großthat, ihr und nur Gott bekannt,
Raum den Bedrängten, denen die Hülfe ward,
Des Werths nicht wissend, liebeich übte: —
E - - ! du söhntest sie aus mit Menschen! —

O sicher giebt es, wenn gleich uns unbekannt,
Auf Gottes Erde mehr der Gerechten noch.
Schon jedem zeigt sein Kreis der Guten
Mehrere, Frauen und edle Männer.

Die ihr mir wohl wollt, Edle! und meinen Wunsch
So gern befördert, Tage des Alters mir
Gern heitern wollet! Nichts vermag ich,
Euch zu vergelten; doch übt ihr Liebe!

Wenn, wie mein Nachbar, edel und groß gesinnt,
Nicht ruht, nicht rastet, bis er mich hat erfreut,
Mich, der nur schwachen Dank ihm bieten
Kann, und des Herzens geweihte Regung;

Wenn so noch andre findet in Gottes Welt
Ihr denkend, handelnd, Gutes zu thun bereit:
Dann sagt, ihr Lieben, nicht; des Guten
Streut noch den Samen die Hand der Gottheit.

R. G. Elverfeld.

Gelehrte Einfalt.

Könnt ihr mir's nicht deutlich machen,
Fragte jüngst der dumme Fleiß:
Was ist Freude? — Alle lachen,
Und er mit. — Ob er's nun weiß?

Prose.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 7. Mitau, den 18. Februar 1807.

L i t e r a t u r.

Journal de la société des naturalistes de l'Université impériale de Moscou. Moscou, imprimé chez C. F. Schildbach. Première année. No. I et II avec 3 figures. 1805. 44 S. No. III et IV avec cinq planches. 1806. 124 S. 4.

Die naturforschende Gesellschaft auf der Universität zu Moskau, die unterm 16. August 1805 die allerhöchste Bestätigung erhielt, theilt dem Publikum in diesen beyden Heften des ersten Jahrganges einiges von ihren Arbeiten mit. — No. 1 enthält das Wissenswürdige über die Organisation der Societät, so wie die Akte der Konfirmation. Die Societät beschäftigt sich einzig und allein mit der Naturgeschichte und mit den zu derselben gehörenden Wissenschaften, als: Anatomie des menschlichen Körpers und comparative Anatomie, Chemie, Physik, Landwirthschaft &c. — Ihr Hauptaugenmerk geht dahin, die Naturgeschichte des unermesslichen russischen Reichs kennen zu lernen, und zugleich unter den Produkten solche zu entdecken, die

für das Land ein Gegenstand des Handels werden können. Alles, was die Gesellschaft für das Fach der Naturgeschichte an Geschenken erhält, wird im Museo, zum Nutzen des Publikums, aufbewahrt.

No. 2 enthält einige Aufsätze vom Direktor der Gesellschaft, Herrn Professor G. Fischer; als: S. 9, Anmerkungen über eine besondere Krähenart, die während des Winters häufig über Moskwa fliegt und sich von der gewöhnlichen, von andern Naturforschern beschriebenen, Gattung unterscheidet. Der Herr Verf. giebt ihr den Namen la Corneille de Soemmering. Sie ist kleiner, gänzlich schwarz, und verschieden von der gewöhnlichen Dohle (*Corvus monedula*). Dann werden einige neue Insektengattungen Rußlands beschrieben: S. 12 der *Ceramix Urussovii*; S. 13 eine *Lamia Razumoffskii*; S. 15 *Lamia tricolor*; S. 16 eine *Saperda Boeberi* (nach dem russischen Entomologen, Herrn Etatsrath und Ritter von Boeber in Petersburg, so genannt), deren Vaterland Sarepta ist; S. 17 die *Saperda Latreille*, welche um Moskwa herum zu finden ist, und der der Herr Verf. den Namen nach dem französischen Entomologen gegeben hat; S. 18 finden sich einige Bemerkungen über einen ausländischen Käfer, hier *Carabus Thunbergii* genannt.

S. 19 liefert Herr Dr. F. John die chemische Analyse eines faserigen Gypses, der sich zu *Sar*.

ноффскъ, einem 30 Werst von Moskwa gelegenen Dorfe, findet.

S. 23 beschreibt Herr Professor G. Fischer einige neue Thiergattungen aus dem Kaiserlichen naturhistorischen Museum. Unter diesen zeichnet sich, der Seltenheit wegen, ein Galago aus Senegal aus, den der Verf. Galago Demidoff nennt. Das Geschlecht der Galagos unterscheidet sich unter andern von den Loris durch die Anzahl der Schneidezähne, indem der Galago oben nur 2, und unten 4 hat, dahingegen die Loris, so wie die Maxis, oben 4 haben. Diese noch unbekannte Gattung, von der der Herr Verf. eine Zeichnung liefert, hat die Größe einer Maus, nackte Ohren und einen langen dickhaarigen Schwanz. — Dann folgen S. 27 Beobachtungen des Botanisten zu Gorenka, Herrn Dr. Fr. Fischer, über den, unter dem Namen Eleodendron argan. (?) zugeschildt erhaltenen Samen; ferner S. 29 Beobachtungen von Herrn Alexis Peroffskъ über die Ähnlichkeit einer Musa-Art, (wahrscheinlich die Musa mensaria, eine Rumphsche Varietät) mit den Palmbäumen; S. 34 Untersuchungen über den Gerbestoff (Tannin), der im Pinus abies L. (gemeine Tanne) und im Pinus sylvestris (gemeine Fichte) enthalten ist, und endlich S. 36 chemische Untersuchungen über einen Alaun, der sich nahe um Moskwa findet, und der eine Menge schwefelsaures Eisen enthält; beyde von Dr. F. F.

John. Angehängt ist noch ein Verzeichniß der Geschenke, welche die Societät erhalten hat.

In No. 3 und 4 finden wir gleich zu Anfange die Beschreibung einer neuen Gattung des Elymus, von Dr. Fr. Fischer zu Gorenka, den er *Elymus junceus* nennt, und dessen Heymath Sibirien ist, auch einige Bemerkungen von demselben Verf. über die Frucht des Pothos. S. 52 theilt Herr Dr. F. G. Londeß einige Beobachtungen über die Nektarien der *Strelitzia regina*, und S. 57 eine Beschreibung einer neuen Gattung des *Scandix* (*Scandix falcata*) mit. S. 60 giebt Herr Professor G. Fischer die Beschreibung einer Steinart, die er, zum Unterschiede vom Meerschaume, Keffekilithe nennt (Türkisch Keffekil, d. h. Kil de Kaffa, von dem Ort der Hauptniederlage). Man muß diese Steinart nicht mit der gleiches Namens, mit dem Meerschaum, der sich in Natolien findet und den Klaproth analysirt hat, verwechseln, indem, unter andern, jener aus der Krimm zu Pfeifenköpfen gar nicht gebraucht wird. Der Fundort dieser Steinart ist in der Krimm, zwischen Bachtchisarai und Sebastopol, nahe bey dem Dorfe Tchorougouna. Das specifische Gewicht betrug, nach Herrn Dr. John, 2400. Der Analyse nach, ordnete Herr Dr. John diesen Keffekil, der überwiegenden Bestandtheile wegen, unter die Kieselarten, würde ihn aber, nach Wernerschen Grundsätzen, unter die Thonarten setzen. — S. 69 theilt Herr

Theobald Kenner seine Beobachtungen über die, im letzten Frühjahr, herrschend gewesene Pferde-
seuche mit, und S. 79 — 82 beschreibt Herr Pro-
fessor G. Fischer zwey neue Instrumente, die
in der Anatomie des menschlichen Körpers und in
der komparativen Anatomie von Nutzen sind, näm-
lich einen Kranimeter, und einen Bohrer (Per-
goir), die beyde auf einer Kupfertafel abgebildet
sind. — Der Reisebarometer, von der Erfindung
des Herrn Dr. Panzner, den er S. 84 beschreibt,
und von dem auch eine Abbildung beygefügt ist,
scheint doch in mancher Hinsicht, selbst schon der
minderen Einfachheit wegen, dem bekannten de
Lüschens nachzustehen. — S. 92 theilt Herr Fr.
Fischer noch Bemerkungen über die Napoleo-
naea imperialis, die zu einem neuen, von Pali-
sot de Beauvois entdeckten, Pflanzengeschlecht ge-
hört, mit; worauf sodann Auszüge aus den Brie-
fen einiger Mitglieder der Societät, nämlich der
Herren Redoffsky aus Kiachta, Haüy und
Tilesius, folgen. Den Beschluß macht ein
Verzeichniß verschiedener, in der Gegend von Go-
renka wachsender, vorher daselbst nicht gefundener,
Pflanzen, und endlich Auszüge aus dem Register
der Verhandlungen der Societät, nebst einer An-
zeige der ihr zugestellten Geschenke.

— nn.

Etwas in Beziehung auf den in No. 50 u. 52
der wöchentlichen Unterhaltungen vom
Jahre 1806 erschienenen, die sogenannte
Nichtsphilosophie betreffenden, Aufsatz
des Herrn Pastor Elverfeld.

Philosophie laß ich in ihrer Würde;
Sie zeuget Tugend, hohen Muth; entlagmt
Das Herz für Gott, von dem sie stammt;
Erleichtert menschenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wüsten'n,
Der Pharos, dessen sanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht strandet.

— — — — —
Nur, wenn sie sich vermisht, sich ungezügelt
Ins Meer der Gottheit stürzt, und flügelt,
Wo tiefanbetend der Verstand
Der Leibnize, der Haller stille stand,
Wo selbst der Seraph seinen Mund versiegelt,
Wird sie zum Schwert — — — — —

Gott er.

— — — — —
Daß die menschliche Vernunft an der Leiter
des Bedingten hinaufsteigend zuletzt, zu ihrer
Selbstbefriedigung, bey einem unbedingten und
unendlichen, obwohl an sich ihr unerforschlichen,
Wesen, als dem Urgrunde alles Bedingten und
Endlichen, stehen bleiben müsse, ist ihrer Natur
gemäß. Ich nenne dieses unbedingte, unendliche
Wesen mit voller Überzeugung Gott, und ver-
stehe darunter einen höchsten ewigen Geist, ein
vernünftiges, wollendes und handelndes Princip,
von welchem und durch welches alles Endliche
(Geistige und Materielle), obgleich ich nicht be-
greife wie? Daseyn, Bestand und Leben hat. —

Anders dürfte es stehn, wenn die Menschenvernunft, von dem unbedingten Wesen ausgehend, das Bedingte aus ihm zu erklären, ihm seine Schöpfung gleichsam nachzuschaffen versucht. Da möchten die Aussprüche der philosophischen Machtvollkommenheit über ihre höher, als sie selbst reicht, gestellten Probleme nicht sehr gegründet und nicht sehr einleuchtend seyn. Wenigstens sind mir es diejenigen der neuesten Philosophie nicht. Ich kann mich aus ihr nicht davon überzeugen, daß der höchste Geist mit der Materie, als seinem bloßen Reflex, absolut und an sich Eins und dasselbe, das Eins und Alles sey. Ich kann mir durchaus keinen Begriff davon machen, wie das ewige, an sich unendliche und unumschränkte Wesen doch auch zugleich in seinem Reflex, in seinen Schöpfungen, getheilt, beschränkt und endlich seyn, wie eine einfache Thätigkeit sich selbst zum Substrat ihrer Thätigkeit (ihrer Schöpfungen) machen, wie eine absolute Vernunft im Sinne des neuesten Idealismus statt finden könne, d. h., ein bloßer Akt des Denkens, wo von allem Denkenden und Gedachten abstrahirt werden soll, — ein absolutes nichts denkendes Nichts, wie dieser bloße einfache Akt des Denkens an sich seyn, und doch auch wieder besonders seyn, wie er an sich absolute Identität und Indiffe-

renz, d. i. ein einfaches, sich selbst vollkommen gleiches, in nichts unterschiedenes Eins und Einerley, und doch in seinem besondern Seyn, (Form des Seyns,) wieder vielfach und verschieden seyn, wie diese Aktion des Denkens, dieses einfache Eins sich dennoch außer einander darstellen, so das Abbild seiner absoluten Einheit werden, und als solches die Welt, die Natur seyn solle, die doch auch wieder eben so wenig, als irgend Etwas in ihr, wirklich ist, da in der Natur nur ein stetes Werden, kein Seyn statt finden soll, — ein ewiges Spiel von Nichts zu Nichts.

Endlich sehe ich auch durchaus nicht ab, wie und wodurch diese Behauptungen der neuesten Philosophie sich als wahr erweisen. Durch die intellektuelle Anschauung? Aber was schaue ich denn eigentlich in der Welt, in der Natur? Ein zusammenhängendes Ganze verschiedener Wesen und Kräfte, von dem ich zwar auf eine erhabene Vernunft und Macht, als Urheberin desselben, schliesse, wo mich aber nichts zwingt, es für ein bloßes ideales Abbild der letztern zu halten. Eben so finde ich in meinem Selbstbewußtseyn nur mein besonderes Ich, meine keinesweges schrankenlose Vernunft, die mich zwar auf eine höchste Vernunft hinweist, mich aber doch nicht lehrt, daß ich und Alles außer mir nur ideale Modifikationen

eines absoluten Ichs sind. Diesem allen zu Folge bin ich denn davon überzeugt, daß auch das neueste philosophische System, welches jedes wie? zu beantworten und begreiflich zu machen glaubt, doch selbst der Unbegreiflichkeiten, und der unerwiesenen und unerweislichen Behauptungen genug und übergenug hat.

Und wenn nun eine Philosophie, die von Begriffen ausgeht, unter denen immer einer den andern aufhebt, also Nichts zurückbleibt; eine Philosophie, die eine Natur, eine Welt annimmt, welche als solche Nichts ist, in der Nichts ist, die von Nichts zu Nichts fortspielt ewig und immerdar; eine Philosophie endlich, welche ihre Behauptungen durch Nichts erweist, eine Nichtsphilosophie genannt wird: so weiß ich nicht, ob das tadelnswerth sey, das aber weiß ich, daß der Mensch, wenn er doch übermenschlich philosophiren will, wenn er, der immer nur in der Sphäre des Bedingten und Sinnlichen schauen und unmittelbar erkennen kann, doch zum Übersinnlichen und Unendlichen mit seinem Schauen, Wissen und Erkennen durchzudringen wähnt — in diesem Ikarusfluge verunglücken, und sich selbst mit Widersinn und Widerspruch bestrafen muß.

Daß ferner ein System, dessen Seele eine an sich identische und indifferente Thätigkeit ist, in der und mit der alle Individuen, gute und

böse, Eins und Dasselbe, das Eins und Alles sind, ein System, in welchem auch die Begriffe Moralisch und Unmoralisch nur Reflexionsbegriffe, aber im Absoluten und an sich indifferent seyn müssen, und in welchem jedes besondere Etwas, und sonach auch das besondere Etwas des Menschen (sein persönlicher Geist), als bloße Erscheinungen und Reflexe, von dem steten Fluxus und Refluxus des sich selbst umschaffenden Absoluten durch nichts ausgenommen sind, — daß ein solches System einer wahrhaft moralischen Religion, das ist, dem Glauben an einen heiligen und gerechten Weltregierer, an Tugend, als seinen Willen, an die persönliche Fortdauer des Menschen, und an eine Austheilung der Glückseligkeit, in Verhältniß gegen Sittlichkeit nicht günstig seyn könne, dieß läßt sich schon ohnehin vermuthen, wenn man auch auf die ausdrücklichen Äußerungen des Stifters dieses Systems, Schellings, über die Idee eines moralischen Gottes *) und eines seiner Anhänger **), über die persönliche Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, nicht Rücksicht nehmen wollte.

Ubrigens thut man denen, die außer Gott noch eine wesentlich von ihm verschiedene Ma-

*) Im Sicht. und Nichts. philosoph. Journal B. 2. S. 226.

**) Die Söhne des Thales, ein dramatisches Gedicht. 2 Th. 306 S.

terie annehmen, unrecht, wenn man sie alle ohne Unterschied grobe Materialisten nennt. Wer eine von Gott verschiedene, aber durch seinen allmächtigen Willen dasenende, von ihm allmächtig beherrschte, und zur Beförderung des Endzwecks der moralischen Welt regierte Materie statuiert, beschränkt Gott nicht durch die Materie, noch macht er ihn selbst dazu. Die biblische Schöpfungsgeschichte, auf welche Herr Past. Elversfeld zur Bestätigung der neuesten Schöpfungstheorie hindeutet, sagt wenigstens kein Wort davon, daß die Gottheit durch ihr Werde die Welt aus sich selbst heraus geschaffen habe, und doch immer Gottheit (an sich) und zugleich Welt (als nicht an sich) sey und bleibe. Der Paulinische Ausspruch: in Gott leben, weben und sind wir, ist große Wahrheit, auch schon in dem Sinne, daß wir durch Gottes Macht sind und bestehen, ohne deshalb bloße Reflexe und Formen von ihm seyn zu dürfen. Wir sind seines Geschlechts, sind durch das herrliche Geschenk der Vernunft in der uns bekannten Wesenkette die ihm ähnlichsten und nächsten. — Diese Behauptung bleibt wahr, wenn wir gleich nicht bloße, aus der Gottheit reflektirte, Abbilder von ihr sind*). Jedes Blatt, so wie die Sonnen, erin-

*) Kein neues, aber immer ein sonderbares Phänomen ist es, daß die Schulphilosophien sich mit Ausdrücken der Bibel zu decken suchen. Als ob dieß ehrwürdige Buch dazu da

nert uns an Gott, auch dann, wann wir überhaupt in ihnen, als seinen Geschöpfen, die Spuren seiner Macht und Weisheit wahrnehmen, ohne daß die Sonnen und das Blatt darum für Reflexe des göttlichen Wesens selbst von uns gehalten zu werden brauchten. — Sollten denn also die gerühmten Vorzüge der neuesten Philosophie, in Hinsicht auf Religion und Religiosität, wirkliche Vorzüge seyn?

Ob nun nach diesen meinen Bemerkungen Herr Past. Elverfeld auch mich zu den Trägen rechnen will, die vor der Prüfung entscheiden, die sich nicht gern aus den vier Wänden ihrer alten Überzeugungen wollen depossediren lassen, die sich für die einzigen Depositäre der Wahrheit halten, von denen es so aussieht, als wollten sie jede gute Seele auch schon von der Untersuchung der Wahrheit abschrecken, um sich selbst auf die leichteste Weise von einem schwierigen Studium zu befrenen, — oder gar zu denen, welche die neueste Philosophie, aus, Gott weiß, was für Gründen, bestreiten, — das muß ich

wäre, daß nur jeder seinen Realismus, Idealismus, oder Realidealismus nach Belieben darin finden könne; ganz so, wie Werenfels schrieb:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

ihm überlassen. Nur hätte ich doch gewünscht, daß der brave und würdige Mann mit solchen Beschuldigungen weniger freygebig gewesen wäre; auf jeden Fall entfernen sie sich von dem, nicht etwa nur akkommodirten, sondern ganz eigentlichen und buchstäblichen Sinn eines herrlichen Spruchs: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet.

Von dem Nichtfreystellen der Prüfung *) fremder Meinungen kann nicht die Rede seyn, wohl aber davon, daß nicht Alle prüfen können. — Reifen und gesetzten Männern kann man es zutrauen, daß sie in der Mittheilung ihrer Privatvorstellungen, die sie für konsequent und unschädlich halten, dennoch vorsichtig seyn werden, wenigstens um leicht möglichem Mißbrauche vorzubeugen. Aber besonders junge Männer von raschem Blut und reger Phantasie möchte man doch ernstlich ersuchen, daß sie mit der Ausbreitung eines Ihnen imposant vorgetragenen, und sich mit scheinbarer Erhabenheit ankündigenden, Systems noch warten, und sich hinlängliche Zeit nehmen, es in seinen Gründen und Folgen mit Ruhe und ohne Vorliebe zu durchdenken.

J. G. M — i.

*) Siehe Herrn E—s Aufsatz in No. 32 der B. II, von 1806, S. 411.

Einfluß der Fleisch- und Pflanzenspeisen auf den Menschen.

Der Mensch kann sich an jede Art von Nahrungsmitteln gewöhnen; aber nicht alle sind für ihn auf gleiche Weise zuträglich. Er kann von vegetabilischen und von animalischen Speisen leben, allein beyde bringen verschiedene Wirkungen in ihm hervor. Die animalischen Substanzen verursachen im Magen eine viel reizendere Thätigkeit, als die Pflanzensstoffe; sie stellen, in gleichem Verhältniß genossen, die Kräfte weit vollständiger wieder her und unterhalten sie länger. Man bemerkt einen großen Unterschied zwischen Menschen, die Fleisch essen, und zwischen solchen, die keins genießen. Die erstern sind ohne Vergleich thätiger und stärker. Bey gleichen Umständen sind die fleischessenden Völker den von Vegetabilien lebenden von jeher in allen den Künsten überlegen gewesen, welche viel Kraft und Selbstthätigkeit erfordern. Die Engländer sind große Fleischesser; und sollte man nicht diesem Umstande ihr stetes Bestreben, die mechanischen Künste zu vervollkommen, mit zuschreiben? Die fleischessenden Menschen beweisen nicht bloß im Kriege mehr Muth, sondern zeigen auch im Allgemeinen bey allen ihren Unternehmungen größere Kühnheit und Beharrlichkeit. Die Natur selbst scheint gewollt zu haben, daß der Mensch sich unter gewissen Himmelsstrichen vorzüglich von thierischen Substanzen ernähre; in andern reicht aber

auch die bloße Pflanzenkost hin, den täglichen Abgang an Kräften zu ersetzen. Unter den Eiszonon sind Nahrungsmittel nöthig, die viel Wärme erzeugen, die durch eine schwerere und langsamere Verdauung eine starke Thätigkeit des Magens unterhalten, welche erfordert wird, um den Ton aller Organe bis zu dem Grade zu erhöhen, den die Spannung und Temperatur der Luft erfordert. In warmen Ländern hingegen muß die Erzeugung der Wärme vermindert und die Schwäche des Magens geschont werden, weil er durch den immerwährenden Reiz des Hautorgans und durch die häufige Ausdünstung beträchtlich leidet. Man muß da jede Veranlassung zur Fäulniß vermeiden; dieser aber sind Fische und Fleisch weit mehr unterworfen, als Kräuter, Früchte oder Körner. Doch sind die Menschen, welche mäßig Fleisch genießen, selbst in diesen Himmelsstrichen weit kraftvoller, als diejenigen, welche bloß Pflanzenspeisen essen, und wenn sie nur sonst die gehörige diätetische Behutsamkeit anwenden; so können sie bey Fleischnahrung nicht nur weit schwerere und längere Arbeiten besser aushalten, sondern sie sind auch viel gesünder, und entgehen weit leichter der Gefahr des frühzeitigen Altwerdens, das in heißen Gegenden durch eine übertriebene Reizbarkeit herbegeführt wird.

Die vegetabilischen und animalischen Nahrungsmittel haben aber nicht bloß auf den Körper, sondern auch auf den Geist einen verschiedenen Einfluß. Bey Fleischnahrung werden die Vorstellungen kräftiger und energischer, sie strömen leichter herben, die Affekten sind lebhafter und ungestümer, die Leidenschaften kühner und heftiger, als bey Pflanzenkost, wo das Gemüth sanft und nachgiebig, die Gedanken milde und matt, die Affekten träge und langsam, die Leidenschaften weder verwegen noch

heftig sind. Die Fleischspeisen wirkten auf den Geist als ein kräftiger, stärkender Reiz, und floßen ihm Kraft und Muth zum Denken und Handeln ein; die Pflanzenspeisen hingegen haben keinen stärkenden und zur Thätigkeit auffordernden Einfluß auf ihn, — sie mildern und besänftigen seine Thätigkeit und halten sie nieder. Kant aß viel Fleischspeisen. Sollte nicht der Genuß derselben ebenfalls einen großen Einfluß auf seine philosophischen Ideen und auf seine Denkart gehabt haben, die sich durch Kraft und Energie so gewaltig auszeichnete?

G e d a n k e n.

Es ist mit dem Verstande, wie mit der Gesundheit; wer eine Gabe davon hat, fühlt es nicht.

Die Lobredner von Profession sind wie Ertrinkende: sie halten sich an alles, was ihnen unter die Hand kommt.

Der Übergang von einer Empfindung zur ganz entgegengesetzten, ist nicht so schwer, als zu einer andern, die Ähnlichkeit mit ihr hat. Man geht weit leichter von Liebe zu Haß, als von Liebe zu Freundschaft über.

D r u c k f e h l e r.

In No. 5 ist S. 78, Z. 15 v. u. statt beträchtlichen zu lesen beträchtlichern.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 8. Mitau, den 25. Februar 1807.

L i t e r a t u r.

*Sauna un pilniga Latweefchu Dseefmu-
Grahmata* (Neues und vollständiges lettisches
Gesangbuch). Mitau, bey J. Fr. Steffenhagen
und Sohn. 1806. Ohne Pränumerantenverzeich-
niß, Erklärung der untergesetzten Namenszeichen,
Vorrede, und Verzeichniß der Liederrubriken, das
Gesangbuch selbst nebst dem Liederregister 496,
Bibelstellen, Psalme und Altargesänge 46, Ge-
bete 142 S. 8.

Wem, der ein reines, unverdorbenes Gefühl
hat, sollte das Herz nicht vor Freude hoch schla-
gen, wenn in unsern Tagen etwas geschieht, das
auf die Beförderung wahrer Religiosität abzielt,
und das diese Absicht so gut erreicht, als es mit
vorliegendem Gesangbuche der Fall ist? Immer
mehrere Kälte gegen öffentliche Religionsübung
und Handlungen der feyerlichen Gottesverehrung
scheint sich eines nicht unbeträchtlichen Theils der
gebildeten Klassen unsers Zeitalters, besonders un-

ter den protestantischen Christen, zu bemächtigen. Sie ist aber größtentheils den bisher herrschenden Philosophien zuschreiben, von denen besonders die sogenannte kritische theoretisch alles auf den Verstand, und was diesem begreiflich werden kann, bezieht, obgleich sie die Vernunft zu kritisiren vorgiebt; was aber über diese Sphäre hinausgeht, wie denn unstreitig das Feld der Vernunft weiter ist, für ungewiß und bloß leere, durchaus nichts Reelles gebende Spekulation ausgiebt; praktisch aber die Moral zur Königin erhebt, wo denn die moralischen Überzeugungsgründe und die Postulate der sogenannten praktischen Vernunft zur Förderung der Religion wenig auszurichten vermochten. Religion, und zumal ihre äußere Übung, blieb nur die Dienerin, welcher sich denn auch nur derjenige widmen zu müssen glaubte, der, und so lange er es sich nicht zutraute, es ohne ihre Hülfe weit in der Moralität zu bringen. Wer aber dieses ohne ihre Hülfe allein zu vermögen meinte — als ob moralische Vollkommenheit dem Erdensohne, besonders außer der Anführung der Religion, allhier zu Theil würde, oder als ob selbst die vollkommenste Erfüllung der Pflicht mehr als Schuldigkeit wäre, die keinen Lohn fordern darf, deren Unterlassung aber gewiß Strafe verdient — der bedurfte ja der Dienerin nicht; denn es ist nach jener Philosophie ja nur darum ein Weltregent, damit eine moralische Weltordnung sey, und wer

moralisch gut ist (wie viel aber hiezu gehöre, wird nicht bedacht), der muß von ihm beseligt werden. Dieses philosophische Phantom nun (so großen Werth auch der theoretische Theil jener Lehre, aber bloß als Kritik des Verstandes, Begründung seiner Rechte und Beschränkung seiner Anmaßungen haben mag,) fängt allmählig an, in Lust und Nebel zu zerfließen, und ist, als einzige Normalphilosophie, seinem gänzlichen Verschwinden nahe. Man durchbricht schon hie und da die dem Geiste mit Unrecht aufgedrungenen Schranken, welche bloß für den Theil seiner Äußerungen gehören, den wir den Verstand nennen, und dessen Sphäre freylich nur das Begreifliche, ins gemeine Bewußtseyn fallende, ist; und mit der sich nähernden glücklichen Katastrophe, wo jenes für allgemeingültig und einzig wahr ausgegebene System seine Herrschaft verliert, erhält die erhabene Vernunft, das bisher zu sehr vernachlässigte Gefühl, und die Religion ihre Rechte wieder; und gewiß ist der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt, wo wenigstens die neu auflebende Generation unsere Tempel wiederum mit Anbetern Gottes aus allen, auch den bisher durch für Philosophie ausgegebene bloße Verstandeslehren irre geleiteten gebildeten Klassen angefüllt sehen wird. Indessen für jetzt sehen wir dieses gelobte Land nur von ferne; näher dem Ziele sind die Extreme desto greller; und es ist wahres Labfal für ein religiöses Herz, schon jetzt edle und

würdige Männer dafür thätig und wirksam zu sehen, was noch von vielen als unwichtig übersehen, höchstens aus der Sache fremden Beweggründen beym alten Schlendrian erhalten, oder gleichgültig dem Laufe des Schicksals überlassen wird.

Das hier anzuzeigende Gesangbuch ist für die niedere Volksklasse unsers Vaterlandes bestimmt, für die Letten, eine Menschenklasse, die von der höhern Kultur unserer Zeiten, welche die leidige Richtung für bloße Verstandesbildung genommen, mehr zu ihrem Glücke ausgeschlossen, noch am meisten ihr Gefühl für Religion durch Abwartung der öffentlichen Gottesverehrungen an den Tag legt. Aber sie bedurfte nun gar sehr einer bessern und vollständigeru Sammlung von Gesängen und Gebeten zur Unterhaltung ihrer öffentlichen und häuslichen Andacht, als ihr die bisherigen Sammlungen, die entweder manchen Wahn und Aberglauben noch nährten, oder denen es an hinlänglicher Vollständigkeit mangelte, darbieten konnten.

Dies ist nun in diesem neuen Gesangbuch vollkommen geleistet, wie dem Rec. hierin gewiß jeder aufmerksame Leser beystimmen wird. Rec. kann das Geschichtliche, wie dieses Gesangbuch zu Stande gekommen, welches dem Publikum meistens schon bekannt ist, wovon auch die Herren Redakteure selbst in No. 47 der B. U. des vorigen Jahrs gesprochen haben, und was dem Hrn. Kanzler, dem Hrn. Landesbevollmächtigten, so wie der ganzen

Furländischen Ritterschaft zu hoher Ehre gereicht, hier füglich übergehen, und sich an das Werk selbst halten, um dem Publikum zu zeigen, wie zweckgemäß die richtigen Grundsätze, welche sich die Herren Redakteure selbst, nach oben gedachter Anzeige in den B. U., aufgestellt hatten, von denselben bey der Bearbeitung dieses Buchs befolgt sind. Und da muß er denn zuvörderst seinem Gefühle folgen und sagen: Dank sey den ehrwürdigen Männern, die den an sie ergangenen Auftrag zur Redaktion dieses Gesangbuchs so vollkommen ausrichteten, und dadurch unsern Letten ein Religionsbuch in die Hände lieferten, so herrlich, so dem Zwecke angemessen und vollkommen, als wir es in unsern Zeiten nur wünschen und erwarten konnten.

Ein Maczewski, ein Stender, ein Lauenitz, ein Wilterling haben sich durch ihre vorzüglichen Arbeiten und durch die ganze Redaktion ein bleibendes Denkmal gestiftet, und noch die späte Nachwelt wird ihre Namen mit Dank und hoher Achtung nennen. Dieses Gesangbuch wendet die Wahrheiten der Religion und mit ihr nothwendig verbundenen Sittlichkeit auf Besserung, Beruhigung und Seelenerhebung — kurz, auf wahre Erbauung an; bleibt nicht bloß bey dem Allgemeinen stehen, geht ins Einzelne, verbreitet sich auf alle besondre Lagen und Verhältnisse des Menschen überhaupt und insbesondre des Letten, und leitet

ihn, wie eine zärtliche Mutter ihr Kind, sanft und beseligend zu Gott gefälligen Entschlüssen und Gesinnungen. Die Sprache ist edel, aber zugleich auch plan verständlich, und recht herzlich; und somit dringt denn auch alles leichter ans Herz. Nunmehr wird, wie ein jeder sich schon aus den nach der Vorrede verzeichneten Rubriken der Lieder leicht selbst überzeugen kann, kein Prediger bey dem Gebrauche dieses Buchs in Verlegenheit gerathen, wenn er zu seinem Thema passende Lieder auswählen will, die theils auf seinen Vortrag gehörig vorbereiten, theils auch den gemachten Eindruck unterhalten, und desto eher einen guten Erfolg hoffen lassen. Und in allen den Fällen und besondern Verhältnissen, wo unser Lette gern einigen Trost, Herzenserhebung und Belehrung aus seinem Gesangbuche schöpfen möchte, wird ihn dieses Buch nie verlassen, sondern seinem Geiste, ohne den Aberglauben zu nähren, volle Befriedigung gewähren.

Kein einziges schlechtes, oder auch nur ganz mittelmäßiges Lied befindet sich in dieser Sammlung; und es sind doch 617 Lieder. Sehr viele derselben sind von ausgezeichnet vorzüglichem Werthe, so daß die Auswahl einiger der vorzüglichsten schwer fällt. Rec. will nur einige, die ihm zu diesen zu gehören scheinen, anführen. Von dem würdigen Superintendenten Maczewski, der über-

haupt den bey weitem größern Theil der neuern Lieder geliefert, und viele der aus andern Sammlungen ausgewählten sehr glücklich verbessert hat, sind ausgezeichnet schöne Lieder No. 182. 187. 312. 313. 345. 348 und alle über die vernünftige Selbstliebe; 350. 384. 385. 388. 389. 391. 399. 414 — 417. 427 Barmherzigkeit gegen die Thiere, 429 meisterhaft über das Verhalten gegen die empfindungslose Schöpfung — ein seltenes Thema! Auch die Lieder am Reformationsfeste. Und überall, wo M — i etwas an einem aufgenommenen Liede änderte, sey es auch nur ein einzelnes Wort, erkennt man die Hand des Meisters.

Von Probst Stender dem jüngern ist vorzüglicher Auszeichnung werth das Lied No. 256. Nach Rec. Meinung ist es eine wahrhaft meisterhafte Übersetzung des schönen Liedes: Wie groß ist des Allmächtigen Güte. Fast jede Zeile sagt es, der Übersetzer fühlte selbst, was der fromme Dichter so wahr, kräftig und schön im Original sagte; und auch nur ein so schön übersetztes Lied — hätten wir auch keine frühern Beweise — dokumentirt hinlänglich Dichterberuf und Gewandtheit in der Sprache. Möchten doch nur unsere Vorsänger auch die, nicht ganz leichte, aber herrliche Melodie dieses Liedes lernen, damit es oft durch Inhalt und hohen Schwung des Gesangs auch die Letten mit himmlischen Gefühlen beseligen

und erbauen könnte! Ferner zeichnen sich von demselben Verf. aus No. 387 und 428.

Von Dr. Launiz findet sich eine beträchtliche Anzahl schöner Lieder in diesem Gesangbuche, z. B. No. 174. 175. 194. 294. 552. 553. 554, diese drey an Kaiserlichen Kronsfesten; auch die Lieder in Kriegszeiten, drey von Dr. L — z selbst abgefaßt, zwey von ihm umgearbeitet; die Friedenslieder; auf den Sommer No. 571. 601. 602, wie auch die Lieder bey der Einweihung einer Kirche.

Dr. Wilterling hat keine Lieder, aber desto mehrere schöne Gebete zu diesem Buche geliefert.

Unter den in dieses Gesangbuch aufgenommenen Liedern sind viele vortreffliche von dem ehrwürdigen sel. Probst Stender. Ganz vorzüglicher Auszeichnung werth sind No. 199. 255. 300. 466. 352. Überhaupt zeichnen sich fast alle Lieder des sel. Stenders durch ächtes Dichtergefühl, Herzlichkeit und wahre Religiosität aus. Wo sie hie und da nicht ganz korrekt waren, ist dieses im vorliegenden Gesangbuch immer durch eine Meisterhand verbessert.

Aus dem Gesangbuche des würdigen sel. Probst Baumbach ist hier ebenfalls der größere Theil der Lieder aufgenommen, und überhaupt sein Manuscript eines größeren Gesangbuchs zum Grunde dieses Buchs gelegt worden. Unter den Liedern gedachter Sammlung zeichnen sich mit einigen Umarbeitungen vorzüglich aus No. 239. 424. 407. 411.

Der würdige Probst P u s i n hat in No. 371 ebenfalls ein schönes Lied geliefert. Auch von Pastor M ü t h e l aus Livland sind hier einige vorzügliche Lieder, als No. 382. 406. 555. Pastor v. B e r g m a n n aus Livland hat gleichfalls ein schönes Lied in No. 561 geliefert. Außer diesen sind noch einige aus Livland eingegangene sehr gute Lieder in dieser Sammlung, deren Verfasser nicht namentlich bekannt sind. Und in No. 463. ist das vortrefflich übersehte Lied: Wie wird mir dann, o dann mir seyn, von unserm ehrwürdigen sel. Probst N e a n d e r, ein herrliches Denkmal, das dem Weisen und Dichter auch in diesem Gesangbuch errichtet ist.

Übrigens ist von den in dieses Buch aus andern Sammlungen aufgenommenen Liedern zu merken, daß selten eins darunter zu finden ist, das nicht hie und da ausgefeilt wäre, und wenigstens ein Paar Verbesserungen erhalten hätte, hier im Sinne, dort im Versbau. Härten, Hiatusse, nicht ganz richtige Akcente, auf 2 Sylben reimende männliche Reime, auch wo vor den Reimsylben derselbe Mitlauter in beyden Reimen stand, alles ist mit Glück verbessert. Bisweilen sind ganze Verse, die überflüssig waren, oder etwas die Andacht nicht sonderlich beförderndes, auch wohl den Aberglauben nährendes enthielten, weggelassen, oder ihr Hauptinhalt in einen oder zwey kräftigere

Verse zusammengezogen; und wenn dergleichen am Ende eines Liedes geschah, so wird desto befriedigender geschlossen. Ein Paarmal sind auch aus einem einzigen zwey verschiedene Lieder sehr glücklich gemacht worden. Nur selten hat Rec. eine Weglassung von Versen nicht recht gefallen wollen, z. B. No. 239, wo wohl noch ein Vers, der ein gestärktes Vertrauen und eine tiefe Verehrung Gottes bewiese, am Ende sehr passend gewesen wäre, der aber freylich noch besser hätte ausgedrückt werden können, als der im Baumbachschen Gesangbuche von 1796. Ferner No. 351, im Stenderschen No. 152, wo Rec. die am Schlusse weggelassenen 6 Verse ungern vermißt. Wurde das Lied dadurch zu lang, so konnte man es ja auch, wie das in mehreren Liedern geschehen ist, durch dazwischen gesetzte Punkte in zwey Hälften theilen.

So gefällt Rec. auch die Aenderung am Schlusse von No. 112 nicht ganz. Zwar gefeilter und wohlklingender sind nun unstreitig die beyden letzten Zeilen geworden. Mulsch'gu klingt hart, und das eeksch debbes gefällt auch nicht recht. Aber schön ist doch der Gedanke des ewig zu feyernden Sonntags in jener Welt, der hier, in einem Sonntagsliede, gerade am rechten Orte steht. Auch am Sonntage wirken wir, Gott preisend, an Gottes großem Werke mit; so wie dort unser Lobpreisen Gottes mit ewiger Mitwirkung für seinen großen Plan verbunden — eins seyn wird. — Dieß zum

Beweise der Unpartheylichkeit, wozu Rec. noch folgende kleine Bemerkungen hinzufügen will.

Die Trennung der Negation vom Verbum im Lettischen gefällt Rec. selbst in der Poesie, die übrigen eine freyere Wortstellung erlaubt, nicht recht; z. B. in No. 238, 4. *Kas tew neskaidri rahda.* Dafür lieber die kleine Härte nach der ersten Sylbe: *Kas skaidri tew ne rahda.* Ferner No. 441, 2, wo dieß mehrmals vorkommt; 519, 2, *Ne mannu meeru laupa*, besser: *To meeru (firdsmeeru) man ne laupa*; und 460, 1. *Es to ne sinnah warru*, was gar einen andern Sinn giebt.

Das *Gohds tewim dohts* am Schlusse jedes Verses einiger Lieder, die nach der Melodie: *Gelobet seyst du, Jesus Christ*, zu singen sind, statt des alten: *Glawejam Deewu* oder *Alleluja*, gefällt Rec. nicht wohl. Diese Melodie fordert am Schlusse den adonischen Vers: — *vv — v*, oder auch wohl — — — *v*. Hiernach wäre denn in *tewim* die zweyte, — eine kurze Sylbe — lang, und käme gar in *arsi* zu stehen. *Glawejam Deewu* gnügt hier ganz, oder auch wohl das zwar fremde, aber nun schon dem Letten als Lobpreisung Gottes wohl bekannte, und recht feyerlich klingende *Alleluja*, das aber hier nur nicht *allelūja* ausgesprochen werden muß, wie es bisweilen nach dem alten Gesangbuche geschieht.

In No. 107, 2 fällt in der dritten Zeile der Abschnitt mitten im Worte: *Kas kustahs wif fā*

plafchâ pafaulê, besonders nach der Melodie: Bin ich allein ein Fremdling zc., dem Ohre sehr widerlich auf, was auch gegen drey Verse von No. 109 einzuwenden ist. Besonders in der dritten Zeile fordert diese Melodie einen starken Ruhepunkt nach der vierten Sylbe, der denn durchaus nicht mitten in ein Wort fallen muß. Wie schön ist dagegen in No. 135 von M — i der Abschnitt überall, mit bloßer Ausnahme der zwenten Zeile des dritten Verses, in welcher Zeile aber auch dieser Mangel nicht so sehr auffällt; aufs genaueste beobachtet.

— r f —

(Der Beschluß folgt.)

Das Privatgut Schleß und die Stadt Piltzen mit ihren Umgebungen.

(Aus v. Schlippenbachs noch ungedruckter Reise durch Kurland.)

(Fortsetzung des in No. 5 abgebrochenen Aufsatzes.)

Das Schloß, dessen Ruine man hier an dem verlassenen Bette der Windau erblickt, ist wahrscheinlich vom ehemaligen Domkapitel erbaut worden. Ich schließe auf das Jahr der Erbauung aus einem großen Sandsteine, der mit der eingehauenen Jahrzahl 1242 da, wo das Thor gestanden hat, gefunden ward und wahrscheinlich über dem Thore selbst eingemauert gewesen ist. Vor etwa 60 Jahren ist der eine Flügel des Schlosses noch bewohnt worden; jetzt wird dieß nur noch den Schwalben und Dohlen möglich. Nur ein Thurm, vier Stocß hoch, steht noch in seiner ganzen Höhe, da, wo die Einfahrt ins Schloß gewesen ist. Am andern Ende der Ruine befand sich ein hoher runder Thurm, an dem aber bis zu einer

beträchtlichen Höhe, wo sich endlich eine kleine Thüre fand, durchaus keine Öffnung erblickt werden konnte. Seine Bestimmung blieb daher stets räthselhaft. Lange war schon der Grund dieses Thurms von dem im Frühjahr aufsteigenden Wasser der alten Windau untergraben worden, endlich borst er vor ein Paar Jahren mit fürchterlichem Getöse, indem zugleich die eine Hälfte der Steinmasse in das Bett des Stromes hinabstürzte. Jetzt entdeckte sich auch die ehemalige schreckliche Bestimmung dieses Thurmes zu einem schauderhaften Gefängnisse. Auf einer 9 Fuß dicken Mauer ruhte ein schweres Gewölbe, das, außer einem runden Loche, sonst weder Eingang noch Fenster hatte. Die unglücklichen Gefangnen müssen also durch diese Öffnung nicht allein herabgelassen worden seyn, sondern durch denselben Weg auch Luft und Nahrung — wenn man letztere ihnen zu reichen nicht etwa für überflüssig fand — erhalten haben.

Im Anblick dieser fürchterlichen Mauern dachte ich mir den Strom, der sie untergrub, theilte und den finstern Schleyer, welcher viele Jahrhunderte hindurch hier einen Tempel des menschlichen Elends umhüllt hatte, zerriß, als den Genius der Zeit, wie er die Verbrechen der Vorwelt aufdeckt, bey denen aber, die er selbst in der Gegenwart entstehen sah, schweigend vorüberzieht.

Daß die Stadt und das Bisthum Wilten vom Könige der Dänen Woldemar im Jahr 1219 gegründet worden, berichtet der dänische Geschichtschreiber Pontanus, und nach ihm Keld in seiner livländischen Geschichte, wo er die Entstehung des Namens der Stadt von einem Knaben gleichfalls erzählt. Nach eben diesen Schriftstellern hieß der

erste Bischof Ermund und soll sein Bildniß mit der Benschrift

„Introdixit me rex in cellam suam ordinavit erga me charitatem suam, dicens: Omnis populus obediat tibi“

haben aufrichten lassen.

Die letzten Worte waren dem neuen Bischof besonders wichtig, denn er lehrte das Volk die Obedientiam mit Feuer und Schwert. Demungeachtet müssen unter diesem geistlichen Regiment frohe Zeiten in Pilten gewesen seyn, denn unter den fünf in Liv-, Ehst- und Kurland errichteten Bisthümern hieß im Sprichworte das kurländische zu Pilten das lustigste *). Die Stadt hatte sich allmählig im Laufe von zwey Jahrhunderten vergrößert, ward aber 1560 von den Russen eingeäschert. Der dänische Prinz Magnus, der sich nachmals König in Livland nannte, hatte das Bisthum Pilten, nachdem es der Bischof Münchhausen seiner Mutter für eine Geldsumme abgetreten, erhalten, und nahm ungefähr im Jahr 1571 auch vom Schlosse und der Stadt Besitz. Das Leben dieses Prinzen ist in unserer vaterländischen Geschichte merkwürdig, gehört aber nur, in sofern es direkte auf diesen Ort Einfluß hatte, hieher. Als nämlich Magnus seine stolzen Hoffnungen auf eine Königskrone beynahe mit dem Verlust seines Lebens bezahlt hatte und sie endlich aufgab, wohnte er in seinen letzten Lebensjahren in Pilten, wo er sich die Liebe seiner Unterthanen im hohen Grade erwarb. Er starb hier im Jahr 1583. Nach seinem Tode erwählten seine Unterthanen Johann Behren zu ihrem Feldherrn, und sprachen Dänemark um Schutz gegen den Cardinal Radzivil,

*) Keltz C. 82.

der Piltten, als Biſthum, mit Gewalt erobern wollte, an. Die aus Dänemark erlangte Hülfe war indeß nicht beträchtlich, deſto eifriger aber vereinigte ſich in Piltten ſelbſt alles: der Adel, die Bürger und Bauern, und zogen dem Felbherrn des Kardinals, Namens Dborſki, entgegen. Es kam zu einem Gefecht, in welchem letzterer blieb. Der Kardinal ſuchte nun den Herzog Gotthard von Kurland unter dem Vorwande mit in ſeine Händel zu ziehen, daß König Sigiſmund von Polen in die Beſitznahme des Stiftes eingewilligt habe; allein er konnte, trotz aller Liſt, die er anwandte, den Herzog, der auf Mittheilung des königl. Schreibens drang, nicht bewegen, an dem Kriege Theil zu nehmen. Inzwiſchen hatten die Piltener bey einem Ausfalle einen Befehlshaber des Kardinals gefangen genommen, und bey ihm ein Schreiben des Königs von Polen an den Kardinal, worin die gewaltsamen Maßregeln des letztern höchlich gemißbilligt wurden, gefunden. Dieſe Entdeckung gab den Piltenern neuen Muth. Sie ſandten dem Herzoge eine Abſchrift des königl. Schreibens, und überfielen das zahlreiche Heer des Kardinals unter dem General Pekoslawſky. „Und,“ ſagt hierbey der Doktor Laurentius Müller in ſeinen ſeptentrionaliſchen Hiſtorien S. 73. „Und haben die Piltener dermaßen dem Feinde zugeſetzt, daß der Pekoslawſky, der auch durch den polniſchen Telian geſchoſſen worden, ſelbſt bekennen mußte, daß ſie gute Leute wären, und ſo ſie damals ſo viel Rathſ bey ſich, als Herzens gehabt, ſo war der Polen keiner davon kommen, derhalben kurz hernach der Oberſte mit ſeinem Volke wieder aufgebrochen und abgezogen.“

Durch dieſen Krieg hatte die Stadt Piltten, die ſich kaum vom Brande zu erholen angefangen, aber

malß viel gelitten, so wie auch das Schloß selbst, das nun allmählig zu verfallen anfang, bis endlich, wie schon erzählt worden, vor ungefähr 60 Jahren der letzte bewohnbare Flügel einstürzte.

(Der Beschluß folgt.)

W a h r e s L e b e n .

So bist du denn von mir geschieden,
 O du, des Lebens Blüthenzeit!
 Doch nahmest du mir nicht den Frieden
 Im Thale der Vergänglichkeit;
 Er weilt nicht in der schwachen Hülle,
 Die, gleich der Blume, welkt und sinkt,
 Nein, in dem Geist, der aus der Fülle
 Der Gottheit ew'ges Daseyn trinkt.

Zwar hat die Zeit auf meinen Wangen
 Der Jugend Rosen schon gebleicht,
 Doch auch dem sehnenden Verlangen
 Der süßen Trauben viel gereicht:
 Erinnerung, du kannst nicht schwinden,
 Nein, was du schenkest ist kein Traum!
 Und ohne dich die Freude finden
 Der Gegenwart, ich möcht' es kaum.

Ja! meine Freude bleibt mir immer,
 Sie eilt nicht mit dem Tage hin.
 Erhellte, wie sanfter Morgenschimmer,
 In trüben Stunden meinen Sinn.
 Der Wechselfanz der schnellen Jahre
 Entführt er meines Lebens Glück?
 Nein, er ergözt, und von der Vahren
 Seh' auf die Jugend ich zurück.

Ihr reiner Sinn, so will das Streben,
 Das kraftvoll in dem Busen ringt,
 Soll ewig in dem Geiste leben,
 Der sich der Erde gern entschwingt.
 Ihn will ich einst, entflieht das Leben,
 Und sinkt die Hüll' ins dunkle Grab,
 Dem guten Geiste wieder geben,
 So rein, wie freundlich er ihn gab.

Liebau.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 9. Mitau, den 4. März 1807.

L i t e r a t u r.

Jauna un pilnīga Latviešu Dzeismu
Grammata etc.

(Beschluß der in No. 8 abgebrochenen Recension.)

In No. 128, 6 ist doch das alte: *Tew ween nemirstiba* richtiger, als die hier stehende Änderung: *Tew nemirstiba ween*, welches letztere eigentlich heißt: Du hast bloß Unsterblichkeit, statt daß ersteres richtig heißt: Du allein hast Unsterblichkeit. Die beyden w unmittelbar hinter einander klingen zwar freylich nicht ganz wohl; dieß aber wiegt im zwayten der Übelklang in *nemirstiba* auf.

No. 255, 13 ist *peesakka* wohl germanistisch. Der Letzte sagt: *To (es) tew sakku*, nicht *peesakku*. Wir Deutsche sprechen zuweilen so, gewöhnt an unser Ansagen, im Sinne von einknüpfen, gebieten, befehlen; und so lernt es denn auch unser Hofsgesinde, durch welches es auch den übrigen Letten bekannt wird. — No. 263, 2 würde *Rec. Flahjams* in der letzten Zeile für einen bloßen

Schreib- oder Druckfehler halten, statt *klahjams*, wenn er nicht auch No. 1, 2 dasselbe für *anständig*, *gehörig*, *pflichtmäßig*, und No. 417, 2 *peeklahjams* in demselben Sinne fände. *Klahjams* ist das *partic. fut. pass.* von *klah*, *decken*, *bedecken*, und heißt: was bedeckt werden muß, aber nicht Pflicht, oder etwas Pflichtgemäßes.

Es *winnu leeku waldiht* am Schlusse von No. 291 hält Rec. für einen bloßen Schreib- oder auch Druckfehler, statt: Es *winnu am l. w.* Ersteres heißt: Ich lasse ihn (durch andre) regieren, d. h. regiert werden; so wie: *leez*, oder besser *laujtamu firdi waldiht*, laß dein Herz lenken. Es ist der *accusat. objecti*, nicht *subjecti*. Bekanntlich aber braucht der Letzte, wenn nicht etwa andere, sich darauf beziehende, Wörter es hindern, statt des *Akkusativs* und *Infinitivs* (wo der *Akkusativ* immer das *Subjekt* anzeigt) gewöhnlich den *Dativ* und *Infinitiv*; wozu noch kommt, daß *liht*, *lassen*, *zulassen*, ebenfalls den *Dativ* fordert. Es muß also in dieser Redensart immer der *Dativ* stehen, und der Anfang des alten lettischen Liedes: *Kas De ewu debbesis leek waldiht* ist ganz falsch, sagt — etwas Irreligiöses und eine Unmöglichkeit.

In dem übrigens vortrefflichen Liede No. 294 findet Rec. im ersten Verse das *dehl* vor seinem *Kasus* gebraucht — ganz dem *Genius* der lettischen Sprache zuwider. — No. 333, 5 steht das *unlettische* *Tak* (das deutsche *doch*), was leicht so zu

vermeiden war: Sirds tatschu klausihit ne leeg-
fees. — No. 447, 3 Tew kluffam gribbu pa-
dohteess, statt des alten: Tew, Tehws, es gribbu
padohteess. Niese kluffam stille, schweigend: so
war' es hier sehr schön; aber es heißt heimlich,
in der Stille, in's geheim, leise; und dann
verwechselt man es hier auch leicht mit dem Dativ
von fluss, kluffais, als Apposition zu tew. Kluffa
firdi, kluffa prahatä wäre hier passend, wenn es
der Vers zuließe.

No. 200, 4 muß entweder zwischen winnu
Dehlu ein Komma stehen, oder es muß winna
heißen. — No. 502, 7 Luhds Deewa fwehta
palligu kann Inversion seyn, wo das Adjektiv
dem Substantiv nachgesetzt ist; sonst müßte es
fwehtu heißen. No. 535, 8 Es zilweks ir, statt
des alten Es zilwezinsch. Aber das lettische ir,
auch, kann selbst in der Poesie nur vor, nie
nach dem Worte, auf welches es sich besonders
bezieht, gesetzt werden.

Doch warum sollte man sich weiter bey solchen
Kleinigkeiten aufhalten, deren wohl noch mehrere
dem herrlichen Buche nichts von seinem hohen
Werthe benehmen könnten. Wer wollte Gottes
prachtige Sonne deßhalb tadeln, weil sie einige,
nur dem stark bewaffneten Auge sichtbare, Flecken
hat, die ihr vor dem unbewaffneten Auge nichts
von ihrer Pracht und ihrem hellen Lichtglanze be-
nehmen, auch sie nicht hindern, die Welt zu er-

leuchten, zu erwärmen, und mit Leben und Fruchtbarkeit zu segnen? Nur zu Beweisen der Aufmerksamkeit, mit welcher Rec. dieses merkwürdige Buch gelesen, und der Unparthenlichkeit, die ihn bey der Beurtheilung desselben geleitet, sollen hier diese Bemerkungen dienen.

Die Sammlung der Bibelstellen über die Glaubens- und Pflichtenlehren von M — i ist vortreflich, zum Theil in einer verbesserten Sprache. Die hier aufgenommene Übersetzung von 8 Psalmen kann man weniger rühmen. Durch willführliche Zusammenziehungen, weggelassene dichterische Parallelismen, seltner auch durch Erweiterungen haben viele Stellen an ihrem poetischen Werthe sehr verloren. Die Altargesänge sind recht gut.

Was nun die Gebete betrifft, so muß Rec. gestehen, daß dieser Theil des Gesangbuchs zwar meistens auch recht gut ausgefallen ist, ihm aber doch nicht so ganz ohne Ausnahme gefällt, als der erste, nämlich die Lieder. Woher kommt nun dieser Unterschied, wenn er wirklich im Object begründet ist? Poesie und Religion sind enge mit einander verwandt; in beyden darf der Verstand nicht vernünfteln, beyde streben zur Gottheit. Etwas Höheres, dem Schöpfer näher verwandtes, ihm ähnlich selbst schaffendes regt sich in einer und der andern dieser beyden schwesterlichen Freundinnen, und der dienende Verstand muß in seinen Schranken, als bloßer Gehülfe, bleiben. Prose aber

giebt dem Verstande schon ein weiteres Feld, kälteres Nachdenken drückt sich in Prose aus; und da ist es denn leichter möglich, daß die Religion an dem Verstande und der Speculation die guten Bundesgenossen verliert, indem diese oft trachten, sich über jene zu erheben; wodurch denn das Gebet trockener, weniger auf den Himmel gerichtet, und mehr einer bloßen Selbstbetrachtung, oder Abhandlung ähnlich wird.

Dieß will Rec. aber meist nur auf die Festgebete, oder vielmehr nur auf einen großen Theil derselben angewandt wissen. Die übrigen Gebete befriedigen meist alle in jeder Rücksicht. — Mit Recht sind unter den Gebeten die alten Morgen- und Abendgebete, welche Alten und Jungen unter den Ketten schon bekannt und geläufig sind, mit wenigen nothwendigen Änderungen, wie auch die Tischgebete — eine Art Gebete, deren sich die Hyperneologie fast schon zu schämen anfängt, da doch unser Heiland selbst bey jedesmaligem Genuße oder bey Austheilung der Speisen Gott dankte — behalten, auch noch kürzere sehr schöne Morgen- und Abendgebete von M — i hinzugefügt. Die beyden Gebete am Schlusse und Anfange der Woche von Dr. Wilterling sind sehr gut; nur hätte im ersten, außer einer kurzen Selbstprüfung, auf das schnelle Hinschwinden der Zeit und daraus herzuleitende Vorsätze der guten Benutzung und der Ergebung in Gottes Willen mehr Rücksicht genom-

men werden sollen. Das Altargebet zum Anfange der öffentlichen Gottesverehrungen, das längere und kürzere Kirchengebet nach der Predigt sind größtentheils Übersetzung und hie und da auch nur für den Letten passende Nachbildung der in der allgemeinen liturgischen Verordnung enthaltenen herrlichen Formulare, von M — i, wozu auch noch einige andre sehr gute Sonntagsgedete hinzugefügt sind. Die Festgedete aber haben, wie gesagt, einem großen Theile nach Rec. am wenigsten befriedigt. Meist sind sie bloß moralisches, weniger religiöses Gehalts. Das frohe Gefühl über die am bestimmten Feste verkündigte heilbringende Begebenheit selbst wird zu wenig laut, und verliert sich zu schnell in die Moral. Die guten Vorsätze sind freylich auch nöthig an solchen Festen; aber die Freude in Gott ist hier das Höhere, und nur mit ihr verbindet sich, als nothwendig mit einbegriffen, der fromme Entschluß. Man sieht diesen Gebeten nicht selten die Bemühung an, gegen die neuere Lehrsätze und Meinungen der sich allein aufgeklärt dünkenden Neologen ja nicht anzustoßen, worüber denn das fromme und ächt religiöse Gefühl des würdigen Verfassers derselben, das sich in so vielen ächt religiösen und wahrhaft meisterhaften Gesängen so rührend und erhebend aussprach, sich hier nicht so hinreißend äußern konnte. Indessen giebt es auch unter diesen recht schöne Gebete, oder herrliche Stellen in denselben,

die den Geist und das Gefühl des würdigen Verfassers hinlänglich erkennbar machen. — Das herrliche Bußtagsgebet von dem würdigen sel. Probst Baumbach ist hier S. 43 — 46 verdienstermaßen ebenfalls aufgenommen. Die Litaney von M — i ist vortrefflich, ächt religiös und erbaulich. Ebenso auch das Gebet von M — i am Reformationsteste, wie auch die Gebete an hohen Kronfesten, alle ebenfalls von Maczewski. Die Gebete auf die Jahreszeiten von Dr. Wilterling sind vortrefflich, so wie denn auch die übrigen Gebete, die größtentheils vom letztgenannten würdigen Verfasser, deren aber auch sehr viele von Superint. Maczewski und von Dr. Launiz abgefaßt, oder aus andern Gebetbüchern aufgenommen, und theils umgearbeitet, theils nur ausgefeilt und vervollkommenet sind, meist alle wahrhaft religiösen Sinn zeigen, und in den mannichfaltigen Verhältnissen des menschlichen Lebens für die Bedürfnisse des Letten besonders eingerichtet, ihm genß Trost, Belehrung und Erbauung gewähren werden.

Was nun noch die Sprache in den Gebeten betrifft, so ist sie fast durchgehends den Begriffen des Letten angemessen, rein und gut. Nur einige Kleinigkeiten muß Rec. doch bemerken. Fast überall findet er das verb. finit. dem infinit. nachgesetzt, was dem Genius der lettischen Sprache zuwider ist. Der Lette sagt nie: Es to gan darriht

warru, sondern warru darriht. Dieß ist auch dem Deutschen gemäß, mit der einzigen Ausnahme, daß der Lette das verb. finit. meist immer unmittelbar vor den infinit. setzt. Aber er sagt auch: Tu sinni, ka (es) to warru darriht, und nicht darriht warru; dieß weicht vom Deutschen ab. Allein dieß berücksichtigen noch wenige Schriftsteller in der lettischen Sprache. Woher? — Weil sie geborne Deutsche sind. — Ferner, das pronom. person. wird hier zu viel gebraucht. Es ist ächt national, daß der Lette es da, wo es nicht durch den Akcent oder den Sinn nothwendig wird, wegläßt. Auch wird das pronom. person. hier in Fragen, wo entweder die Fragepartikel, oder das pronom. interrogat. dabey steht, immer hinterher gesetzt, z. B. S. 15 Kas esmu es? Das ist auch germanisirend. Der Lette sagt auch in dieser Frage: Kas es esmu? Eben so sagt er: Wi tu effi taisns? nicht: Woi effi tu taisns. Selbst wo der Nachdruck auf das pronom. person. fällt, wird der geborne Lette kaum jemals anders sprechen, z. B. Tu prassi, kas es esmu; kas tu (oder: kas tad tu) effi? Hieher gehören auch alle andre Redearten, wo der Deutsche das pronom. person. hinterher setzt; der Lette thut es nicht, außer wenn in der Frage die Fragepartikel woi ic. weggelassen wird, was aber der Nationallette wohl selten thut. Hiernach muß es denn auch S. 17 nicht heißen: Tawâ preekshâ effam meh s, sondern meh s

effsam fapulzeiufchees. Eben so S. 28 gegen das Ende, besser: No fchi tawa wahrda mahzi-
bahrn tad nu ir mehß wehl taggad sinnam.

Auch werden in den Gebeten die Hülfsverba buht, tapt, fast immer dem partic. praet. oder sogenannten supino nachgesetzt, z. B. S. 14 fo tu man — — parahdijß effi, ganz wie im Deutschen: was du an mir bewiesen hast. Der Letzte aber spricht, eben so, wie er außer der Relation sagt: Tu man effi parahdijß, auch in der Relation: fo tu man effi parahdijß. Außerst selten wird er, etwa um eines besondern Nachdrucks willen, das Hülfsverbum nachsetzen. Dieß alles gilt aber nur für die Prose; die Poesie verstattet in allen obigen Fällen größere Freyheit.

S. 45, Z. 15 ist baidamahm wohl ein Druck- oder Schreibfehler, statt baididamahm. Ersteres ist das part. fut. pass., letzteres aber das hier nöthige part. praes. act. Eben so wie von walbdiht das part. praes. act. walbidams, das part. fut. pass. aber waldams heißt. Bailigß, was hier der sel. Baumbach gebraucht hat, ist hier auch gut; es heißt nicht bloß furchtsam, sondern auch gefährlich, Furcht erweckend, z. B. ta irr bailiga leeta, eine gefährliche Sache.

Dieß giebt Rec. nun die Veranlassung, auch die äußerst wenigen Druckfehler, die sich in diesem Buche finden, mit einem Paar Worte anzuführen. In den Liedern findet sich auch nicht ein einziger,

es müßten denn die beyden oben angeführten Kleinigkeiten, die aber auch noch gerechtfertigt werden können, dergleichen seyn. Allenfalls kann man hiezu auch noch in No. 406, 1 nowiht zählen, statt nowiht, was aber auch ein Schreibfehler seyn kann.

Unter den Bibelfstellen ist S. 5 die erste Stelle nicht aus Psalm 135, sondern 145. — S. 7 muß statt Syr. 40, 28 stehen: Syr. 39, 27. — Eben daselbst muß es in der letzten Zeile heißen dabbaš, nicht dabbeš. — S. 10 muß bey der Stelle aus dem Br. a. d. Epheser 1, nod. hinzugefügt werden. — S. 13 muß in der Stelle Syr. 2, 6 die Parenthese erst hinter dem Worte peenahkahš schließen. — S. 14, 3. 1. Joh. 4, 24, nicht 26. — S. 43 im zweyten Altargesange muß es statt: Leez mu hš taweem behrneem heißen: Leez mu mš t. b.

S. 50 der Gebete, 3. 5 v. u. giebt die Wortstellung keinen Sinn; es muß heißen: tā walfodami, kà winsch patš tohš irr eestahdiš. (Gleich darauf müßte es rein lettisch wohl also heißen: mehš zaur teem gribbam šlubbinatēš.) — S. 114 in der Aufschrift des Gebets ist zu lesen lauku, statt lauke. — S. 123, 3. 14 Eepreezini, statt Eepreezeni. — Fast möchte ich auch noch zu den Druck- oder Schreibfehlern zählen S. 93 der Gebete 3. 15 v. u.: tahdi p at zihwefi, statt: tahdi p ašchi zihwefi.

Bei einem so starken Werke sind diese wenigen

und geringen Druckfehler wahre Kleinigkeiten. Zur großen Ehre der Herren Steffenhagen und Sohn muß man es gestehen, das Buch ist mit schönen Lettern, und so sauber und korrekt gedruckt, als selten die wichtigsten und kaum halb so starken Werke in den berühmtesten Buchdruckereyen und typographischen Instituten abgedruckt werden.

Angehängt sind diesem Gesangbuche noch die Evangelien und Episteln auf alle Sonn- und Feyer-tage, Geschichte der Geburt, des Leidens und Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel, und der Zerstörung Jerusalems; woben noch in einem Anhange von 4 Seiten einige Bibelstellen; alles dieses zusammen 192 S.

Möge nun dieses neue und vollständige lettische Gesangbuch, wie es dessen werth ist, recht viele Freunde und Beförderer in unserm Vaterlande finden, damit die Verordnungen zur allgemeinen Einführung desselben desto schneller in Ausführung gebracht werden! Möge dessen hoher Werth auch in Livland erkannt und geschätzt werden, und hiemit auch den dortigen lettischen Gemeinen geistiger Gewinn und Segen aus demselben zufließen! Und möge es nun bald unter allen Letten das alte, noch vielen Wahn und Aberglauben nährendes Gesangbuch überall auch aus den Bauerwohnungen verdrängen, und der allgemeine Gebrauch dieses neuen in Kirchen, Schulen und Wohnungen den

ausgebreitetsten Segen stiften! Ein wahres gutes Werk thut ein jeder, der, so viel es in seinen Kräften steht, die Einführung und den Gebrauch desselben befördert.

— rf —

Die Harmonika aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Obgleich Franklin für den eigentlichen Erfinder der Harmonika gehalten werden muß, so ist das demungeachtet nicht so anzusehen, als wenn er der erste gewesen wäre, der durch den benetzten Finger Glas zum tönen gebracht habe. Dieß ist lange vor ihm bekannt gewesen. In Georg Philipp Harsdörfers mathematischen und philosophischen Erquickstunden, die in Nürnberg im Jahr 1677 herausgekommen sind, steht im 2ten Theil Seite 147 folgendes:

„Eine lustige Weinmusik zu machen. Nimm 3 gleiche Gläser, schenke in eines ein Eßlöffel mit Wein, in das andre 2 Löffel voll, in das dritte 3 und also fort und fort; alsdann laß ihrer acht zugleich die Finger nezen und auf des Glases Rand herumfahren, so wirst du eine lustige Wein-Musikam haben, daß dir die Ohren wehe thun; du kannst es aber mit weniger Gläsern auf Terzen, Quinten und Oktaven richten, und nach der Gläser Größe das Wasser mehr oder mindern.“

Ein theatralischer Spaß.

Es giebt Dinge, welche von solcher Natur sind, daß man ihrer — und geschäh es auch noch so glimpflich — nicht erwähnen darf, ohne ihrem Urheber wehe zu thun. Dahin gehört die in ihrer Art einzige Operette des Herrn Titulairraths Nentsch: das Fest der Fischer. Sie ist bereits in diesen Blättern *) an sich gewürdigt worden. Daher nichts weiter von dem Opus selbst. Uns beschäftigt hier bloß die wirkliche Darstellung dieses Meisterwerks, die, — zum Fasching, wie es hieß — am 24. Februar in Mitau erfolgte.

Nie wird man ein solches Ensemble, eine solche Übereinstimmung antreffen, als sie damals Komponist, Orchester, Schauspieler und Dichter gewährten. Der erste war der soi-disant Musikdirektor der Koppe = Schmiedschen Gesellschaft. Die Komposition bestand aus lauter beliebten Volksmelodien — der Meid nannte sie Gassenhauer; aber man urtheile, mit welchem Recht. Referent begiebt sich alles Urtheils. Die Ouverture war freylich nichts weiter als die Melodie der bekannten Arie: „Ach du mein lieber Augustin.“ Aber warum sollte man nicht auch ein so schönes Lied einmal als Ouverture hören? Konnte wohl ein passenderer Eingang zum Stück gewählt werden, als dieser, der uns in wenigen Bogenstrichen den Cha-

*) 1806. No. 37.

akter des Gaus. .thüllte! Das Quintett aus dem Doktor und Apotheker: „O wie herrlich, o wie labend ic.“ war hier, sehr sinnvoll, zu einem Duett umgeschaffen und wurde nachher als Arie noch einmal gehört. Auch, „Blühe liebes Veilchen“ — „Freut euch des Lebens“ — „Als ich auf meiner Bleiche“ — „Bruder Liederlich“ und andere dergleichen Melodien mehr, wechselten, sehr am rechten Ort, mit einander ab. Der Komponist hat wahrscheinlich im Gefühl seiner Unwürdigkeit nicht gerechter gegen den Dichter seyn können, als daß er seinen Worten fremde — und doch so bekannte — Melodien unterlegte, daß sie das ganze Parterre mitsingen konnte. — Das gesammte Orchester bestand in allem etwa aus zwey Violinen und einer Baßgeige, und hin und wieder ließ sich auch eine Flöte hören; die übrigen Instrumente waren wahrscheinlich vor Scham verstummt.

Die Mitglieder der Koppe-Schmiedschen Truppe bewährten sich heute als wahre Künstler, deren Werth man bis hiezu verkannt hat. Auch ist nicht zu läugnen, daß sie dießmal ganz an ihrem Platz waren. Und der Dichter? — was sag' ich von dem? — Lobend ward er am Schluß von dem Parterre und der Gallerie — denn Logen und Parterre waren unbesezt — hervorgerufen. Aber er ließ das Publikum, das seinen Verdiensten öffentlich zu huldigen, schon vor dem Anfange des Stücks beschloffen hatte, vergeblich schreyen. Statt seiner

erschien sein erster Liebhaber im vollen Fischerkostüm und verkündete mit konvulsivischem Lachen: „daß, trotz allem vergeblichen Suchen, der Autor nicht zu finden sey.“ Der Rausch des Entzückens hatte ihn vielleicht in andere Regionen entrückt.

Rose Vögel wollen das Ganze für einen angelegten theatralischen Spaß ausgeben? Ich bin weit entfernt, dieß zu glauben. Die Sache selbst hat gar keine ernsthafte Seite; also kann sie nicht anders als spaßhaft durch sich selbst seyn.

— 8.

D i e R o s e .

Im Garten, wo die Zephyren kosen,
Da breitet sich mit tausend Rosen
Ein Stamm an grauer Lattenwand.
Viel hundert bunte Sylphen schweben
Oft tauschend in den Nektarkelchen,
Und küssen ihren Purpurrand.
Drinn badet unter zartem Flore,
Den sie gelöst mit leiser Hand,
Ihr schönes Angesicht Aurore.

Nur Eine, sonder Kuß und Spiele,
Hängt freudenlos am welken Stiele
In ihres Laubes Nacht dahin.
Es zehrt an ihr mit stillen Schmerzen,
In ihrem nie enthüllten Herzen
Verbirgt sich ein verschwiegener Sinn.
Der Zelle, düst'rer stets und trüber,
Der klösterlichen Schwärmerin
Zieht kalt die muntre Schaar vorüber.

Der Vater sieht das Kind vergehen
 Und haucht sie an mit süßem Wehen,
 Und küßt den bleichen Mund und spricht:
 Von allen Schwestern du alleine
 Entschleierst dem geliebten Scheine
 Der Sonne deinen Busen nicht.
 Wer löscht' deiner Wange Schimmer?
 Solch gramgebleichtem Angesicht
 Leihst Hymnen seine Fackel nimmer.

Und Röschen lächelt sanft und schweiget;
 Und eh' das Abendlicht sich neiget
 Entwich die Blüthenseele schon.
 Und wie sie los den Schleier ringen,
 Da liegt mit himmelblauen Schwingen
 Des Frühlings schönster Blumensohn.
 Entseelt in ihres Busens Falten,
 Bis ihr der letzte Hauch entflohn,
 Hat sie den Liebling festgehalten.

T — s.

S e l b s t e n t z ü n d u n g.

Wenn von Flammen beseligter Gnade unser Herr
 Rector
 Sprudelt und prickelt und glüht, wird selbst das
 Trockenste feucht;
 Langsam reißt sich der Hörenden Aug', gleich harziger
 Spalte,
 Und, erbärmlich gepreßt, weinet das dürresten Holz.
 Selige Zeiten, wo seyd ihr, als Wasser noch löscht'
 das Feuer?
 Seht! nun kocht erst der Geist recht auf dem flam-
 menden Raß.

Brose.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 10. Mitau, den 11. März 1807.

L i t e r a t u r.

Précis historique concernant les époques principales du commerce des Anglais en Russie. Pour servir à l'histoire de ce commerce. Par George Anhorn de Hartwigs. A Dorpat, 1806, chez Grenzius. VI. und 71 S. 8.

In den Bedürfnissen des Menschen offenbart sich seine Natur als endlichen Wesens; die Mittel, welche er wählt sie zu befriedigen, bezeichnen die Stufe, auf welcher er im Fortschreiten zum Unendlichen steht. Klein sind die Bedürfnisse des Kindes und einfach die Mittel zu ihrer Befriedigung — mit der Entwicklung des Körpers und des Geistes wachsen die Bedürfnisse, und sie sind es, die den Geist zur Thätigkeit wecken, den Kreis der Verbindungen und der Wirksamkeit vergrößern, die Einsichten erweitern, die Ideen erhöhen, mit einem Worte, den ganzen Menschen vervollkommen. — So wie der einzelne Mensch, so ganze Nationen. Die Geschichte ihrer Betribsamkeit ist

die Geschichte ihrer Bildung, und so wie der gebildete Mensch gerne in sein vergangenes Leben zurückblickt, um den Umständen nachzuspüren, welche seinem Geiste die Wendung und die Bildung gaben, die er hat; so sind die Umstände, welche auf die Entwicklung der Betriebsamkeit der Nationen erkennbaren Einfluß hatten, des Forschens der Weisen werth. Von allen Nationen Europens wird keine sich einer so vollständigen Geschichte ihrer Betriebsamkeit zu erfreuen haben, als die russische. Der Anfang ihrer Blüthe fällt nicht in das dunkle Mittelalter, sondern in ein Jahrhundert, da die andern Völker Europens auf den Werth der Betriebsamkeit und des Handels aufmerksam, das, was dafür geschehen, durch Sprache und Schrift dem Andenken der Welt überlieferten. Auch ist der reiche Vorrath von Materialien zu einer russischen Gewerbs- und Handelsgeschichte schon von Storch, Friebe u. trefflich bearbeitet worden. Das vorliegende Werkchen enthält eine kurze, sehr klare, Übersicht der Handelsverhältnisse zwischen Großbritannien und Rußland. Der Autor nimmt die Entdeckung des weißen Meeres durch Richard Chancellor 1553, und das Aufheben aller Handelsprivilegien der Britten unter dem Zar Alexey Michailowicz als Hauptepochen an, und demnach zerfällt die Geschichte des britisch-russischen Handels in 2 Perioden. Als Episode am Schlusse der ersten wird eine Geschichte des

persischen Handels S. 22 — 30 eingeschaltet. Einen Auszug zu liefern, würde überflüssig seyn, da das ganze eigentlich nur ein Auszug aus den größten, über den Gegenstand vorhandenen, Werken ist. Die Frage, ob die entschiedene Überlegenheit, welche die Britten im russischen Handel behaupten, dem Reiche vortheilhaft sey, wird von dem Herrn Verf., der gleichwohl eben so wenig für Handelsbeschränkungen, als für Bevorrechtungen ist, bejaht. Eine Untersuchung würde, da die Staatsverwaltung sich praktisch für die Bejahung erklärt hat, vielleicht nicht einmal schicklich, auf alle Fälle aber für ein Werk von kleinem Umfange zu weitführend seyn. So leicht sich nämlich der Grundsatz aufstellen läßt, daß bey jedem rechtlichen Handel beyde Theile, jeder den größtmöglichen, Vortheil haben müssen, und daß die Art, wie ein Staat seine Erzeugnisse absetzt, und sich mit seinen Bedürfnissen versorgt, so lange immer nachtheilig bleibt, als noch eine vortheilhaftere rechtlich ausführbar ist; so schwer wird es immer werden, die Anwendung auf den vorliegenden Fall zu machen; und alle Schiffslisten, Aus- und Einfuhrtabellen, Preiskourante und Coursverzeichnisse würden immer noch ein unbefriedigendes Resultat geben. — Einen Hauptgewinn hat der russische Staat von seiner Verbindung mit Großbritannien, der sich nicht nach Millionen schätzen läßt, der ihm auch nicht entrisen werden kann. Er lernte

eine Nation kennen, bey welcher eine kluge Benutzung aller der Mittel, wodurch Betriebsamkeit und Gewerbsbildung gefördert werden, nebst einer aufmerksamen Entfernung alles dessen, was die Schnelligkeit, Sicherheit und Zuverlässigkeit des Handels hindern könnte, die reichsten und herrlichsten Früchte trägt. — So gewinnen oft einzelne, die in vielen Geschäftsverhältnissen stehen, mehr durch das, was sie neben den Geschäften einander ablernen, als durch das Geschäft selbst.

Pallas Athene.

Ein mythologischer Versuch.

Es muß einem jeden, der mit dem klassischen Alterthume und namentlich mit der Fabelgeschichte desselben nicht unbekannt ist, eine auffallende Erscheinung seyn, daß in der Bestimmung der Geschäfte mancher Gottheit, höchst verschiedenartige, oft einander ganz entgegengesetzte Dinge zusammengestellt und in einer Person vereinigt sind. Unsere Lehrbücher sind meist sehr genau in Aufzählung derselben und geben, wenn ihre Verfasser noch ein übriges thun wollten, die Beweisstellen aus Dichtern und Mythographen, wodurch wir denn allerdings für einen gewissen Zweck hinreichend belehrt seyn mögen. Forscht man aber nach dem Grunde einer so auffallenden Zusammenstellung, so ist fast überall eine tiefe, heilige Stille, welche

um so mehr befremden muß, da in anderer Hinsicht die historischen Mythen von den philosophischen und diese wiederum von den astronomischen u. s. w. sorgfältig, ja haarscharf geschieden, und wortreich und gelehrt genug erklärt, ange-
troffen werden. — Wer könnte und wollte den Gelehrten für diese Bemühung seinen Dank versagen? Indes sollte das Interesse, welches wir für die Alten, als unsere Muster in so manchem Betracht, haben müssen, uns nicht kalt lassen, wenn wir sie auf einmal von ihrem Wege abweichen, die Gesetze der Regelmässigkeit und Ordnung im Denken, und so auch die der wahren Schönheit in ihren Dichtungen verletzen und ihre Ideen zusammenstellen sehen, wie Fortuna die Loose ihrer Urne entschüttelt. Wir sollten wenigstens versuchen, sie da, wo wir's vermögen, mit sich selbst in Übereinstimmung zu bringen, und den zarten Faden suchen, welcher von einer Dichtung zur andern leitet, aus dem Dunkel zum Licht und aus Widersprüchen zu schöner Übereinstimmung hinführt, doch so, daß die Verschlingungen desselben auch dem minder geübten Auge, wo es seyn kann, deutlich entwickelt werden.

Aber, könnte man fragen, wo ist die Ariadne, welche uns den Faden in die Hand giebt, daß er uns leite, und wir das tiefe Dunkel, die täuschenden Irrpfade durchwandeln? Und da scheinen diejenigen nicht unrichtig zu antworten, welche die Fra-

genden zu der Schöpferin dieser Gebilde, zu der Phantasie, gehen heißen. Sie allein kann die Gesetze des Reichs, das sie beherrscht, welche sie selbst giebt und befolgt, entdecken, das zarte Gewebe, womit sie ihre Dichtungen unsichtbar zusammenhält, allein enthüllen.

Wir machten jüngst den Versuch, an der Gottheit Apollons den Gang zu zeigen, welchen die Phantasie, den Gesetzen des Denkens gemäß, bey der Zusammenstellung der Geschäfte desselben genommen haben könnte; jetzt wollen wir die Göttin Pallas Athene in gleicher Absicht betrachten. —

Pallas Athene, die ernste Jungfrau, Zeus und der Metis Tochter, aber noch im Schooße der Mutter, mit ihr vom Vater — weil er des Throns Verlust von einem Kinde dieser Gattin zu fürchten hatte — schmückelnd in sich aufgenommen, und in der Fülle der Zeit, aus seinem Haupte, in völliger Rüstung, geboren, war den Griechen die Göttin der Weisheit, des Krieges und der ernstern Künste des Friedens, von Männern und Weibern geübt; sie schützte und verheerte Städte, verwüstete die Fluren im Kampfe und ließ den Ölbaum, des Friedens glückliches Zeichen, sprossen *).

*) Hesiod. Theog. 824 seq. und 924. — Homer. Hymn. 19, und wer möchte die hiehergehörigen Stellen Homers alle aufzählen, in welchen sie als Aufregerin des Kampfs, als Geberin kluger Gedanken, als Künstlerin und Geberin ihrer Geschicklichkeiten erscheint oder genannt wird!

Welche Verschiedenheit, welcher Widerspruch in den hier mit einander vereinigten Ideen! Die Göttin der Weisheit, sie, welche Alles beglücken soll, stehet dem Kriegsgotte zur Seite, gehet Hand in Hand mit dem mordenden, bluttriefenden Ures! Die Freundin des ruhigen Nachsinnens, die Schützerin zarter, weiblicher Kunst, welche nur in stiller Häuslichkeit gedeihet, ergötzet sich an herzerreißendem Schlachtruf, am Krachen niederstürzender Mauern! den Webestuhl und das Schlachtfeld, den tödtenden Speer und den Öhlzweig, wie reimen wir das alles zusammen? — Zwar sagt Moritz: *) „daß das ganz Entgegengesetzte diese Dichtung eben schön mache, daß sie gleichsam zu einer höhern Sprache werde, und eine ganze Anzahl harmonisch ineinander tönender Begriffe, die sonst zerstreut und einzeln sind, in einem Ausdruck zusammenfasse, — daß nichts die Harmonie des Ganzen störe;“ **) aber die deutlichere Entwicklung wäre hier wohl an ihrer Stelle gewesen. Wer kann und wird ihm auf's Wort glauben, wenn das Wort wie Orakelspruch tönt? — — Nicht jeden ergötzet es, Räthsel zu lösen, und Harmonie der Ideen muß sich deutlich entwickeln lassen, weil sie nicht auf dunkeln Gefühlen beruht. — —

Zeus war, nach des Schicksals unabänderli-

*) Götterlehre (Berlin, 1795) S. 92, 93.

**) S. 93. gegen das Ende.

chem Schluß, zum Vater der Götter und Menschen, zum höchsten Gebieter im Weltall bestimmt. Uranos war — so sagen die ältesten Dichtungen — durch seine mächtigen Kinder, durch Kronos kühnes Beginnen, dieser durch der eigenen Söhne Muth, der Herrschaft beraubt; gebändigt lag der Titanen Schaar in des grauenvollen Tartarus Dunkel; jeder Feind war besiegt. Fürder sollte nur dem Winke des Zeus Himmel und Erde erbeben, Götter und Menschen seinem Willen gehorchen. Jedem Gott theilt er die Würde zu, und ein neues Göttergeschlecht begann mit ihm. — — Er vermählt sich Metis *), Okeanos Tochter,

Welche die sinnigste war von Göttern und sterblichen Menschen **). —

Dem Beherrscher der Welt muß der höchste Verstand eigen seyn, daß er mit Einsicht leite das große Werk, daß Götter und Menschen seinen Gesetzen mit Vertrauen gehorchen. Und wie sollten sie nicht? denn der, dessen Auge alles überschaut, vor dem des Irrthums Dunkel weicht, den stets der Wahrheit Licht umstrahlt; er kann sich nur in höchster Weisheit offenbaren, bei allem, was er ordnet und gebietet. Daher wird die Göttin der Weisheit aus dieser Ehe erzeugt. — Noch ruht sie in der Mutter Schooß; da spricht die Weissagung

*) Klugheit, Einsicht.

**) Hesiod, l. c.

der Gæa und des Uranos: Von Metis Kindern werde ein die Herrschaft über Götter und Menschen führen. — Noch ist also Metis nicht innig genug dem Zeus vereint, noch ist Trennung möglich, und zu unbeschränkter Macht gesellt sich leicht der Übermuth, wenn helle Einsicht flieht; sie muß unauflöslich mit derselben verbunden seyn, wenn Heil und Glück der Welt aus ihr hervorgehen soll. Darum nimmt Zeus die Mutter mit dem Kinde in ihrem Schooße schmeichelnd in sich auf.

Daß ihm die Göttin, was gut und böse sey, möchte enthüllen *).

Die Mutter schwindet, sie ist mit dem Vater zu einem Wesen unzertrennlich verbunden. Die Tochter gehet aus seinem Haupte hervor. Dieß Kind, mit inniger Liebe gegen den Vater erfüllt, von ihm so hochgeliebt, wird nie sich gegen ihn empören; es ist dem Vater gleichgesinnt, es sitzt seinem Throne zunächst **), und er beginnt nichts ohne diese Tochter.

Aber die Göttin der Weisheit trat gewaffnet aus dem Haupte des Vaters. — Wird sie nicht stets im Kampfe begriffen seyn gegen die vielköpfige Thorheit? Gegen sie, welche die alten Dichter nicht mit Unrecht unter die Ausgeburten der alten

*) Hesiod. l. c. — Diese Stelle scheint unsere Ideenverbindung zu bestätigen.

**) Horat. Od. I. 12, 19, 20.

Nacht gesetzt hätten, weil sie den armen Sterblichen der Lebensmühe so viel bereitet.

Athene — ihr Kampf begann mit ihrer Geburt — bedurfte des Panzers und Schildes, um unerschütterlich im Angriff ihrer Feinde zu stehen, des Gorgonenhauptes, sie zu schrecken, des Speers, sie niederzuschlagen. Stets muß sie gerüstet seyn, damit das Werk, dessen Vollendung ihr der Vater bestimmte — die Beglückung der Welt — gelinge.

Diese Vorstellung zum Grunde gelegt, konnte die Phantasie der Griechen sie allerdings als Kriegsgöttin darstellen — nur mußte auch hier alles ihrem ursprünglichem Charakter entsprechen. — Und so ist es. Wilder Streit, der nur der Stärke des Arms vertraut, den nur des Feindes strömend Blut ergötzt, er ist des grauenvollen Ares Werk; er kämpft nur um zu kämpfen, und liebt den Streit um des Streites willen. — So nicht Athene. Zwar scheut sie Schlachtgetümmel nicht. Wir sehen sie den Diomedes, den unter andern Helden sie sich zum Lieblinge erkohren hatte, dem Ares selbst entgegenführen, und seine Lanze, von ihr geleitet, verwundet den furchtbaren Gott, indeß sie freundlich ihn vor dem Tode bewahrt *). — Sie wählt den Streit mit Überlegung — sie hält den Sohn des Peleus von Agamemnons Mord zurück durch ihren Rath, und

*) Iliad 5, 250. seq.

er verbirgt das Schwert, das er schon zuckte*). — Wenn Ares selbst, in wildem Schmerz über den Tod seines Sohnes Aiskalaphos, sich rüstet, um gegen den Willen des Vaters der Götter in die Schlacht zu stürzen; so nimmt sie ihm den Helm vom Haupte, den Speer aus der Hand, und heißt ihn in der Götterversammlung bleiben, weil er ohne allen Nutzen für sich selbst den Zorn des Zeus, zum Unheil aller, nur vermehren werde; **) Ulysses und Diomedes flehen zu ihr, als sie ins troische Lager auf Kundschaft ausgehen, und also etwas ausführen wollen, wo Muth und Stärke allein nicht aushelfen. ***) —

So wäre denn auch hier der Charakter der Weisheitsgöttin treffend gehalten. Zwar gedeihet ihr Werk nur im Schooße des Friedens und der Ruhe. — Aber wo ist der Mann, welcher nicht Streit wählt für den Frieden, die Ruhe verschmäht und die Gefahr sucht, um ein schönes Werk zu vollenden, daß er im Schooße der Ruhe und des Friedens nicht vollenden kann. Strömte darum nicht von je des tapfern Kriegers Blut für das bedrohte Vaterland, für Weib und Kind und für den eignen Heerd? — Der Mann, welchen die Weisheit sich zum Lieblinge erkohr, der entzückt von der Wahrheit himmlischem Lichte, begeistert

*) Ilias 1, 188. seq.

**) Ilias 15, 110. seq.

***) Ilias 10, 220.

durch den göttlichen Beruf, für das Wohl der Welt zu wirken, die alte Nacht des Irrthums zu zerstreuen, und hoher Tugend das Wort zu reden, — sahe man diesen nie mit festem Blick dem Tode entgegengehen? — Sollte daher Pallas Athene die Schützerin der Künste des Friedens seyn, durch diese Glück und Heil in die Hütten der Sterblichen bringen, sollten sie im Schatten stiller Häuslichkeit gedeihen; so mußte sie jedem, der ihr Werk zerstören wollte, mit Muth und Kraft entgegengehen. — Der wilde Kriegsgott sucht den Kampf, sie meidet ihn nicht, wenn er unaufhaltsam droht, und endet ihn klüglich. — — —

So hätte denn, nach dieser Vorstellung, die griechische Phantasie die Göttin der Weisheit und der Künste des Friedens wohl nicht mit Unrecht als eine kriegerische, stets zum Kampf gerüstete Jungfrau dargestellt; so konnte die von ihr erfundene Flöte in den Schlachtgesang tönen und den Reigen des Friedens leiten; so neben dem Speer, unter dem Schirme ihres Schildes, der friedliche Öhlbaum sprossen.

H. C. Liebau.

Etymologische Bemerkung.

In vielen der gelesenen deutschen Tagblättern findet man die mehresten Wochentage und das Datum gewöhnlich auf eine durch die Etymologie nicht zu rechtfertigende Weise geschrieben, z. B. Mon-

tag statt Montag; (dies lunae) Dienstag statt Dienstag; *) (von Dies oder Thūs, dem Mars der alten Teutonen) Mittwoch statt Mittwoche; Donnerstag statt Donnersttag; (eigentlich Thors-tag, dies Jouis, von Thor, dem norddeutschen Donnergott Jupiter) Freitag statt Freytag; (von Freya, der Deutschen Venus) Samstag statt Samstag, (Frz. Samedi) verderbt aus Sabbathstag.

Bei dem Datum findet man häufig den Fehler, daß der Monat undeclinirt bleibt. Unsere Alten schrieben ganz grammatisch richtig: am 18. Januarii. Warum schreiben wir nicht, wenn wir schon nicht lateinische Endfälle im Deutschen brauchen wollen, statt dessen: am 18. des Januars oder kurz: am 18. Januars? Die gerügte Art zu schreiben: am (oder den) 18. Januar, bedeutet offenbar: an dem zum 18tenmal gezählten Januar. Es können Wortfügungen vorkommen, die einen ganz falschen Sinn veranlassen, wenn man sich hierin nicht grammatisch richtig ausdrückt. Wunderbar ist es, daß sogar unsre vorzüglichsten kritischen Zeitschriften, die drey Allgem. Literaturzeitungen, diesen Fehler bis jetzt noch nicht abgelegt haben!

Dr. Hennig.

*) Noch richtiger Diſtag oder Dueſtag, indem, wie schon Adelung bemerkt, das n vor dem s bloß von der niederländischen Mundart eingeschaltet worden. — Anm. d. Red.

A n e k d o t e n.

Jemand war vom geistlichen Stande so eingenommen, daß er einst sagte: und sollte ich darüber verdammt seyn, so muß ich noch ein Priester werden.

Als Voltaire in einer Gesellschaft, wo eben von dem sichtbaren Verfall der Religion die Rede war, geäußert hatte: es sey doch traurig, denn worüber werde man sich künftig lustig machen, antwortete einer der Anwesenden: Seyn Sie deshalb unbesorgt, weder die Gelegenheit noch die Mittel dazu können Ihnen jemals fehlen. „Ach nein,“ erwiderte Voltaire, höchst bekümmert: „außer der Kirche ist kein Heil für uns.“ (*Extra ecclesiam nulla salus.*)

Eine Dame von vielem Geiste verrieth die Geheimnisse ihres Geschlechts folgendermaßen. Sie behauptete, daß wenn die Frauenzimmer einen Liebhaber wählten, sie aufmerksamer auf das Urtheil andrer Frauenzimmer, als auf ihr eignes wären.

Es wurde einst in Frankreich in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen: warum den Befehlshabern in den Provinzen emfiger der Hof gemacht würde, als dem Könige selbst? Die Antwort war: weil die Schauspieler in den Provinzen mehr zu übertreiben pflegen, als die vom Theater der Hauptstädte.

Malésherbés machte bey einer Gelegenheit den Vorschlag, man sollte dem Könige, unter andern Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, auch die Bastille zeigen. „Um des Himmels Willen nicht“ rief Maurepas aus „der König würde sonst Niemand mehr dahin schicken.“

Patriotismus kurländischer Bauern.

Nach einem bey Sr. Excellenz dem kurländischen Herrn Civilgouverneur neuerlich eingegangenen Schreiben des Herrn Kammerherrn von Funk, Arrendebesizers des Krongutes Niederbartau, hat die dortige Bauerschaft einen schönen Zug von Menschenliebe und Patriotismus an den Tag gelegt. Freywillig brachten diese edlen Letten, zur Minderung der Leiden ihrer im Kampfe verwundeten Brüder, 320 Hemden, 55 Bettlaken und 30 EK gebrauchte Leinwand zu Bandagen zusammen. Sie übergaben alles dem Herrn von Funk, der es sodann unverzüglich nach Memel an den Russisch-Kaiserlichen Geschäftsträger, zur weitem Beförderung und zweckmäßigen Vertheilung, absandte. Mehrere Personen aus der dortigen Gegend von allen Ständen, und unter diesen abermals zwey lettische Bauern, hatten jene Gabe noch durch zum Theil ansehnliche Beyträge an Geld und Charpie vermehrt.

Wünsche des Genius neuester Zeit.

Du schönes Quodlibet, du theures Absolute,
In dem das Böse und das Gute
Vollkommen Eins sind und gleich viel;
Ist gleich das Heilige für mich und dich nur Spiel,
Nur leerer Schall, und nichts als Fragen:

So laß mich doch davon in prächt'gen Phrasen schwätzen.
Das Reich der Finsterniß, das Reich der
Schwärmeren'n,

Es trete freundlich ein:

So kann ich doch in allen Ehren

Fein ruhig meine Schafe scheeren.

Spricht nur ein Heer von Affchen nach,

Was S—l—g vom Katheder sprach:

So wird im Himmel und auf Erden

Bald, was mir frommt, erfüllet werden.

Nur sey an Naphta keine Noth,

Mehr Opium, als täglich Brod.

Die nüchternen, die falschen Weisen,

Die den Verstand noch ehrend preisen,

Berscherzten dein' und meine Huld;

Vergieb du ihnen nie die Schuld,

So wie ich nimmer, weil ich lebe,

Den Buben den Verstand vergebe.

Verstand zu haben, so, wie sie,

In die Versuchung falle nie

Mein treues Häuflein; von dem bösen

Verstand wollst du die Welt erlösen;

Es herrsch' auf ihr in deinem Namen

Ein sel'ger Wahnsinn. Amen. Amen.

†††.

Guter Rath. An ***.

Gern thust Du weh' dem braven Mann
Und suchst den Witz dazu im Schlamm:
Häng' Deinen Namen nur ihm an,
Denn dieser ist schon Epigramm.

Die kritische Gans.

Gänschen, was plätscherst du da? „Ich schnuppre in
klarer Umwässerung.“
Aber du schwimmst ja in Wein? — „Gänsen ist alles
nur naß.“

Brosé.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 11. Mitau, den 18. März 1807.

L i t e r a t u r.

Сина, вѣсѣемъ Латвѣсѣемъ и вѣсѣемъ
драгеемъ доhta. (Anzeige für alle Letten
und deren Freunde. Mitau, bey Steffenhagen
und Sohn. 1806. $\frac{1}{2}$ Bogen 8.)

Diese Anzeige des Herrn Probst Stender verkündigt den Letten abermals einen neuen Beitrag zu ihrer Literatur, welcher ganz vorzüglich die Kraft besitzen soll, der Unwissenheit sammt allen bösen Lüsteu zu wehren, und dagegen beglückende Aufklärung zu verbreiten, als womit es bisher, unerachtet aller Bücher und der mit ihnen vereinten Wünsche und Bemühungen der Volkslehrer, nicht so recht fort gewollt hätte. Das ist nun allerdings eine der traurigen Wahrheiten, deren es leider unter dem Monde so manche giebt — obgleich übrigens die Schuld weder dem Volke,

noch seinen Büchern, sondern, unparteyisch gesprochen, beyden, und darneben mehreren endemischen Umständen, die dem Einfluß der Schriftsteller im Wege stehen, bemessen werden muß. Doch, hier haben wir ja ein Buch zu erwarten, das in sich selbst kein Hinderniß enthalten, und durch seine Wunderkraft die übrigen Gegner besiegen wird; es ist die Salzmannsche Schrift: Ausführliche Erzählung, wie Ernst Habersfeld aus einem Bauer ein Freyherr geworden ist (Schnepsenthal 1805). Herr Probst Stender nennt sie einen Stern, der in Deutschland erschienen sey, und dessen Licht er durch eine Übersetzung auch dem lettischen Horizont mittheilen wolle. Dafür möchte man ihm nun um so herzlicher danken, wenn man in der beigefügten Probe der Übersetzung, unter der Rubrik: Vorrede des Übersetzers, die Versicherung liest: „er hoffe, so gewiß, als er ein Freund der Letten sey, durch dieses Buch — mit Nachdenken und Anwendung gelesen — würde ein neuer Geist über das Volk kommen, die Finsterniß der Unwissenheit werde mit allen Vorurtheilen dahin schwinden, und Glückseligkeit an ihre Stelle treten.“ Eben so gern möchte man auch, um dieser schönen Hoffnung willen, dem Wunsch des Herrn Übersetzers beystimmen, daß sich zu diesem Buch recht viel Leser und Käufer fänden; aber, welcher Ausmunterungsgrund folgt nun! „Denn,“ heißt es, „für

den halben Thaler, den das Werkchen kosten wird, kann jeder Bauer, wenn er den Inhalt zu Herzen nimmt, ein brihwungs, Freyherr, werden — zu Ehre und Glück gelangen.“ Ey, ey, wer wollte doch ein so überköstliches Arknum so spottwohlfeil hingeben! — Das heißt, merkantilisch zu reden, die Waare verschleudern. Man könnte allenfalls vermuthen, der Ausdruck Freyherr, brihwungs, sey hier nur Metapher; aber, in diesem kargen Jahr, da wirklich die meisten Ähren auch nur Metaphern waren, einen halben Thaler für eine Metapher? Das wäre ja wieder bluttheuer. Zudem läßt sich die Hypothese kaum annehmen; denn, nach dem vollständigen vorangezeigten Titel zu urtheilen, muß sich diese Apotheose wahr und wahrhaftig zugetragen haben. Dergleichen Begebenheiten sind überhaupt nicht unerhört, sind bey weitem nicht so selten, wie z. B. nur in unserm Gegenden die centralen, oder ringförmigen Sonnenfinsternisse, um deren Anschauung wir mehrentheils die Australier und das stille Meer beneiden müssen. Sie sind auch, wenn sonst nur alles ehrbar und züchtig dabey herging, nicht einmal sündlich, sondern mitunter eitel erbaulich und mancherley schöner Nutzenanwendungen fähig; sie würden sich, als kleine Schöpfungsgeschichten, — besonders in unsern tonkünstelnden Zeiten, da man selbst die alte bekannte Schöpfung in Musik gesetzt hat — eben-

falls musikalisch bearbeiten, auch dramatisch, episch, homiletisch behandeln lassen, und könnten, gut erzählt, in allem Ernst ihren Nutzen haben, nur zum methodologischen, hodogetischen Gebrauch taugen sie nicht; sie lassen sich eben so wenig nachmachen, als das Gewinnen des großen Looses im Lotto, wenn man auch schon die Nummern wüßte, denen es einst zufiel. Wenn daher Herr Salzmann eine solche Geschichte erzählte (Ref. kennt das deutsche Original nicht), so mag er das aus allen nur ersinnlichen guten Absichten gethan haben, aber sicher nicht in der, damit andre daraus lernen sollten, Freyherrn zu werden; und wenn Herr Probst Stender sie übersetzte, so wollen wir ihm jede andre, seines bekannten guten Herzens würdige, Tendenz zu- trauen, nur durfte er seine Arbeit nicht so als ein förmliches Recept ankündigen und dazu sagen: „io par to puffedahlderu fo schi maffa, fatrè semneekè kad apzerre kas eefschâ rohnahè, passpehj par brihwfungu tapt.“ Dieß überaus liberale Versprechen berechtigt doch wohl jeden Käufer und Leser zu der Erwartung, für sein baares Geld eine eben so baare Anleitung zur Erreichung des vorgesteckten Zieles zu erhalten, und dadurch entsteht nun schon gleich der für die beabsichtigte Belehrung sehr große Unterschied zwischen dem Original und unsrer Übersetzung, daß in jenem die Standeserhöhung nur als zufällige, oder durch das Zusammentreffen individueller

Lebens- und Zeitumstände herbengeführte Folge der übrigens an und für sich anders motivirten Denk- und Handlungsweise des Helden aufgestellt, in dieser aber als bestimmter Zweck vorgelegt wird, der die ganze Nachahmung des Musters erst motiviren soll. Der Held in Salzmanns Erzählung war, wie aus der übersehten Vorrede ersichtlich ist, ein gescheidter, braver Mensch; er benutzt seine bessern Einsichten und Kenntnisse, er befolgt seine vernünftigen Grundsätze, befördert dadurch seine Wohlfahrt und schwingt sich endlich zum Freyherrn empor, ohne daß er dieß gerade voraus berechnet oder zum letzten Zweck gehabt hätte; der Letzte aber soll von dem Vorsatz ausgehen, freyer Herr zu werden, Glück und Ehre zu erlangen; — darum soll er verständig, sittlich leben und wandeln? — St. Paul an die Römer 12, 16 lehrt ganz etwas anders: „Trachtet nicht nach hohen Dingen,“ sagt er, „sondern haltet euch herunter zu den niedrigen.“ — Wie sich doch die Zeiten und Maximen geändert haben! Daß auch der kurische Bauer, auf der Stufenleiter der verschiedenen Stände, die höheren Sprossen ersteigen, nicht bloß frey und reich werden, sondern sich sogar als Kriegsheld — Gelehrter — Künstler — Geschäftsmann auszeichnen könne, wer läugnet das? Wer mag es dem sogenannten Schicksal wehren, seine Zauberkraft auch an diesen Erdensohnen zu versuchen? Ob sich aber dazu ein methodisches Verfahren vorschreiben lasse,

ob es gemeinnützig, rechtlich, consequent sey, ihn darnach lüsten und eben dadurch seinem jetzigen Stande abgeneigt zu machen, das ist eine andre Frage. Sehen wir den Fall, unsere Letten nehmen jene Versicherung ganz buchstäblich, und fangen nun an für ihren halben Thaler zu laboriren, ob sie dann nicht ihren bisherigen Stein der Weisen, nämlich das liebe Brod, verlieren, und anstatt des neugesuchten auf Feldsteine gerathen, oder, wenn ihnen der Versuch gar glückt, und sie wirklich brihwungi werden, uns in die bekannte Versuchung führen dürften, zu den Steinen zu sprechen: werdet Brod? Sollte der Herr Übersetzer sich den Fall, daß aus jedem semneekß ein brihwungs würde, wohl in seiner ganzen Wirklichkeit gedacht haben? Sollte er diese Wirklichkeit im Ernst wünschen können?? Ref. gesteht, daß seine Einbildungskraft wachend nicht Schwung genug habe, sich zu der Vorstellung einer solchen Freyherrenwelt zu erheben; vielleicht leihet der Traum ihr dazu einmal seine Flügel, vielleicht erscheint sie ihm dann, in der Vogelperspektive, möglicher und wünschenswerther als jetzt. Aber so hat es Herr Probst Stenzder auch wohl nicht gemeint, — der Menschenkenner wollte hier vermuthlich nur die schwache Seite des Volks benutzen, um ganz andre Absichten erreichen zu können; der Brihwungs, dieß Idol der meisten Letten, sollte nur die Lockspeise seyn,

sie zur Nachahmung des in Habersfelds Geschichte aufgestellten Lebensmusters zu reizen. Dieß würde doch immer seine unläugbar wohlthätigen Folgen haben. Das Streben nach dem vorgesteckten Ziel, wenn dieß auch nicht erreicht werden kann, würde doch ganz unvermerkt die Ausrottung vieler Vorurtheile und böser Lüste bewirken, zur Sittlichkeit, zu vernünftiger Lebensweise und mancher bessern Einsicht führen; so ungefähr, wie, der Sage nach, das Suchen des Steins der Weisen — die edle Goldmacherey — zwar eigentlich ihre Verehrer prellte, aber darneben zufällig manche nützliche Entdeckung und Erfindung veranlaßte. Also nur pia fraus; — aber warum denn nicht die doch immer frömmere lautere Wahrheit? Warum nicht lieber — wenn man den wohlthätigen Zweck wirklich hatte — dem Letten frey heraus sagen: er könne hier, für einen halben Thaler!! die unschätzbare Kunst lernen, auch als Bauer glücklich und, im edlern Sinne des Wortes, frey zu seyn; cette leçon vaut bien un fromage sans doute. Jene angenommene, gut gemeinte, Täuschung hat auf alle Fälle den sehr großen Fehler, daß sie dem Letten seinen Stand verächtlich macht, gleichsam als ob dieser mit Sittlichkeit und Lebensglück gar nicht vereinbar wäre: da hingegen eben die lautere Wahrheit ihn mit sich selbst ausöhnen, ihm Selbstschätzung und Lebensmuth einflößen mußte. Oder zweifelt Herr Probst Stender etwa daran, daß un-

fer Bauer in seiner eigenthümlichen Situation ein recht verständiger, guter, glücklicher Mensch seyn könne; daß ein großer Theil der Hülfsmittel dazu in seiner eignen Hand, so wie viele der bisher wirkenden Hindernisse, in seinen Vorurtheilen und Unarten liegen, — dann mögen ihn vorläufig schon die lettischen Dichter widerlegen, deren einige, so wahr und schön, das, wenigstens mögliche, Glück des Bauernlebens saugen. Im Namen des Pflichtgebots der Sittenlehre muß es hier nur noch als Verrath an der Vernunft gerügt werden, da Fallen auszulegen, wo man die Wege ebnen, säubern sollte. Man sage den Letten nicht: suchet zu werden, was Ausan Ehrnest ward, sondern: suchet euch und euren Zustand immer vollkommner zu machen; doch so, daß mit dem Bestreben nach eurem besondern Wohl, stets die Beförderung des gemeinen Wohls verbunden sey, — und lehre sie das gemeine Wohl begreifen. Man defreditire dieß Bestreben nicht dadurch, daß man eitle Erwartungen von solchem Lohn, den es weder verbürgen kann, noch versprechen soll, erregt, und so die ächte Belohnung selbst bezweifeln lehrt, wenn jener, was sehr zu vermuthen steht, ausbleibt. Nicht Brihwkungs soll der Lette werden, sondern der für seine Station gebildete, verständige, wohlbehaltne und zufriedne, der nach seiner Menschenwürde und Gemeinnützigkeit ge-

schätzte Landmann — der werde er durch den Unterricht seiner Lehrer, durch den Schutz der Gesetze, durch die, Gottlob! immer steigende Humanität der Edlen Kurlands. Und wo noch ein Zuta Zaraf *) hauset, den strafe die allgemeine Indignation dieser Edlen, und aller bessern Menschen. Daß Ref. es hier übrigens nur mit der Ankündigung, nicht mit dem Buche selbst, zu thun hatte, versteht sich ohnehin. Wenn letzteres dazu geschickt seyn wird, wahrhafte Volksbeglückung zu befördern, soll es uns gewiß willkommen seyn.

.... t.

Das Privatgut Schleck und die Stadt Piltten mit ihren Umgebungen.

(Aus v. Schlippenbachs noch ungedruckter Reise durch Kurland.)

(Beschluß des in No. 8 abgebrochenen Aufsatzes.)

Die Kirche in Piltten ist geräumig und hell. Sie wurde erst vor 70 Jahren neu erbaut. In den ältesten Zeiten stand Kirche und Pastorat, anderthalb Meilen von hier, bey dem piltenschen Dorfe Pankuschen, das ehemals Pankhorsten hieß.

Unweit Piltten bey einem der Fürstin v. Sacken gehörigen Bauerhofs, der den lettischen Namen Elke führt (was im Deutschen Göke bedeutet),

*) Man wird diesen Helden aus Gleims Halladat kennen.

stand zur Zeit der heidnischen Bewohner Kurlands ein heiliger Hain. Man findet hier einen breiten starken Eichenstamm, an dessen Ästen noch vor wenigen Jahren der Aberglaube der hiesigen Landleute Handschuhe und Strumpfbänder aufzuhängen pflegte. Die spätere Zeit hat, im Nachgefühl der Heiligkeit des Orts, ihn noch bis jetzt zum Begräbnißplatze gewählt. Wenn die kurzstämmige Dryas dieses alten Eichbaumes alle hier aufgehängenen Strumpfbänder gebraucht hat, um ihre Knie damit zu umwinden, so glich sie dann den hiesigen Bauermädchen, die, bey einem kurzen schwarzen Rocke, ihre Füße, bis ans Knie, mit allerley farbigen Ringen von gestrickter Wolle zu schmücken pflegen, und so, den Trommeltauben gleich, mit rauhen Füßen einherschreiten. Um die Schulter tragen sie hier, wie in der Gegend von Windau, sehr häufig ein großes blaues Tuch, das wie ein Mantel herabhängt, und über der Brust durch eine, mehrentheils mit bunten Glassteinen geschmückte, Schnalle zusammen gehalten wird. Ihr Kopfsputz besteht in einem starkgesteiften weißen Tuche, das in regelmäßigen Falten Kopf und Hals einschließt, und mit dem Kopfsputz der Türkinnen, wenn sie ausgehen, (wie Dollawar sie abbildet) Ähnlichkeit hat. Auch die Kleidung der Männer ist in diesen Gegenden von der gewöhnlichen der übrigen kurlischen Bauern verschieden, und besteht aus einem wollenen, um den Leib stark gefalteten

weißen Rock, um den sich ein breiter, mehrentheils mit Messingstreifen gezierter, Gürtel schließt. Um Knie und Knöchel tragen sie bunt gefärbte Kniebänder oder von Wolle gestrickte breite Ringe. Im Ganzen sind die Bauern in diesen Gegenden ziemlich wohlhabend und besonders reich an Vieh, da sie in den Morästen nur Heu gewinnen können. Hier und da, wo in den Wäldern viel Maidekraut wächst, wird auch beträchtliche Bienenzucht getrieben.

Zum Schluß möge sich der Leser noch eine Anekdote von der Treue und Liebe eines Bauern aus der piltenischen Gegend für seinen Herrn erzählen lassen, die letzterer in einem Tagebuche aufbewahrt hat. Obschon, seitdem die Geschichte sich zutrug, beynahe 100 Jahre verflossen sind, so glaube ich doch, daß jeder edle Zug des menschlichen Herzens in seinem Interesse für das Gefühl eben so wenig, als die Freyheit bey den Römern, verjähren könne. Unweit Piltten liegt ein großer tiefer Morast, der zum Privatgute Sirgen gehört. In diesem Morast hatten sich damals, als im Kriege zwischen Schweden und Rußland zu Anfange des 18ten Jahrhunderts auch Kurland verwüstet wurde, mehrere Bauern einen verborgenen Weg gebahnt, wohin sie ihre Familien und Vorräthe flüchteten. Die meisten Güter Kurlands wurden zu der Zeit so zu Grunde gerichtet, daß ihre Besitzer nur mit Mühe ihr Eigenthum erhal-

ten konnten. Ein Herr von H — war damals Erb-
 besitzer auf Sirgen; der Krieg hatte seine Wohl-
 fahrt zerrüttet, und er war um ein für jene Zeit
 sehr großes Kapital, das er zu zahlen hatte, ver-
 legen. Als Vater einer zahlreichen Familie sieht
 er kein Mittel, sich für den Augenblick zu helfen,
 und sichtbar drückt ihn der Kummer nieder. Da
 tritt einer seiner Bauern zu ihm, und bittet ihn
 gutmüthig, seinen Kummer zu entdecken. Auf die
 Antwort des Herren: „ich brauche Geld, viel Geld,
 du kannst mir doch nicht helfen,“ versetzt der
 Bauer: „warum nicht, wie viel Geld braucht
 Ihr?“ „6000 Thaler.“ „Ihr könnt sie in Gold
 oder Silber haben. Den andern Tag erhielt der
 Herr wirklich das Geld, das er seinem Bauern
 nach einiger Zeit dankbar zurückgab. Unterdessen
 wurde, nach einem allgemeinen Mißwachs im
 Jahr 1709, daß schon durch den Krieg verwüstete
 Kurland mit Hungersnoth und das Jahr darauf
 von einer fürchterlichen Pest, die auch einen Theil
 von Deutschland traf, heimgesucht. Keine Ret-
 tung, keine Hülfe war möglich, und jeder mußte
 nur auf Mittel denken, sich selbst gegen Ansteckung
 zu sichern. Herr von H — hatte daher seinen Hof
 rundum mit hohen Staketenzäunen und Pfählen
 umzogen, und gestattete niemanden den Eingang.
 Eines Tages aber lärmte und tobt sein treuer
 Freund, unser Bauer, an der Verzäunung, und
 erzählt seinem Herrn, der sich an das verschlossene

Thor begiebt, wie seine Angehörigen alle gestorben wären und auch ihn wohl die Reihe bald treffen werde, der Herr möge daher einen seiner Söhne, den er namentlich nannte, zu ihm herausschicken, damit er diesem sein vieles Geld, das er jetzt vergraben hätte, anzeigen und übergeben könne. Mit Thränen der Rührung erkannte der Herr die Anhänglichkeit des Letten; doch er hielt das Leben seines Kindes höher als Gold, und verstattete ihm den Ausgang nicht. Traurig ging der edle Bauer davon, und man fand ihn, als die Pest aufhörte, nicht mehr lebend. Der Schatz liegt also hier noch irgendwo tief in der Erde. Ach! auch jener bessere — das edle Herz des Bauern — dessen Liebe und Treue für einen guten Herrn selbst die nahe Angst des Todes nicht lähmen konnte.

Theaternachricht aus Libau.

Nachdem Herr Hunnius mit seiner kleinen Gesellschaft uns auf das angenehmste unterhalten hatte, und dann unsern Ort verließ, organisirte sich hier einige Zeit darnach aufs neue eine Schauspieltruppe, unter der Anführung eines gewissen Herrn Frisch, die am 3. März die Bühne mit dem alten Leibkutscher Peter des Dritten, von Kozebue, und mit dem Zauberstein eröffnete.

Herr Irmisch trat in dem ersten Stück als Tischler Lebrecht, Mad. Irmisch als Leibkutscher, Dem. Loair als Anchen, Herr Hahn als Geselle Peter, und Herr Mandau als Iwan auf. Ich kann von der Vorstellung nichts mehr sagen, als daß sie unter aller Kritik ausfiel, und es zu bedauern ist, daß Kozzebue gerade diesen ambulirenden Histrionen dienen mußte. Man denke sich nur das Bizarre, eine Dame als Kutscher aufzutreten zu sehen, und man wird leicht einen Begriff von der ganzen Aufführung des Stückes haben. Überdem spielte Herr Irmisch so geschmacklos, daß es beynah Ekel erregte. Von Dem. Loair ist weiter nichts zu sagen, als daß sie ihre Rolle wie ein Vater unser herplapperte. Herr Hahn, ein Buchbinderbursche, spielte mit einer unbändigen Wuth, und stampfte beständig mit den Füßen, was ihm das Publikum, um ihn auf seinen Fehler aufmerksam zu machen, nachthat; aber der junge Mann ließ sich dadurch nicht irre machen; er war einmal wüthend, und stampfte frisch fort. Herr Mandau, ein kleines, possierliches Männchen, sollte billig dem Theater ganz entsagen. Er hat hier schon unter der Direktion des Herrn Unzer, und dann auch bey der Koppeschen Gesellschaft die Bühne betreten, sich aber stets das Mißfallen unsers Publikums zugezogen. Es scheint, daß dieser Mann eine edle Frechheit besitzen muß.

Wenn man weiß, wie das erste Stück gespielt

wurde, so kann man sich leicht eine Idee von der Vorstellung des zweiten machen. Ich schweige davon ganz, und nenne bloß die Personen, die darin auftraten. Herr Trmisch spielte den Schnaps, Dem. Loair Röschen, und der belobte Herr Mandau den Görg.

Bei jedem Auftritt erschallte das Schauspielhaus von lautem Bravorufen, Klatschen, Lachen, Zischen, Stampfen, Ruhegebieten u. dgl. Aber die Truppe des Herrn Trmisch ließ sich nicht stören, sondern spielte ruhig fort, ungeachtet es doch leicht zu merken war, daß das Publikum durch den fortwährenden Spektakel bloß sein Mißvergnügen zu erkennen gab.

Wir haben Hoffnung, daß diese neue Gesellschaft uns fernerhin mit ihren dramatischen Vorstellungen verschonen wird.

...f...

Die genetischen Thränen.

Eros nimmt den leichten Bogen,
Und er spannt zwey Läubchen an,
Und die Furche wird gezogen, —
Welch' ein neuer Ackerseemann!

Und er treibt's mit froher Eile,
Blüthen taumeln her und hin, —
Seine Pflugschaar sind nur Pfeile,
Seine Arbeit — leichter Sinn.

Und aus jedem sanften Kisse
 Drängen Knospen sich hervor,
 Und entfalten sich wie Rüsse, —
 Darf ich helfen, kleiner Thor?

„Gerne, denn ein heißes Sehnen
 Ist so hold, wie Sonnenschein,
 Säßt nur Thränen — schöne Thränen,
 Und die Liebe muß gedelhn!“

Prose.

An Philinde.

Warum zeigst du uns, was in der Stille bewundert
 Von dem trauten Gemahl fester ihn bindet an
 dich?

Amor flieht das Geräusch und allen Trödel des
 Marktes;

Heimlich schnellt er den Pfeil, heimlich empfängt
 ihn das Herz,

Heimlich küßt er einst Psyche im Dunkel des Zau-
 berpallastes,

Und von der Lampe erhellet, floh er voll Weh-
 muth ihr Licht. —

Gerne, Philinde, von ihm und laß vom Trödel die
 Reize;

Was dem Gaffer gefällt, wird von dem Weisen
 verschmäht.

A.

E r f l ä r u n g.

Warum der Arzt Pandolf stets schwarz erscheint?
 hm! weil er seine Kunden stets beweint.

— S.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 12. Mitau, den 25. März 1807.

L i t e r a t u r.

Lieder für die rigaschen Bürgercompagnien. Riga, 1807. 16 S. 8.

Eine Sammlung von sieben Liedern. Diese Zahl pflegt sonst verrufen zu seyn; dießmal aber verdient sie alles Lob. Einige Lieder davon sollen bloße Umänderungen seyn, andere ganz neu hinzugekommen. Schade, daß der Verfasser darüber keine Notizen gab. Schlecht ist auch nicht ein einziges Lied in dieser Sammlung; vortrefflich aber, nach dem Gefühle des Rec., ist das 2te, 4te und 6te Lied; von den andern könnte man nur sagen, daß sie trefflich sind. Das 1ste Gedicht ist ganz Sprache des Herzens; das 2te und 5te ächt Gleichniß. Das 4te hat den größten poetischen Werth unter allen — (wenn Rec. sich nämlich noch auf Poesie verstehen dürfte, weil er eigentlich ein Theolog ist; denn das David und

die Propheten auch Dichter waren, das weiß jetzt wohl kein Mensch mehr) — der 6te und 7te Vers sind meisterhaft. Vorzüglich schön sind im 6ten Liede folgende Verse, die gewiß schon hinlänglich wären, die Achtung des Verfassers zu begründen, wenn er nicht ohnehin bereits manchen Freund seiner Muse zählte; es ist Herr Helbig. Man überzeuge sich selbst von diesem Urtheile!

Und das Heer des Feindes wälzet
Näher sich heran; — es schmelzet
Polens Schnee vom Blut der Todten,
Und verödet ist das Land.

Siegen kann der Ruß' und — sterben,
Um sich Nachruhm zu erwerben;
Aber elend fliehen — nimmer!
Sterbend sinkt er als ein Held.

Man sieht es, daß diese Lieder alle aus einer patriotischen Seele flossen, und mehr als bloße Abdrücke sind. Sie leben und athmen, und werden auch unsern Nachkommen noch werth seyn, als ein Monument merkwürdiger Zeiten; denn was wir fühlen, kann nur ein Lied der Zukunft sagen, nicht die Geschichte.

Bröse.

- 1) Einige Bemerkungen über die letzte Bottschaft Bonapartes an den Erhaltungssenat. (Aus dem Französischen.) Ohne Druckort. (Riga) 1807. 39 S. 8.

- 2) Einige Bemerkungen über die neueste Botschaft von Bonaparte an seinen Erhaltungssenat. Übersetzt von —, und mit Zusätzen von G. M. (Aus der Fama für Deutsch = Rußland abgedruckt.) Ohne Druckort. (Riga) 1807. 40 S. 8.

No. 1. ist auch im Nordischen Archiv abgedruckt worden. Die Übersetzung ist fließend, und läßt sich wie ein Original lesen. Auch der flüchtigste Blick darauf sagt es uns, daß der Übersetzer beyde Sprachen ganz in seiner Gewalt haben mußte, um mit einer solchen Gewandtheit und Leichtigkeit das vollendete Original zu übertragen. Jeder Kenner verweilt mit Vergnügen dabey, sowohl wegen des Inhalts, als auch wegen der ungezwungenen Verdeutschung. Überall ist der geübte Übersetzer sichtbar, und das ließ sich auch von dem Übersetzer einiger Werke der Madame Genlis nicht anders, als gerade so vollkommen, erwarten.

No. 2. hat als Übersetzung wenig Werth; sie ist holprig, gezwungen, mitunter undeutlich, hin und wieder auch nicht ganz richtig. Was flüchtig und schwerfällig zugleich ist, verdient keine Aufmerksamkeit. Der Übersetzer hat sich mehr zutraut, als er zu leisten vermochte. Mehrere Stellen verrathen die buchstäbliche Korrektur nach Nr. 1. — Ein genaueres Sprachstudium stände daher dem Übersetzer anzurathen. Man kann nicht

alles, was man gern möchte, und Geschwätzigkeit ist noch keine Kraft in der Diktion. Schon die erste Periode, wie schlecht ist sie; man vergleiche die beyden Übersetzungen selbst mit einander! Die Zusätze von G. M. sind desto treffender, und wer den Verfasser kennt, konnte unstreitig nichts anders, als so was Durchdachtes von ihm erwarten. Diese Zusätze beschäftigen noch immer das ganze Publikum — die Übersetzung möchte schon längst vergessen seyn. Der Schleyer allein ist schön, und fast zu schön für das Gesicht der Übersetzung, das viel Reckheit, aber wenig Grazie hat.

§.

Über Herrn F. G. M—i's Aufsatz in Nr. 7.
der dießjährigen Wöchentlichen Unterhaltungen.

Herr F. G. M—i, ein Mann, den ich zu kennen glaube, den unser ganzes Publikum hochschätzt, dem auch ich meine ganze Hochachtung widme, dessen Willen aber, nicht mit seinem ganzen Namen und Titel genannt zu werden, ich ehre, hat im oben bezeichneten Stücke der W. U. etwas in Beziehung auf meine, in Nr. 50 und 52 der W. U. des vorigen Jahres befindliche, Apologie des neuesten Systems der Philosophie gegen die ein wenig zu voreilige Benennung von Nichtsphilosophie, welche einige demselben beyzulegen be-

liebten, gesagt, worauf ich, aus Achtung für den braven und würdigen Mann, nothwendig etwas erwiedern muß. Da ich nun aber in dieser Absicht genöthigt seyn werde, hie und da tiefer in's Detail zu gehen: so könnte dieser mein Aufsatz wohl um etwas länger werden, als der auf den derselbe sich bezieht. Doch werde ich mich, so viel es der Gegenstand erlaubt, der Kürze befleißigen, und zugleich bemühet seyn, die Leser dieser Blätter mit gar zu tief gehenden Untersuchungen, die nur für die Schule und in bloß philosophische Schriften gehören, zu verschonen.

Das Mott. zu oben gedachtem Aufsatze aus Gotters Schriften ist gute Versifikation, enthält in seinem ersten Theile unwidersprechliche Wahrheit, und ist wohl auch seinem ganzen Inhalte nach sehr gut gemeint. Aber außerdem, daß es kein Werk der schönen Kunst ist, sondern bloße Floskel des Verstandes und Witzes, wo der Verfasser am Schlusse desselben wohl selbst nicht bestimmt wußte, was er denn mit dem „Sich in's Meer der Gottheit stürzen“ eigentlich meinte, hat es nur noch den einzigen Fehler, daß es hier gar nicht paßt.

Die menschliche Vernunft täuscht sich wohl nur, wenn sie, an der Leiter des Bedingten hinaufsteigend, das unbedingte Wesen — Gott gefunden zu haben glaubt. Der Dogmatismus will es im Ernste, leistet aber damit kei-

nem tiefen Denker, und bey aller Selbstgefälligkeit kaum sich selbst Genüge. Die Vernunft schließt zwar nicht unrichtig, daß der ganzen Reihe alles Bedingten irgend ein Unbedingtes zum Grunde liegen müsse; sie kann aber nicht sagen, welches denn dieses Unbedingte, ob es etwa ein übersinnliches, ein außerweltliches Wesen, oder ob es nicht gar das Total alles Bedingten selbst seyn möge. Allein auch selbst bey jenem im Allgemeinen richtigen Schusse läßt sich keinesweges behaupten, die Vernunft sey auf das Unbedingte nicht anders gekommen, als durch Erschließen desselben aus dem Bedingten; so wie, wenn von der gröberen Materialität des menschlichen Körpers ein Schluß auf seine Sichtbarkeit gemacht wird, nicht behauptet werden kann, man habe letztere erst durch diesen Schluß erkannt. Und mit dem Hinaufsteigen an der Leiter des Bedingten, wenn dieses ein wirkliches Hinaufsteigen, oder, um mich in einem andern Bilde auszudrücken, ein Verfolgen der Glieder in der Kette des Bedingten bis zu dem alles haltenden letzten Gliede des Unbedingten seyn soll, sieht es zu mißlich aus, als daß irgend ein Sterblicher hoffen dürfte, bloß auf diesem Wege jemals die Gottheit zu finden. Ein höherer Akt des Geistes dürfte wohl, wie das relative Subjekt-Objekt in sich selbst, so das absolute Wesen, in welchem und durch welches alles Wirkliche ist, anschauen, und damit erst das gemeine Bewußtseyn und die

Erkenntniß aller bedingten Objecte möglich machen. Doch dieß weiter zu verfolgen und ganz auseinander zu setzen, ist hier der Ort nicht. Winke und kurze Darstellungen werden im Verfolg vorkommen.

Wer, der Religion hat, könnte wohl daran zweifeln, daß das höchste Wesen ein vernünftiges, wollendes und handelndes Wesen sey? Nur ist es dieß alles im höchsten Grade, und unsre Thätigkeit, unsre Vernunft und Freyheit ist nur ein schwacher, beschränkter Abdruck des Göttlichen, der erst wieder hervorbricht, wo die Natur in der höchsten Potenzirung ihrer Thätigkeit, in der menschlichen Organisation, mit der höhern Einbildung des Unendlichen in das Endliche zugleich die andere Einheit der Zurückbildung des Endlichen in das Unendliche im höhern Grade verbindet, und sich dem Ewigen, aus dem sie selbst hervorgegangen ist, wiederum nähert. Was bey uns in die Gränzen des Raums und der Zeit eingeschlossen ist, ist es bey dem höchsten Wesen nicht. Dieses erkennt alles zugleich und neben und nach einander Daseyende auf einmal, und in seinen Ideen ruhen die Urbilder aller Dinge, welche im Universum waren, und sind, und seyn werden, alle zusammen auf einmal und ewig. So wie die höchste Vernunft in Gott die absolute Indifferenz des Subjektiven und Objectiven ist: so ist auch in ihm Freyheit und Nothwendigkeit außs innigste mit

einander vereint. Wer kann sich einen Gott denken, der nicht fren und unumschränkt wäre? Wer aber auch einen Gott, der nicht immer und nothwendig das Beste und Weiseste denken und thun müßte? Ein solches ist nun das höchste Wesen, das allem, was da ist, Daseyn, Bestand und Leben von Ewigkeit her gegeben hat, noch giebt und geben wird, wie wir in den Schranken der Zeit eingeschlossene Wesen es uns denken müssen, was aber bey dem Ewigen nur ein ewiger Akt ist.

Mit dem Nachschaffen der göttlichen Schöpfung durch den Menschen hat es keine Noth. Die intellektuelle Anschauung des Absoluten giebt ihm wohl eine Idee der Möglichkeit und einzigen Denkbarkeit des Werdens aller Dinge durch und aus Gott. Aber die bloß relative Identität des Subjektiven und Objektiven in der menschlichen Vernunft, der schwache Funke aus der ewigen Flamme, vermag das nicht, was diese leistet. Wenn der Mensch nur die dunklen Regionen in seinem engeren Wirkungskreise für Erkenntniß und zweckgemäß wirksame Thätigkeit erleuchten kann, und sich höchstens in der Kunst den schönen Idealen nähert: so ist das schon genug für diesen sichtbaren schwachen Abdruck der Gottheit in der Natur, und alles, was er wünschen und hoffen kann; wovon ihn aber die bisherige Behandlung der Wissenschaft, der Dogmaticismus, der Kriticismus, welcher unerforschliche Dinge an sich behauptet, einen

Zwiespalt zwischen den Dingen und dem menschlichen Geiste einführen, und diesen in die bloße Sphäre des Verstandes einschränken will, und die bloße Empirie in der Behandlung der Natur, und die auf bloße Naturnachahmung eingeschränkte, falsche Richtung der Kunst, und die zur bloßen Dienerin der Moral herabgewürdigte Religion nur gar zu weit entfernte. Die menschliche Vernunft reicht aber sicher viel weiter, als wohl der auf dem bloßen Boden kriechende Dogmaticismus, der von diesem sich aber doch — ohne Flügel! — zum Himmel erheben will, und der den bloßen Verstand, und die nur in seinem Dienste stehende Funktion der Vernunft, unter dem Namen der Vernunft selbst, in ihrem ganzen Vermögen ausgemessen zu haben vorgebende Kriticismus es sich einbilden mag. Und wenn es mehrere giebt, denen die Auflösung der philosophischen Probleme im neuesten Systeme (ich will nicht sagen diese Probleme selbst; denn diese sind, oder vielmehr, da diese Philosophie nur ein einziges Hauptproblem hat — dieses ist das höchste jeder wahren Philosophie: wie nämlich zum Subjekt ein Objekt kommen könne) nicht sehr gegründet und nicht sehr einleuchtend scheint: so ist dieß wahrlich nicht die Schuld des neuesten Systems der Philosophie. Schwer wird es selbst dem guten Kopfe, der aber bisher nur den ganz entgegengesetzten Weg gegangen ist, und der sich von

dem blendenden Schein des Kriticismus hat verleiten lassen, fest und steif zu behaupten, nur so weit, und nicht weiter, reichten die Gränzen unsers ganzen Vernunftvermögens, auf einmal seinen ganzen Gang zu ändern, und einen dem vorigen ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Hat man sich aber erst bis zum Fassen der dem gemeinen Bewußtseyn nothwendig vorhergehenden Handlungen des menschlichen Geistes erhoben, dann wird einem alles Licht, und der Fortschritt leicht. Da sinkt auch der vorige, immer eine Örtlichkeit, also eine Schranke, die doch in der Gottheit nicht statt finden kann, von derselben prädicirende Gedanke an die Außermweltlichkeit der Gottheit, die doch alles mit ihrer Kraft erfüllen, durchdringen und beleben muß. Man sieht es heller ein: Im Universum ist alles, und außer ihm nichts; Gott aber strömt aus sich, und umfaßt, und durchdringt, und hält das ganze Universum, wie die Seele dem Körper ganz und überall inwohnend, seine absolute Identität des Subjektiven und Objektiven in den Weltkörpern und den auf diesen befindlichen einzelnen Gegenständen, durch seine ewige objektive und subjektive, schaffende und begränzende Thätigkeit, deren Ähnlichkeit und Abbild, die repulsive und attraktive Kraft in der Materie, diese eben erst möglich macht und durch die Indifferenzirung beyder völlig konstituiert, differenziirend, aber zugleich das Ganze dergestalt mit sich selbst wieder

vereinigend, daß nur die Gottheit in und durch dasselbe wirkend sich darstellt, und uns den unausgesetzten und durch nichts gehinderten Erfolg dessen, was das Beste und Weiseste ist, verbürgt. Mehr als diesen bloßen Wink darf ich dem philosophirenden Publikum, und insbesondere dem selbstdenkenden, würdigen Manne, der mich zu diesen Zeilen veranlaßt hat, in diesen Blättern wohl nicht vorlegen um dem Selbstdenker den ariadnischen Knäuel zu reichen, der ihn aus dem Labyrinth, in das er mit dem Eins und Alles, und dem Reflex des Schöpfers in der Schöpfung gerathen zu seyn glaubt, den Ausgang wieder zu öffnen. Gegen den Schluß von S. 103. der B. U. sind in dem Aufsatze, auf den sich der gegenwärtige bezieht, theils bloß befremdende Ausdrücke angeführt vom bloßen Akt des Denkens, wo Gedanke und Gegenstand, wie es in der Gottheit nothwendig seyn muß, Eins sind, und die absolute Vernunft alles immer und auf einmal zusammen umfaßt, theils ist da auch ein, wahrscheinlich von einem spaßhaften Gegner des neuesten Systems veranlaßter, Ausdruck: „ein absolutes nichts denken des Nichts,“ enthalten, worüber Schreiber dieses kein Wort sagen mag. Das übrige, was hierauf bis zum Schlusse desselben J., S. 104, folgt, wird sich alles von selbst aufhellen, wenn man meinen oben gegebenen Wink wohl faßt, und die gehörige Anwendung von demselben zu machen

weiß. Die Wirklichkeit der Welt und der in und auf derselben befindlichen Objekte ist zwar, in so fern diese bloße Differenzirung der absoluten Identität sind, nur eine relative, keine absolute, welche nur dem Absoluten, der Gottheit selbst, καὶ ἐξ ὧν zukommt. Sie ist aber nichts desto weniger eben so gewiß und unwidersprechlich, als es unsre eigne Existenz in der Welt ist. Eine höhere Wirklichkeit der Objekte werden wir doch wohl nicht fordern? Das Ganze aber hat das ewige Wesen durch die Indifferenzirung der beyden Einheiten, nämlich der Einbildung des Unendlichen in das Endliche, und der Zurückbildung des Endlichen in das Unendliche, mit seiner eigenen höchsten Realität auf das innigste verbunden. — Hiernach sieht man denn auch, daß der würdige Herr Verfasser jenes Aufsatzes das „ewige Spiel von Nichts zu Nichts“ sich füglich hätte ersparen können.

Wenn kein Bewußtseyn dem Menschen anders möglich ist, als dadurch, daß er erst von sich selbst weiß, also sein eignes Ich sich zum Objekt gemacht hat: so geht die intellektuelle Anschauung (deren Akt auch der Philosoph mit Freyheit wiederholen kann) ganz unstreitig allem Bewußtseyn — also bewußtlos, aber ganz unausbleiblich — zum voraus. Sie ist etwas höheres, als das gemeine Bewußtseyn, und ihr Akt wird vor letzterem von jedem Menschen vollzogen. Sie

gibt dem Menschen das erste Subjekt-Objekt, das mit seiner unbeschränkten und beschränkenden Thätigkeit, und der Indifferenziirung beyder erstgedachten durch sie seyenden Einheiten, sich selbst als organisirte Materie, und überhaupt jede Materie, jeden Gegenstand konstruirt, in welchem dieser Akt durch repulsive und attraktive Kraft, als die formellen Erzeugerinnen aller Materie, nachgebildet, sich immer wiederholt, und die Indifferenziirung beyder Einheiten im Idealen die Anschauung, im Realen die Schwerkraft giebt, welche die Realität der Materie vollendet. Aber nur relative Identität des Subjektiven und Objektiven giebt diese auf das relative Ich, das bloße Abbild der Gottheit in der Welt, beschränkte intellektuelle Anschauung — den Punkt, von dem, wenn man die Indifferenziirung der beyden Einheiten im Realen durch Schwerkraft abrechnet, Fichte ausgeht, und um den allein sich seine ganze, übrigens konsequente, Philosophie dreht. Diese befriedigt nicht ganz, hat nur Postulate an die Menschheit, ein moralisch absolutes Ideal — moralische vervollkommnung des Menschen und völlige Unterwerfung der ganzen objektiven Natur unter dem moralisch guten Willen des Subjekts zu dessen Glückseligkeit — zu realisiren durch eigne Kraft und Thätigkeit der ganzen Menschengattung; moß nicht nur schwer wird, die Möglichkeit davon abzusehen, sondern wo auch die gewiß tief im

Menschen gegründete Anlage zur Religion keine wahre Befriedigung findet. Nicht nur zur Vereinigung alles Objektiven mit dem Subjektiven, sondern auch zur Umfassung des Weltganzen, zu dem wir mit gehören, und unsers eignen Looses in demselben mit voller Beruhigung und Zufriedenheit, ist uns nothwendig die geistige Anschauung eines Höheren, eines Absoluten, das uns und alles umfaßt, unser eigenes und aller Dinge Seyn und Zusammenhang begreiflich macht, und das nicht erst durch der Menschen zusammengefaßtes Thun und Treiben realisirt werden soll, sondern das früher (dem menschlichen Denken, nicht der Zeit nach; denn Seyn und Wirken ist im Ewigen Eins, ohne Zeit) und höher, als alles andere, alles aus seiner Identität schafft, alles mit seiner belebenden Kraft umfaßt, und nothwendig nur das Beste wirkt und thut; und die ewige Weisheit hat auch für die Befriedigung dieses Bedürfnisses gesorgt, indem sie unserm Geist, in Verbindung mit der dem gemeinen Bewußtseyn vorhergehenden Anschauung seiner selbst, zur Bervollständigung dieses Aktes und Erhebung des Anschauungsvermögens auf den höchsten Punkt, von welchem aus nun der Mensch in den Stand gesetzt wird, den Zusammenhang des Ganzen zu überschauen, die intellektuelle Anschauung des Absoluten, als den ersten Quell alles Wissens, also auch des Wissens von sich selbst, und aller Vereinigung

des Objektiven mit dem Subjektiven, als die köstlichste Mitgabe, ja als den Grund seines ganzen Seyns und Erkennens, ertheilte. Was der Grund alles Erkennens im Menschen ist, muß doch wohl wenigstens dieselbe Gewißheit haben, als das Erkennen des Menschen selbst. Und wenn alle Dinge — wenn das ganze Universum nur eine Ausgeburt aus der ewigen Kraft des Gottheit ist, die sich in die schaffende und begränzende trennte, und alles in sich wieder vereinigte: so ist es unstreitig auch der Mensch. Er lebt und webt in Gott, aber nur ein besonderes, persönliches Leben, wo er, zwar ebenfalls der Nothwendigkeit, mit der die ewig freye und thätige Gottheit das Beste gebietet, und eo ipso verfügt, unterworfen bleibt, aber doch freye Willkühr hat, die auch fehlen und irren, und das Böse wählen kann. Unbegreiflichkeiten hat dieses System nur für den, der es noch nicht kennt, sich nicht in den Gang und die Ansichten desselben vom Universum versetzen kann, oder dem ganz entgegengesetzte Systeme, oder die Mißverständnisse und Blendwerke nicht tief genug forschender Gegner den Zutritt zu demselben erschwerten. Nur diesen scheinen auch die Behauptungen desselben unerwiesen und unerweislich; da es doch den Grund der Möglichkeit unsers ganzen Bewußtseyns in sich enthält, und folglich, wenigstens eben so gewiß ist, als dieses; da es die Aufgaben der Philosophie auf's Beste löset, einen leichten Überblick

des Ganzen gewährt, in sich selbst das konsequen-
teste System ist, das durch seine, dem Kenner
entschiedene, Einheit sich vor allen bisherigen einzig
vortheilhaft auszeichnet, und auch in seinen Resul-
taten, und selbst schon jetzt in vielfältigen Erfah-
rungen und Beobachtungen der Natur die Wahr-
heit seiner Principien bewährt.

A. G. Elverfeld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Arzt und der Grammatiker.

Nach dem Griechischen.

Einem Grammatikos gab ein Arzt das Söhnlein zur
Bildung.

Lehr' ihn, sprach er, o Freund, gründlich die Wis-
senschaft ganz.

Dieser begann sogleich Homeros Gesänge zu lesen,
Wie es die Sitte vordem weiser Hellenen gebot:

„Singe, Göttin, den Zorn des Peleiden
Achilleus“ —

Und den Vater ergötzt's, gleichwie der folgende
Vers:

„Ihn, der entbrannt den Achaiern unnenn-
baren Jammer erregte;“ —

Aber der dritte? laß sehn! wie er dem Alten gefiel:
„Und viel tapfere Seelen der Helden
sandte zum Ais“ —

Er behielt den Sohn gleich aus der Schule zurück. —
Freund, begann er darauf, als er den Grammatikos sahe,
Innig dank' ich, o Freund, für die Belehrung des
Sohn's;

Doch was das Senden der Seelen zum düstern Ais an-
langet,

Viele send' ich ihm selbst: — Lerne der Sohn es
von mir.

Liebau.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 13. Mitau, den 1. April 1807.

L i t e r a t u r.

Astronomische Venträge. Herausgegeben von J. W. Pfaff, Professor der Mathematik zu Dorpat, Mitglied der physisch-medicinischen Gesellschaft zu Moskau. Nr. II. Mit einer Figur. Dorpat, 1806. Gedruckt bey Grenzius. IV. und 80 S. 8.

Dieses zweite Heft muß, so wie das vorhergehende (s. B. U. Bd. 3. S. 308.), nicht allein dem eigentlichen praktischen Astronomen, sondern auch dem Analysten willkommen seyn. Es enthält sechs in der angezeigten doppelten Rücksicht interessante Aufsätze, mit Anwendungen der Analysis auf die Ausübung.

I. Der Multiplikator von Baumann. Dieses für die Sternwarte der kaiserlichen Universität zu Dorpat angeschaffte, nach der Angabe des Herrn Prof. Bohnenberger in Tübingen, vereinfachte vortreffliche Instrument, von

16 Zoll im Durchmesser, wird beschrieben und seine Behandlung erklärt. Untersuchung und Berichtigung der Fehler in der Stellung der Umdrehungsachse, der Neigung der Fläche des Kreises und der Deviation der Fernröhre.

II. Multiplicirte Zenith = Distanzen der Sonne und des Polarsterns am Baumann. Aus 138, im September 1806, beobachteten Meridianhöhen der Sonne ergab sich die Polhöhe des Beobachtungsorts zu Dorpat $58^{\circ} 22' 47''{,}46$, und aus 46 Zenith = Distanzen des Polarsterns bey der obern Kulmination $58^{\circ} 22' 47''{,}3$. Ein auffallendes Beispiel, welchen hohen Grad von Genauigkeit ein solcher, von einem geschickten Künstler verfertigter, Multiplikator gewährt, wenn er einem einsichtsvollen Astronomen in die Hände kommt.

III. Fortsetzung des Ganges des Arnoldschen Chronometers Nr. 147. Aus der vom 28. December 1805 bis 11. November 1806 fortgesetzten Prüfung geht ein etwas unregelmäßiger Gang hervor. Die Beschleunigung bey 20 Grad Kälte, nach Reaumur, stieg bis auf 42 Sekunden.

IV. Sonnenhöhen am Troughtonschen Spiegelkreis. Diese Beobachtungen sind ein ganzes Jahr lang, vom Julius 1805 bis Junius 1806, fortgesetzt worden. Das Mittel aus den fünf ersten Monaten giebt die Polhöhe

des Beobachtungsorts genau wie der Multiplikator, $58^{\circ} 22' 47'',4$. Dahingegen die Beobachtungen in den Monaten April, May und Junius 1806 solche im Mittel auf $58^{\circ} 23' 7''$ erheben. Bey den zahllosen perturbirenden äußeren Umständen war es nicht möglich, die eigentliche Ursache dieser Differenz aufzufinden, die vielleicht, wie der Herr Verf. vermuthet, von dem unmerklichen Schwanken des Lhlbilds bey ungünstiger Witterung herrühren dürfte.

V. Längen-Differenz zwischen Moskau und Dorpat aus den Bedeckungen der Sterne ϵ Ω und ζ Π . Die dem Herrn Verfasser aus Moskau und Mitau mitgetheilten korrespondirenden Beobachtungen dieser Bedeckungen waren wegen ungünstiger Witterung unvollständig ausgefallen, daher die in der Rechnung gebrauchten Elemente noch nicht berichtigt werden konnten. Indessen ergiebt sich aus der erstern Bedeckung $43' 40'',8$, aus der zweyten aber $43' 58'',5$, oder im Mittel $43' 49'',6$ als Längenunterschied zwischen Moskau und Dorpat.

VI. Etwas über den Sehungsbogen der Fixsterne. Nach der Vorrede ist Herr Stud. Pauker, ein sich vortheilhaft auszeichnender Cleve und bisheriger eifriger Gehülfe des Herrn Prof. bey seinen astronomischen Beobachtungen, der Verfasser dieses von gründlichen analytischen Kenntnissen zeugenden Aufsatzes, in

welchem ein photometrisches Problem in seiner Allgemeinheit behandelt wird. Es hat aber dieser hoffnungsvolle junge Mathematiker von der ausübenden Astronomie, die freylich keine aurea praxis ist, jetzt Abschied genommen, und dagegen das Studium der mechanischen und hydraulischen Wissenschaften ergriffen, das vortheilhaftere Ausichten gewährt; daher Herr Hofrath Pfaff diesen bisherigen fleißigen Theilnehmer an seinen praktischen astronomischen Beschäftigungen in Zukunft entbehren wird.

Platon.

Εὐχὸν δὴ καὶ σκοπεῖν.

Platon in Philebo.

Ohne den philosophischen Bestrebungen der neuern Zeit zu nahe treten zu wollen, gestehe ich es frey, daß die philosophischen Schriften der Alten meinem Geiste eine angenehmere und nahrhaftere Speise sind, als die der Neuern. Ich befolge auch hierin den göttlichen Ausspruch: Werdet wie die Kinder! Die kindliche Philosophie des Platon wirkt auf mich gerade wie die kindliche Poesie des Homeros; diese die Blüthe, jene die Frucht der freyen, schönen griechischen Bildung. Frucht — aber zugleich auch wiederum Blüthe, in Vergleich mit den späteren Erzeugnissen des philosophischen Gei-

stes. Platons Philosophie ist zugleich Kunst; ein Beweis ihrer Vollendung. Natur und Geist sind nicht entzweit; sie wirken in schönster Harmonie; ein Moment des höchsten, seligsten Lebens.

Man muß den Platon ganz lieben, auch da, wo ihn viele langweilig finden, d. h. in seinen dialektischen Untersuchungen; so wie man den Homeros überall schön finden muß, auch dann, wenn er Schlachten, oder vielmehr Schlägerereyen, beschreibt. Wer das nicht von sich sagen kann, der ist, wie mich dünkt, in das innerste Wesen jener Philosophie und Poesie noch nicht eingedrungen.

Der Dialog ist (wie auch Jean Paul in einem seiner lichtvollen Augenblicke bemerkt) die nothwendige Kunstform eines philosophischen Werks. Die platonischen Dialoge, nach der Zeitfolge gelesen, lassen vor unsern Blicken gleichsam das ganze philosophische Leben, nur in einer engern Sphäre, der der Griechen, vorübergehen. Mit Platon sank die blühende Schönheit dahin. In Aristoteles erblicken wir das Zerfallen in die Elemente, das Verwehen des Blumenstaubes. Das Princip der aristotelischen Philosophie ist analytisch, auflösend, zerstörend. Der Verstand ist vorherrschend, nicht mehr der Ordner einer schöpferischen Einbildungskraft. In der Folge (ben den alten und neuen Neuplatonikern) spukte Platons Geist als Gespenst über seiner Gruft. Zwei schöne Blumen entblüheten seinem Grabe: Spinoza, der das All, und

Leibniz, der das Eine der platonischen Philosophie dargestellt zu haben scheint. Fichte, dünkt mich, hat die Philosophie von derselben Seite, wie Leibniz, aufgefaßt und dargestellt; Schelling und die neuesten Philosophen scheinen dagegen mehr dem Spinozismus sich zu nähern. Viele dieser Neueren verachten den Kantianismus, diesen philosophischen Protestantismus; sie nennen ihn die negative Seite der Philosophie, den Schatten einer lebendig fortschreitenden Gestalt, der nur die nothwendige Form des Erscheinenden, Raum und Zeit, uns zeige, dem die schöpferische, poetische Kraft gänzlich abgehe. Kant nennen sie ein mathematisches Genie, das nur zähle und messe, ohne zu haben, das da gezählet oder gemessen werde. Darin haben sie gerade nicht Unrecht. So übersehen sie nun aber die Verdienste dieses großen Aristoteles der Neuern (vorzüglich um die Moral, die er als unabhängige Wissenschaft begründet hat), vernachlässigen, sich den ordnenden Geist desselben zu eigen zu machen, verachten den Verstand, der, als das Vermögen des Endlichen, gleichwohl dem wahren Philosophen eben so unentbehrlich ist, als das Vermögen des Unendlichen. Und daran thun sie Unrecht. Es ergeht ihnen oft, daß, bildlich zu reden, bey dem Gusse, statt einer wohlgestalteten Bildsäule, ein unförmlicher Klumpen zum Vorschein kommt. Eine Vereinigung beyder Vermögen, des schaffenden und ordnenden, glaube ich mehr, als

irgendwo in den Jakobischen Schriften zu finden. Wenn sie gleich die Göttlichkeit der platonischen nicht erreichen, so spricht doch aus ihnen ein reiner gesunder Menscheng Geist, dessen Wirkung beseligend ist.

Diese allgemeinen freymüthigen Äußerungen sind nicht aus Stolz auf eignes Wissen hervorgegangen, sondern aus Liebe zur philosophischen Wahrheit, die nicht das Eigenthum eines einzelnen Menschen, selbst nicht eines Zeitalters, ist. Mittheilung philosophischer Ideen aber ist erfreulich, und nothwendig zu ferneren Fortschritten.

Wornach wir also die Philosophen in neueren Zeiten mit so großer Anstrengung ringen sehen, das hatte die griechische Philosophie im Platon erreicht. Dessen Philosophie ist organisch, ein beseligtes Ganze, Einheit und Allheit, Endlichkeit und Unendlichkeit in sich fassend. Plato ist Gefühl-, Verstandes-, Natur-, Kunst-, kritischer und spekulativer Philosoph, — Elemente, die jetzt getrennt da liegen in verschiedenen Sekten und Namen. Auf gleiche Weise ist Homeros der Vater aller Dichter. Die Gesetze der höheren Wahrheit und die der Dichtung sind eben dieselben; daher in den platonischen Gesprächen jene beyden Elemente unzertrennlich sind, die Wahrheit erscheint als Dichtung, die Dichtung als Wahrheit. In dem Homeros finden wir nicht selten Philosopheme über die Entstehung der Welt, wie denn z. B. die

Lehre des Thales, Iliad. XIV. 201, 245 und 246, vorgetragen wird (confer. Plat. in Theaet. p. 16.). Umgekehrt fehlet es im Platon nicht an Mythen. Ja, sind wir oft durch ein Labyrinth von dialektischen Untersuchungen hindurch geführt worden, so öffnet und schließt sich endlich die Aussicht mit einem heiligen Tempel, einer Mythe, in welcher zarten Hülle allein die philosophischen Mysterien dem empfänglichen Sinne näher gebracht werden können. Ich erinnere hier nur an den Ring des Gyges, und liefere in der Folge vielleicht einige Beispiele, um diese Idee in helleres Licht zu setzen. Gleich wie uns Homeros oft aus dem ängstlichen Treiben und Thun der leidenbeladenen Menschen hin versetzt auf die lichten Höhen des Olympos in den Kreis der seligen Götter; also erhebet uns Platon in seinen Dialogen oft hinweg über die Grenzen menschlicher Begriffe und Schlüsse, und läßt die ewigen Ideen, gleich hohen Göttergestalten, wie in einem Gesichte vor uns vorüberschweben.

E. Ch. Trautvetter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über das Niesen der Alten.

Griechische und römische Nasen — sie gelten ja noch gegenwärtig als Musterkarten für alle übrige — müssen doch einen ganz andern Ausdruck, als die jetzt gewöhnlichen, gehabt und sich in ihrer Art besser selbst ausgesprochen, oder, richtiger, ausgeniest haben. Das scheint schon an und für sich klar; aber es fehlt darüber auch nicht an Autoritäten und glaubwürdigen Nachrichten, die, wie immer, mehr noch als eine logische Schlußfolge entscheiden.

Die Griechen und Römer sahen das Niesen für eine gute Vorbedeutung *), und nicht, wie wir, für ein bloßes Zeichen des Schnupfens an; sie hielten es für eine göttliche Nachricht, für eine himmlische Post, und riefen einander ein lautes „Jupiter hilf“ zu **).

Einst hielt Xenophon an die Armee eine Rede, die von einem der Soldaten beniest wurde. Es war eine glückliche Vorbedeutung: der Redner wurde zum Feldherrn erwählt ***). Verdienen

*) Nicht immer. Von guter Vorbedeutung war das Niesen zur Rechten, und wenn es zwey- oder viermal erfolgte. Die ungerade Zahl deutete auf Unglück; aber gleichgültig war es, wenn man mehr als viermal nieste. S. Porters Archäol. von Rambach, I. S. 741 und 742, und Alexandri ab Alexandro Dies geniales. Lib. II. c. 26.

Anm. d. Red.

**) Aristotelis Problemata. Sect. 33. c. 3.

***) Xenoph. de expedit. Cyri. Lib. 3. c. 7.

aber nicht dergleichen Kriegsnasen, wie man gewiß eben so gut, als Kriegsgurgeln, sagen kann; und zwar um so mehr, da die Ströme, welche die Gurgel passiren (wie der Fluß Adonis in Phönicien an seine Ufer) rothe Farbe an die Ufer des Nasenvorgebirges absetzen — verdienen sie nicht ein recht kräftiges Jupiter serva?

Die Griechen niesten immer wenigstens zweymal hintereinander, und wir finden vom Aristoteles die Frage:

„warum die Menschen zweymal zu niesen pflegen?“

sehr gelehrt damit beantwortet:

„weil sie zwey Nasenlöcher haben“ *).

Was aber ein Aristoteles sagt, bleibt immer wichtig.

Ich bin überzeugt, daß es den Griechen möglich gewesen ist, mit einem gewissen Wohl-laut zu niesen, der sich zu der jetzt gebräuchlichen Art etwa wie der Gesang ihrer Schwäne zu dem Geschrey der unsrigen (die notorisch gar nicht mehr singen) verhalten mag. Denn es ist bekannt, daß die Dichter damaliger Zeit den Schönen, als ein großes Kompliment, versicher-

*) Die Stelle, welche der Herr Verfasser hier citirt, heißt, wörtlich übersezt, also: „Warum niest man gewöhnlich zweymal? Etwa weil der Nasenlöcher zwey sind? Der Gang, durch welchen die Luft strömt, ist in beyde theilt.“

ten, die Grazien hätten bey ihrer Geburt geniest. Und ich frage: ob die Grazien anders als harmonisch niesen können, oder die Grazie ihrer Göttlichkeit sie hier verlassen darf? Dieses Niesen der Grazien war der erste Gruß an die irdische Schwester, — der einzige, den diese mit ihrem griechischen Näschen erwidern konnte.

Spätere Nationen, z. B. die Morduinen *), scheinen noch Überbleibsel jenes verloren gegangenen Talents zu besitzen; denn bey ihren Festentzen und springen sie nach dem Taft eines durch die Nase hervorgebrachten Schnarchens. Freulich ist das sehr wenig gegen das sanfte, melodische Niesen der Griechen; indeß dürfte doch mancher, und vielleicht nicht mit Unrecht, aus jener Sitte der Morduinen schließen, daß dieß Volk griechischen Ursprunges sey.

Einer meiner Freunde, der so viel anatomische Kenntnisse besitzt, daß er den Gang des griechischen Niesens in seiner ganzen Ausdehnung kennt, wie es aus der Seele, als ein reiner Ton, entspringt, und dann, durch die gewundenen innern Muschelröhren (conchae) hindurch, aus den Schallöchern der Nasenflügel sich hervordrängt, versichert mich, der Bau einer griechischen Nase sey vorzüglich geschickt gewesen, die vollkommensten Töne ihrer Art hervorzubringen. Hat nicht

*) Der Weltumsegler, von Schäfer. B. 4. S. 128.

auch selbst Lambert dem Konus der griechischen Nasen den Preis zugesprochen, indem er die Figur eines abgekürzten Kegels für die Verstärkung und Verbesserung des Schalles am zweckmäßigsten vorstellt?

Indeß fehlt es auch nicht an Beweisen, daß die Griechen nicht bloß sanft und melodisch, sondern auch stark und selbst erschütternd zu niesen wußten. (Ein Talent, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verloren ging.) Der junge Telemach nieste so stark, daß der Saal erbebte *), und die zärtliche Penelope hoffte daraus viel für die Rückkehr ihres Gemahls. Ich habe schon bemerkt, daß man das Niesen für eine göttliche Post hielt. Sie bedurfte keines andern Posthorns als der griechischen Nase.

Wie eine und dieselbe Menschenstimme zärtliche Gesänge und den Aufruf zur Schlacht ausstoßen kann; eben so verhält es sich mit dem Niesen der Griechen. Sie hatten dabei, wie unsere Dragnen, mehrere Register: neben der vox humana mit dem Tremulanten, noch die Rohrflöte, das Gemshorn, den Bourdon und die Bombarde.

O, ewig Schade, daß nicht Töne, wie Denkmäler der bildenden Künste, sich erhalten haben, und aus Trümmern gegraben werden! Könnte man das noch erfinden! Welch ein Gewinn wäre

*) Odyssee XVII. 541.

es für die jetzige Welt, wenn sie einem aus der Erde sich lösenden achtgriechischen Nasenton eines Sokrates, einer Aspasia, oder eines Themistokles noch gegenwärtig ein Prosit zurufen, und nach demselben sich bilden könnte.

Einige Regeln, welche die Griechen beym Niesen beobachteten, sind zum Theil noch jetzt anwendbar; ich will sie daher anführen.

„Wenn ein Gast während der Mahlzeit niest und dann zu essen aufhört, so ist das ein übles Zeichen.“

Der Fall, daß die Gäste ihre Mahlzeiten so auffallend beschließen, mag wohl selten seyn; eine gute Wirthin würde sich heut zu Tage aber auch in diesem Falle durch Nöthigen zu helfen wissen, und nebenher kann das Niesen unter Tischgästen als eine sehr bequeme Gelegenheit benutzt werden, um mit einem Gott helf! ein abgebrochenes Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Wer beym Aufstehen niest, muß den ganzen Tag auf seiner Huth seyn.“

Diese Regel der Griechen wird für das weibliche Geschlecht besonders wichtig. Damen, die des Morgens niesen, haben sich wohl vorzusehen, um nicht den Versuchungen des Tages und Abends zu unterliegen. Wenn ich dabey bedenke, daß, wie mein gelehrter Freund mir sagt, eigentlich der Reiz der Schneiderschen Haut (*membrana Schneideriana*) das Niesen bewirkt; so scheint es mir —

selbst von dem für Damen, die immer viel mit Schneidern zu thun haben, sehr ominösen Namen abgesehen — mehr als zu gewiß, daß eine derartige Erschütterung im Gehirn sehr leicht die Geschäfte der Denkkraft und der in selbiger, wie in einem Gehäuse, liegenden Tugend hindern, und sie so beschränken kann, daß es ihr ganz unmöglich wird, sich im Kampfe zu halten; zu geschweigen, daß wenn eine Dame eben niest, sie in demselben Augenblicke nicht auch zugleich etwas abschlagen kann, und hier, wenn gleich nur Höflichkeit halber, vielleicht in einer entscheidenden Sekunde auf das Kompliment des Versuchers „ich danke“ antworten muß.

„Die günstigste Zeit für das Niesen ist, wenn der Mond in den Zeichen des Stiers, des Löwen, der Wage, des Steinbocks, oder der Fische steht.“

Diese Regel, welche die Alten uns aufbewahrt haben, enthält gleichsam für jede Konstellation ein Denkmal der verschiedenen Arten des Niesens: das fürchterlich schmetternde, wie Telemach und Xenophon's Soldat, für den Stier und den Löwen; das sanfte, wie die Grazien, für die Jungfrau mit der Wage; das zärtliche für den Steinbock (zwar ist der Stein hart; aber das Himmelszeichen trägt Hörner); und endlich das dumpfe und hohle des Schnupfens für die feuchte Konstellation der Fische.

Gewiß werden meine Leser auch in dieser neuen Ansicht das Alterhum bewundern. Ich schließe und rufe ein: Jupiter hilf! selbst den freißenden Nasen der etwanigen Recensenten meiner antiquarischen Bemerkungen zu.

U. Freyh. v. Schlippenbach.

Elegie einer Vertanzten.

Ach! mir ist so angst und bang,
Denn ich fühl's, ich leb' nicht lang,
Und dann müßt bey jedem Schwenken
Auf dem Ball ihr meiner denken,
Seht, das mach' ich euch zur Pflicht, —
Ja sonst — ja sonst sterb' ich nicht!

Welch ein Anblick, lieg' ich da,
Die man schön einst tanzen sah!
Dieser Arm war oft verschlungen,
Dieses Füßchen hat gesprungen, —
Ja, ich hab' auf dieser Bahn,
Wahrlich! Gutes viel gethan.

Aber eines fleh' ich nur: —

Hör' mich, heilige Natur!
Gerne läg' ich selbst im Tode,
Nach der allerneuesten Mode!
Daß die Grazie nicht weicht,
Kleidet mich vor allen leicht!

Ach! und in den Leichenstein,
Setzt nur keinen Spruch hinein;
Lieber wäre mir ein — Fächer,
Und ein Anker und ein Röcher,
Daß, wenn ich schon längst verfliebt,
Sich noch irgend wer verliebt!

Und in diese Urne hier, —
 Legt das Edelste von mir,
 Legt das Köstlichste von allen, —
 Dann werd' ich auch dort gefallen,
 Und ich werde ruhig seyn, —
 Legt die Schminke mir hinein!

Denkt mein, wenn ihr Spitzen kauft, —
 Hüpfend durch den Tanzsaal lauft, —
 Denket mein bey jedem Takte,
 Denket mein bey jedem Akte, —
 Wenn die Seide sich verfährt,
 Wenn euch eine Nadel rißt.

Stürzt ein Blümchen euch vom Haar,
 Wisset, daß mein Geist es war;
 Denn ich kommt' es niemals leiden,
 Daß sich andre schöner kleiden;
 Und bey jedem Riß ins Kleid,
 Denkt an meinen alten — Reid!

Große.

A n k ü n d i g u n g.

Zu Riga, in der Buchhandlung des Unterzeichneten, werden mit dem Anfange des Aprils erscheinen: Supplement-Blätter zum Freimüthigen. (Motto: Sapere audete!)

Obgleich der Form und Einrichtung nach eine Fortsetzung des Freimüthigen, den das unglückliche Schicksal von Norddeutschland unterbrach, werden sie doch eine für sich bestehende Zeitschrift ausmachen. Wöchentlich werden, nach Maßgabe der Materialien, zwey, drey oder vier Blätter ausgegeben werden.

Da es unbestimmt ist, wie lange sich der Herausgeber, G. Merkel, noch in Giesland aufhalten wird, können nur monatliche Bestellungen angenommen werden. Die Preanumeration auf einen Monat ist anderthalb Rubel Silbermünze. Das kaiserliche Postamt zu Riga hat die posttägliche Versendung übernommen, doch können Nahewohnende auch bey dem Verleger subscribiren.

Riga, am 25. März 1807.

Carl Joh. Gottfr. Hartmann.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 14. Mitau, den 8. April 1807.

L i t e r a t u r.

Lehrbuch der Pharmazie zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen und zur Selbstbelehrung, nach den neuesten physikalisch-chemischen Lehrsätzen entworfen von Ferdinand Giese (,) der Weltw. Dr. und außerordentlichem Professor an der Russ. Kaiserl. Universität zu Charkow. Erster Band, welcher die gesammten Vorkenntnisse enthält. Erste Abtheilung. Riga, 1806, bey Hartmann. IV. und 306 S. 8.

Herr Professor Giese sucht in dieser ersten Abtheilung des ersten Bandes dem Pharmaceuten die nöthigen Vorkenntnisse zu verschaffen; und Rec. muß gestehen, daß die hier vorgetragenen Materien mit Sachkunde abgefaßt sind, und daß der angehende Pharmaceute, der sein Fach gründlich studiren will, hier manchen Unterricht über die ihm nöthigen Kenntnisse erhalten wird, welche er sich sonst mühsam aus anderen Schriften zu verschaffen

suchen mußte. Da dieses Werk indessen noch nicht beendigt ist, man auch nichts über das Ziel, welches sich der Verfasser vorgesteckt hat, erfährt: so muß Rec. sein Urtheil über dasselbe, und ob es zum Gebrauch für akademische Vorlesungen nicht zu weitläufig ausfallen dürfte, so lange zurückhalten, bis das Ganze erschienen seyn wird, und will nur jetzt, so viel es der Raum dieser Blätter erlaubt, eine kurze Übersicht des Inhalts liefern, durch die der Leser in den Stand gesetzt werden kann, die Brauchbarkeit des vorliegenden Theiles zu beurtheilen.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung, bis S. 33, den Pharmaceuten auf alles das, was ihm zu wissen nöthig ist, aufmerksam gemacht, und einige Quellen angezeigt hat, aus denen weitere Belehrung geschöpft werden kann, giebt er im ersten Kapitel Vorschriften zur Kenntniß der Körper im Allgemeinen, betrachtet ihren physisch-chemischen Zustand, die Formen, in denen sie erscheinen, fest oder flüssig, tropfbar oder dampfförmig- oder gasförmig-flüssig, giebt die Ursachen der Verschiedenheit und die Veränderung der Körperformen an, bestimmt darauf die übrigen verschiedenen physischen Beschaffenheiten, welche bey diesem oder jenem Körper wahrgenommen werden, stellt sie zusammen, und zeigt durch Beispiele den Nutzen und die Anwendung von ihrer Kenntniß, wenn der Pharmaceut verschieden geartete Körper unter-

scheiden, genauer kennen lernen, und die beste Auswahl unter den gleichartigen treffen will, bestimmt auch zugleich die Veränderungen des Zustandes der Körper, wodurch dieses bewürkt werde, zeigt den Unterschied der chemischen und mechanischen oder physischen Theile, führt die einfachen Körper, oder sogenannten Elemente, nach den Ideen der Chemiker bis auf die neuesten Zeiten auf, und giebt zuletzt eine Übersicht der unzerlegten, im verschiedenen Zustande vorhandenen Körper. — Das zweyte Kapitel handelt von den Operationen im Allgemeinen; das dritte von dem, zu diesen Operationen schicklichen Orte, und den dazu nöthigen Apparaten, bey welcher Gelegenheit auch der Gewichte und Maße aller andern Nationen Erwähnung geschieht; so wie die Methoden angegeben werden, nach welchen das specifische Gewicht der verschiedenen Körper, der festen und flüssigen, zu erforschen ist. — Im vierten Kapitel, von der Wärme und dem Lichte, geht der Verfasser die Wirkungen derselben durch, so wie die durch die verschiedenen Grade der Wärme veranlaßten Erscheinungen; ferner die verschiedenen Fähigkeiten der Körper, Wärme aufzunehmen und abzutreten, die Vernichtung der bemerkbaren Wärme, und die Widerentstehung derselben, betrachtet die mannigfaltigen Veränderungen des Aggregatzustandes der Körper durch Mittheilung und Entziehung der Wärme, erwähnt bey dieser Gelegen-

heit des Nutzens und des Gebrauchs der Thermometer, und zeigt, wie die Kapacität ungleichartiger Körper für die Wärme gefunden werden kann. — In dem fünften Kapitel, von der Verwandtschaft, wird der Leser nicht allein die älteren Grundsätze, sondern auch die der neuern Verwandtschaftslehre, und im sechsten Kapitel eine zweckmäßige Belehrung über die Gasarten im Allgemeinen, und über die atmosphärische Luft, ihre physischen Eigenschaften, ihr chemisches Verhalten und ihre Bestandstoffe insbesondere, aufgestellt finden. — Mit dem siebenten Kapitel, in welchem vom Phosphor, dem Schwefel, der Kohle und dem Kohlenstoffe, ihren Eigenschaften, ihrem Vorkommen, ihrer Gewinnungsart, ihrem Nutzen, überhaupt von den brennbaren säurefähigen, von den brennbaren gasförmigen Stoffen, und von dem Wasser, seiner Grundmischung, seiner Verbindung mit Gasarten u. s. w. gesprochen wird, schließt der Verfasser diesen Band, und sagt uns noch zuletzt mehreres über das gephasphorte, geschwefelte und gekohlte wassererzeugende Gas.

— nn.

E i n e W i n t e r f a h r t.

Wir wollen die Freuden des Lebens genießen, darum müssen wir damit anfangen, daß wir uns vor den Beschwerden desselben zu schützen suchen;

jene begegnen uns dann auch ungerufen. So sitzen wir im Winter gern in der warmen Stube bey dem Freunde. Aber um zu ihm zu kommen, müssen wir zuvor weithin durch die kalte Luft. Wir ziehen dann weißlich zwey Pelze an, einen für die Wärme, den andern gegen den Wind, und so bewaffnet erfreut uns oft noch die erstarrte Natur. Das schöne, erst am Abend zu erreichende, Ziel im Auge, setzte ich mich in den Schlitten, nicht wenig bange vor der Langenweile, die mich überfallen könnte, wenn ich den ganzen Tag nichts vor mir sehen würde, als mein Pferd und den einförmigen Schnee. Doch die am blauen Himmel aufgehende Sonne zerstreute, mit dem leichten Nebel, der auf der Ebene lag, auch meine Furcht. Ich wurde heiter, ohne zu wissen warum; und diese gute Stimmung blieb mir für den ganzen Tag — wie oft den Menschen, der eine frohe Jugend durchlebte, der Frohsinn bis zum Grabe begleitet. Die Sonne stieg höher hinauf, wärmte schon ein wenig, verbreitete aber zugleich einen Glanz über den frischen Schnee, der kaum zu ertragen war. Ich wandte mein Auge auf die entgegengesetzte Seite, und die ganze Ebene schien mit Edelsteinen übersäet. Im Frühjahr sucht man hohe Gegen- den zu erreichen. Den ebenen Weg in der Tiefe, den uns der feuchte Sumpf in der warmen Jahreszeit versperrt, den wählen wir getrost im Winter, und freuen uns, von Bergen umringt, vor

dem Sturme gesichert zu seyn. So liebt man im Lenze des Lebens die Höhen, und im kalten Alter freut man sich des stillen ruhigen Thales. — Mit wahrem Vergnügen näherte ich mich einem Gesträuche, das mir etwas Abwechslung in meiner grau und weißen Landschaft versprach. Blühende Flocken vertraten die Stelle der Blüthen, und nur die Knospe der Erle erinnerte an das Frühjahr. Hin und wieder ragte an den Wurzeln grünes Moos hervor, und trockte mit seinem bleichen Flor der strengen Jahreszeit. In einem Hohlwege hatte der trockne Schnee am einstürzenden Sande nicht haften können. Es freute mich ezt, die Mutter Erde einmal wieder zu sehen, besonders da ich so schnell über sie hinweg glitt; im Sommer war der tiefe Sand gewiß oft genug erwünscht worden. Das Gesträuch hatte sich indessen zum Walde erhöht, die niedrigen Weiden und Erlen machten den schlanken Tannen Raum. Dunkle hohe Stämme umgaben mich ringsum, nur hier und da hatte sich eine weißrindige Birke verloren, die hervorglänzte. Vergebens sahe ich mich auf dem Boden um, nach dem rankenden Bärlappen, oder sonst einem immer grünen Kraute; alles war tief begraben. Geduldig trugen die langen Nadeln der Zweige den lastenden Schnee; alte Äste und junge Bäumchen beugten sich unter dem Drucke, sie schienen sich in den Schooß der Erde verbergen zu wollen, um bey

der allgemeinen Auferstehung im Frühlinge sich schöner wieder zu erheben. — Lange hatte mich der Wald gegen jedes Lüftchen geschützt, und in ihm selber war Alles so ruhig, daß von den dünnsten Reifern kein Schneeflöckchen herabfiel; jetzt aber sah ich an dem Schwanken der Wipfel, daß die Luft über mir in Bewegung seyn mußte. So schauen die Politiker nach den Köpfen der Großen, und wenn diese geschüttelt werden, dann weiffagen sie stürmische Zeiten. Mir schüttelten die Riesen nur den Staub von ihren Häuptern auf die Mäuze herab, und so kam ich glücklich unter ihren Füßen durch. — Der Winter, wie der Tod, sucht Alles gleich zu machen. Mein Weg führte über einen sanft fließenden Strom; nur die hohe Brücke, welche unbefahren zur Seite blieb, ließ es bemerken, daß ich mich auf einer Eisdecke befand. Bald darauf sah ich einen kleinen, aber reißenden Bach. Zwischen hohen Ufern wand er sich durch, und so widerstand er den Angriffen des Frostes. Mir fiel ein thätiger Greis ein, dessen lebhaftem Geiste auch der Winter des Lebens die Munterkeit der Jugend nicht zu rauben vermag. — Bald folgte der geschiedenen Sonne die Dunkelheit; es wurde kälter und ich hüllte mich tiefer ein, als ein freundliches Licht mir die Nähe des ersehnten Nachtlagers verrieth.

Über Herrn F. G. M—'s Aufsatz in Nr. 7.
der dießjährigen Wöchentlichen Unter-
haltungen.

(Fortsetzung des in Nr. 12. abgebrochenen Aufsatzes.)

Wollte ich auf den bloßen Buchstaben, und nicht auf den Sinn und Geist sehen: so würde ich zu S. 105. der W. U. 3. 8 und 9 bemerken: das neueste System geht keinesweges von Begriffen, sondern von Anschauungen aus. Doch das ben Seite. Ich bedaure es aber sehr, daß der gelehrte und würdige Verfasser jenes Aufsatzes sich von den Bestreitern des neuesten Systems hat überreden lassen, zu glauben, daß in demselben „immer ein Begriff den andern aufhebe, also Nichts zurückbleibe; daß es „eine Natur, eine Welt annehme, welche als solche Nichts ist, in der Nichts ist, die von Nichts zu Nichts fortspielt ewig und immerdar;“ auch daß „es seine Behauptungen durch nichts erweise.“ Hier sieht man offenbar, daß die in meiner Apologie des neuesten Systems geäußerte Vermuthung nicht ungegründet war, daß nämlich diejenigen von mir sehr geschätzten Männer in meinem Vaterlande, welche das neueste System eine Nichtsphilosophie zu nennen liebten, ihre Kenntniß desselben wohl bloß aus den Gegenschriften seiner absichtlichen Bestreiter geschöpft hätten. Diese spielen bloß mit Begriffen, kennen das Höhere,

diesen nothwendig zum Grunde liegende, daß sich natürlich durch keine Begriffe erweisen läßt, nicht, und was sich nicht aus Begriffen erweisen läßt, das ist ihnen nicht; woben man sich nur über die weise Einrichtung des menschlichen Gemüths zu freuen hat, daß sie, wenn es auf das in jedem menschlichen Busen gegründete Heilige ankommt, ihrem Begriffesystem treulos, und zu ihrem eigenen und der Menschheit Besten inkonsequent in ihrem Denken werden. Ein M — i konnte, wenn er das neueste System selbst studirt hätte, durchaus nicht ein so übereiltes und von allem Grunde entbloßtes Urtheil über dasselbe fällen, dafür bürgt mir sein ausgezeichnetes philosophisches Talent, und sein edles vortreffliches Herz.

Wenn aber der Herr Verfasser daselbst ferner sagt: „Das aber weiß ich, daß der Mensch, wenn er doch übermenschlich philosophiren will u. s. w.“: so täuscht ihn hier (der brave und würdige Mann verzeihe mir diesen Ausdruck) sein vermeintes Wissen; er kann hier wenigstens das nicht wissen, weil es falsch ist. Er geht von der falschen Voraussetzung des Criticismus aus, daß der Mensch nur in der Sphäre des Bedingten und Sinnlichen schauen und unmittelbar erkennen könne, um zu beweisen, daß dieß nicht ohne Widersinn und Widerspruch geschehen könne — den witzigen Hkarusflug will ich übersehen. Diese Voraussetzung hat schon Fichte, und insbesondere

Schelling siegreich bestritten. Es giebt wirklich eine intellektuelle Anschauung, oder es kommt nie zum Subjekt ein Objekt, und es giebt somit gar kein Bewußtseyn — die absurdeste Behauptung von der Welt! Eben dadurch, daß der Kriticismus dem menschlichen Geiste im Theoretischen so enge Schranken setzt, daß dieser nur in der Sphäre des Bedingten und Sinnlichen schauen und unmittelbar erkennen könne (worüber ihn schon seine eigene weitere Ausdehnung der Grenzen des menschlichen Geistes im Praktischen hätte zweifelhaft machen sollen), eben dadurch, sag' ich, kann er nicht nur das Bewußtseyn selbst gar nicht erklären, sondern er sinkt auch zur bloßen Verstandeslehre herab. Der menschliche Geist könnte sogar nichts Sinnliches erkennen, wenn er nicht ein höheres, zwischen Endlichem und Unendlichem schwebendes, Vermögen hätte, wenn ihm nicht auch die intellektuelle Anschauung, als der Grund alles andern Anschauens, und folglich auch alles Denkens und Begreifens beywohnte. Durch jenes Anschauen entsteht ihm erst er selbst und jedes materielle Produkt, in dem gefühlten und empfundenen Streit der positiven und negativen, unbeschränkten und beschränkenden Thätigkeit, vermöge welches Streits er sich als beschränkt durch ein Objekt, aber auch als frey und über dasselbe erhaben fühlt, wodurch allein er den Eindruck zum Bewußtseyn erheben kann. Anschauen ist das

Erste und Höchste im Menschen, und nur nach diesem, und durch dieses werden Begriffe möglich, welche, wenn sie die einzige, höchste Funktion des menschlichen Geistes wären, uns gar keine Realität geben könnten, sondern die ganze Welt zu einem bloßen Gedanken machen müßten. Aber selbst dieses Anschauen wäre nicht möglich, wenn ich mich nicht selbst, als das Anschauende, vom Angesehenen unterschiede. Dieses Wissen von mir selbst aber, welches allem andern bedingten Wissen vorhergehen muß, wäre wiederum nicht möglich, wenn ich nicht meine eigne, ursprünglich unbeschränkte, aber durch Freiheit von mir selbst beschränkte, d. h. zum Produkt gemachte, also producirte Thätigkeit fühlte, welches die erste Vereinigung des Objekts mit dem Subjekt in mir ist, und so die Lösung der Hauptaufgabe in der Philosophie giebt. Dieß heißt eben die intellektuelle Anschauung, die aber selbst wiederum, um nicht bloß relative Identität zu geben, und um alles zu vereinigen, in der intellektuellen Anschauung des Absoluten, in welchem die ewige Identität sich in die eben so ewige objektive (schaffende) und subjektive (begränzende, und folglich mit jener zusammen und in der Indifferenzirung ihr Produkt — das Universum, darstellende) Thätigkeit trennt, ihren letzten Grund findet und über alles vollkommen befriedigend wird. Wer es auch nur versucht, die menschliche Ver-

nunft auf das bloß Bedingte und Sinnliche zu beschränken; der setzt den Menschen tiefer herab, als er wirklich steht, raubt ihm ein eigenthümliches Recht, zu dessen Übung er auch Kraft hat, und verwickelt sich selbst in die unauflöbliche Schwierigkeit, nie darlegen zu können, wie es denn nur möglich sey, daß zum Subjekt ein Objekt komme, und muß folglich auf alle wahre Philosophie auf immer Verzicht thun.

Über das in den beyden letzten Zeilen von S. 105 und den beyden ersten von S. 106 gesagte werden Herr M — i und die Leser durch das oben über die abgesonderte, persönliche Existenz des Menschen erwähnte wohl schon beruhigt seyn. Das fernere aber klingt sehr hart: „Ein System, in welchem auch die Begriffe Moralisch und Unmoralisch nur Reflexionsbegriffe, aber im Absoluten und an sich indifferent seyn müssen.“ Dem im ersten Moment nur oberflächlich Denkenden wird ein System, das so etwas lehren soll, durchaus verwerflich. Nicht so dem tiefer eindringenden. Ich frage also: Beziehen sich die Begriffe Moralisch und Unmoralisch nicht immer auf ein relativ vernünftiges Wesen? — Unstreitig! — Und nicht bloß auf das Handelnde, sondern auch auf ein Leidendes — die allgemeine menschliche Vernunft soll ja entscheiden. Das gegebene oder genommene Geld, der Hieb mit der Art, mit der Keule u. s. w. ist an sich indifferent; nur durch das beabsichtete Geben oder Nehmen des Geldes, nur durch die beabsichtete Anwendung des Hiebes auf einen äußern Gegenstand kann beides moralisch oder unmoralisch werden. Sieht man denn nun nicht deutlich, daß die Begriffe Moralisch oder Unmoralisch bloße Beziehungsbegriffe sind, entstanden durch die Re-

flexion auf Absicht und Richtung. Wo ist auch nur eine moralische und unmoralische Handlung, welche, absolut und bloß an sich betrachtet, und ohne Reflexion auf eine besondere Beziehung, nicht indifferent wäre? Also sind diese Begriffe es auch im Absoluten, wo auf keine Bedingung Rücksicht genommen wird. Einzig und allein durch jene Reflexion, dadurch, daß ich es aus dem Absoluten herausnehme, wird etwas moralisch oder unmoralisch. Wird nun dadurch die Moralität der menschlichen Handlungen, oder etwa die praktische Wissenschaft selbst, welche Vorschriften in Hinsicht auf das Verhalten der Menschen, um der Vernunft willen, und in der Verbindung mit vernünftigen Wesen giebt, aufgehoben, oder auch nur im geringsten gefährdet, wie doch jene Zusammenstellung der Worte es sagen zu wollen scheint? — Uebermals ein Beyspiel, wie die unberufenen Gegner und Bestreiter des neuesten Systems sogar einem gewiß nicht bloß oberflächlich denkenden M — i die Sache anders vorzustellen gewußt haben, als sie wirklich ist, und so, daß selbst dieser eben so einsichtsvolle, als edle und würdige Mann da Verdacht schöpfte und Gefahr fürchtete, wo kein Grund dazu vorhanden war. Sobald der würdige Mann sich nur entschließt, selbst tiefer in das System zu dringen, und es in seinen Quellen zu studiren: wird er alles ganz anders finden, als die Herren Gegner aus Deutschland es darstellen. Insbesondere findet sich hier auch ein Wink, wie die Moral, als eine bloße Reflexionswissenschaft, es sich gar nicht anmaßen dürfe, über der Religion zu stehen, und diese als Dienerin zu betrachten. Sie selbst, die Moral, wird erst durch das Gefühl des Heiligen in uns, das von der Religion ausgeht, und eine Äußerung

derselben ist, nothwendig gemacht, so daß freylich wahre Religiosität nothwendig auch ächte Moralität zur Begleiterin haben muß. Wahre, ächte Moralität ist immer aus religiösem Gefühle hervorgegangen, sey dieses auch noch unausgebildet im Menschen; und ohne dieses Gefühl, daß jeder Mensch, der nicht bloß unter wilden Thieren aufwuchs, hat, und keiner ganz unterdrücken kann, giebt es keine wahre Moralität. Je mehr es aber unterdrückt wird, desto schlechter steht es um die Moralität, wie es, leider! auch die Erfahrung, so viel davon durch sie wahrgenommen werden kann, hinlänglich zu bestätigen scheint. Und wo es möglich wäre, das religiöse Gefühl ganz zu ersticken, da würde auch alle Moralität verschwinden. Aber schlecht sieht es auch schon da um dieselbe aus, wo man, die Religion als bloßes moralisches Stärkungsmittel für die Schwachen betrachtend, sich selbst für stark genug hält, derselben entbehren zu können. Solche Menschen verkennen das Göttliche, den edelsten Theil der Menschheit, in sich selbst, berauben sich nicht nur der heiligsten und seligsten Gefühle, welche ihnen schon die Erde zum Himmel umwandeln, und zugleich das vernünftige Wesen wahrhaft ehren: sie werden auch dadurch, um mit der Schrift und in Luthers Sprache zu reden, entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist; und auch ihre vermeinte durch und in sich selbst starke Moralität erstirbt gewiß (wenn nicht etwa bloße Scheu vor den Menschen einigen Schein von ihr, aber doch nicht das Wahre, erhält); sie erstirbt, nachdem ihre heilige Quelle versiegt ist, auch bey der allergeringsten Versuchung.

Alles ist in Gott, und nichts außer ihm; auch das freye Wesen lebt und webt in ihm. Darum

aber ist nicht Gott, sondern nur das freye Wesen selbst die Ursache seiner Gesinnung, und seiner Empfindungen und Gefühle. Denn dieses Wesen ist ja frey, hat freye Willkühr, in so fern es sich entschließt, gebunden aber, in so fern auch, was durch seine Handlung bewirkt wird, zum Universum gehört, und in so fern es selbst die Folgen seiner Entschlüssen fühlen muß, die nur von dem großen Weltregierer und seiner weisen Verkettung aller Schicksale abhängen. Die unentfliehbare Nemesis ereilt jeden, der unrecht thut; so wollte es die ewige Weisheit, so mußte sie es wollen. — Was nun einmal diesen hohen Grad der Gottähnlichkeit erreichte, daß es Vernunft besitzt, eine Vernunft aber, von einer Freyheit geleitet, die nicht, wie in der Gottheit, zugleich Nothwendigkeit ist, d. h., die sich auch zum Unrecht entschließen kann; das verliert jene hohe Gabe nie. Es dauert also auch bey seiner Verwandlung und nach derselben fort, kennt und fühlt seinen Werth oder Unwerth, und geht entweder Stufen der Strafen und der Läuterung irgendwo im Universum durch, oder steigt, rein Engel, zum Erzengel empor, dem Unerreichbaren, in dem es ist, sich ewig an höhern Vorzügen nähernd. Man kann das allenfalls persönliche Fortdauer nennen, ob wir gleich zur menschlichen Persönlichkeit die Hülle dieser gröbern Materie, mit der sich der Geist auf dieser Erde identificirt, gewöhnlich mitrechnen, die in dem folgenden Zustande eine ganz andre seyn muß. *In verbis simus faciles, modo in re conveniamus.*

So ist denn das neueste System der Auftheilung der Glückseligkeit mit Rücksicht auf religiöse Sittlichkeit keinesweges ungünstig, und die gegen-theilige Vermuthung ist grundlos, wenn gleich der

Erfinder jenes Systems sich irgendwo zweideutig darüber ausgedrückt haben sollte. Ich finde aber in allen zehn Bänden des philosophischen Journals von Niethammer, das erst vom fünften Bande an nebst letzterem auch von Fichte herausgegeben wurde, die in Herrn M — i's Aufsätze angeführte Abhandlung Schellings gar nicht: über die Idee eines moralischen Gottes (eine Idee, die dem tiefer Denkenden schon von selbst auffallen muß, da die Moral nur für solche vernünftige Wesen gelten kann; die auch unmoralisch handeln können, denen also Moralität geboten werden muß, Gott aber durchaus nichts andres, als das, was gut ist, wollen und thun kann); und in der von Herrn M — i citirten Stelle ist nichts weiter, als eine Abhandlung von Greiling, über das höchste Gut, zu finden. Die erste Abhandlung von Schelling in diesem Journal findet sich erst im achten Bande desselben, aber keine einzige über den angegebenen Gegenstand. Was der ausgezeichnete Dichter Werner in seinem dramatischen Gedichte: Die Bühne des Thales, über diesen Gegenstand gesagt haben mag, ist mir nicht bekannt, da ich dieses Werk noch bis jetzt nicht habe erhalten können. Doch selbst entgegenstehende, nicht im Geiste des übrigens adoptirten Systems sprechende Autoritäten würden bey dem nichts entscheiden, der das System selbst penetrirt, und sich davon überzeugt hat, daß etwa in dasselbe hineingezogene unhaltbare Behauptungen durch dasselbe nicht motivirt werden.

A. G. Elverfeld.

(Der Beschluß folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 15. Mitau, den 15. April 1807.

L i t e r a t u r.

Das Landgut Monrepos in Finnland. 1804. St. Petersburg, 1806. Gedruckt bey Drechsler auf Kosten des Verfassers. 28 S. gr. 8. Mit einem Folioplane des Landgutes.

Unter diesem anspruchlosen Titel überrascht der Herr Baron von Nicolay, seit dreißig Jahren ein Liebling der Musen und seiner Nation, einer von den alten, natürlichen, von der Natur berufenen und durch kultivirtes Gefühl gebildeten Dichtern, die keiner Schule angehören und daher vor der neuern Schule keine Gnade finden, der schon mit Uz, Gerstenberg und Jakobi, zur Freude der Bessern seines Volks, das Saitenspiel rührte, und mit der neuen Ausgabe seiner Gedichte und der didaktischen Epistel an Voß seine poetische Laufbahn geschlossen zu haben schien, Nicolay, der Sänger Galwinens, überrascht hier seine Freunde mit einer dichterischen, in harmonischen Jamben leicht hinfließenden

Schilderung des Landgutes, auf welchem er, nach einer langen, glücklichen und genussreichen Geschäftslaufbahn, seit mehrern Jahren im Schoße der Natur und in der Abgeschlossenheit des Weisen ein heiteres Alter verlebt. Monrepos ist der Name seines Lustkultums; zwar liegt es nicht, wie es der Dichter einst wünschte,

Im grünen Albion, in der Lausoner Auen;
 Sein klügerer Schutzgott wies ihm, bedacht auf
 Sicherheit, sein Tibur an Finnlands Küsten an.

Hier, unter Alexanders mächt'gem Schild,
 Am innern Belt, genießt das stille Volk
 Der Fennen ruhig seines Eigenthums
 Der alten Freyheit und der alten Einsalt.
 Zu ihm gelanget nicht des Unsinn's Gift
 Der Alterweisen, noch der freche Troß
 Des Volkes, das, mit königlichem Blut
 Befleckt auf ewig, von dem Gipfel der
 Verirrten Freyheitsmuth zum tiefsten
 Grad

Der Knechtschaft sank, und all den
 kühnen Stolz;
 Der ganzen Rotte nun auf Einen warf.

Die Schilderung des romantischen Landsitzes, der selbst von Petereburg aus nicht selten von Freunden erhabener Naturschönheiten besucht, und durch die edle Gastfreyheit seines geistreichen Besitzers noch reizender gemacht wird, beginnt mit einer gedrängten Erzählung der ältesten Erdrevolutionen, deren ewige Spuren das felsenfesäete

Finnland vor andern Ländern trägt. Dieser folgt eine Beschreibung von der Lage Wiburgs, in dessen Nähe Mourepos liegt. Rechts von der Stadt erhebt sich ein Hügel, welcher dem Wanderer diesen Sitz der Ruhe verbirgt:

Unahnend gehn wir oft
Vorben am wahren Glücke, welches nie
Des Pöbels Auge sich entgegen drängt,
Sich auch von außen gern so tief verbirgt,
Als tief verborgen in dem Busen steckt
Das Herz, in dem es wohnt.

Der glückliche Besitzer, der mit Horaz so wahr sagen kann:

Was ich als Jüngling bey dem Saitenspiel
Tibulls einst träumte von dem künft'gen Sitze
Des nun gekomm'nen Alters, alles das,
Und mehr, ward mir. Wohl! weiter wünsch' ich
nichts.

ladet seine gebildeten und gefühlvollen Leser hieher ein,

Ben jedem Schritte spricht
Mein Garten zu dem Herzen, das Gefühl
Zu Weisheit fügt. Nur ihm ist er beredt,
Sonst jedem stumm. Ben jedem Schritte werd'
Ich den erwachenden Gedanken dir
Erweitern, stärken, mit dem meinigen
In Einklang bringen.

Wer wollte dieser freundlichen, so vielen Genuß versprechenden Einladung nicht gern folgen?

Mit sanftgebognen Linien umschreibt
Die Welle den bald hohen, felsigen,

Bald niedern Strand, den ich, gebeten von
 Den Nymphen und Dryaden dieser Flur,
 Mit einem tücht'gen Damm umzog, um sie
 Vor der Tritonen losen Necken zu
 Bewahren. Dankbar schenkten sie dem Wall
 Der freyentspross'nen Bäume kühlen Schirm.

Was jetzt hier dem Auge in der gefälligsten Harmonie
 schmeichelt, ist ein Werk der schöpferischen,
 vom gebildetsten Geschmacke geleiteten Kunst.

Glaube nicht, daß so harmonisch und
 So blühend die Natur dieß alles schuf.
 Im ungefähren Wurfe fiel hierher
 Der Schönheit roher Urstoff. Unerkannt
 Und ungenutzt lag er vor kurzem noch,
 Erinnerlich dem Manne mäß'ges Alters.
 Beharrlichkeit im langen Fleiß umschuf
 Das Chaos, räumte weg, trug auf, verband
 Was nahe, doch durch Unzugänglichkeit
 Getrennt lag, bis, immer weiter schreitend,
 Entdeckend, Reiz in Reiz vermischend, ich
 Dieß sanft geordnete Gemäld' erhielt.

Doch sieht man dieser neuen Schöpfung nichts von
 der darauf gewandten Mühe an; nichts erinnert
 an die hülfreiche Hand der Kunst, alles scheint
 natürlich und wird dadurch nur desto schöner.

So, wenn du edler Barden Lieder hörst,
 Scheint's dir, die kräft'gen Worte haben sich
 Von selbst des Dichters goldnem Mund' ent-
 drängt,

Und zu nothwend'ger Harmonie gereicht.
 Nur er ist sich der langen Arbeit, der
 So oft versuchten, oft verworfnen Wahl

Bewußt, bis er die einzige, beste traf.
 Sein ist es, dieß Geheimniß. Ihm erhöht
 Es den Genuß des Lied's, mir den den Thals.

Die Grundsätze, nach welchen der Besitzer hier
 in der rohen Werkstatt der großen Natur ordnete
 und schuf, um aus chaotischer Verwirrung Harmonie,
 aus Schrecken und Grausen Schönheit und Anmuth
 zu entwickeln, giebt der philosophische Dichter
 höchst vortrefflich in folgender Definition der
 Gartenkunst an:

Schrecken zu dem Sturm,
 Behaglichkeit zur Stille, Grauen zu
 Der Höhle, Frohsinn zu dem Bach, der Wiese,
 Ernst zu dem Wald', und Wollust zu dem Hain;
 Gefühl erwecken, mit getreuem Blick
 Die Absicht der Natur bey jeder Stelle
 Errathen, haschen, sich mit ihr verstehn,
 Da, wo sie schwach und dunkel sich erklärt,
 Den Ausdruck schärfen, wo sie gar verstummt,
 Die Lücke füllen aus dem Schatz der Kunst,
 Empfindungen, wie sie die Bilder, mit
 Gelindem Übergang verändern, mischen,
 In kluger Ordnung an einander reih'n,
 Dieß ist des dichterischen Gärtners Kunst.

Nun folgt die nähere Beschreibung des Gartens
 selbst; ein schöner praktischer Kommentar der
 eben entwickelten Theorie. Mit wehmüthiger
 Nührung führt der edle Dichter seine Leser an das
 Denkmal, welches der erhabenen Maria Hand
 hier seinem Freunde, dem Bibliothekare ihres
 Gemahls, Hermann Lafermiere widmete.

Sie erhob

Ihm hier dieß leere Grab, und schrieb darauf:
„Der Achtung Denkmal, anvertraut
der Freundschaft.“

Wirf eine Blume hin auf das Gefäß;
Nur ich erwärm' es oft mit stillen Thränen.

Sieh hin! Nicht weit davon ist auch für mich
Des Aschenkruges Stelle schon bereit.

Zwen Worte soll er sprechen: Nun genug.
Denn satt werd' ich vom Lebensgastmal gehn.

Die Rührung, welche hier den Dichter ergreift, geht in dem Haine der Nymphe Sylmia in eine sanfte Regung über. Die schöpferische Phantasie des Dichters benutzte nämlich den unter den Finnen herrschenden Volksglauben, daß die gegen Osten sich ergießenden Quellen eine Heilkraft für franke Augen (finnisch Sylmi) besitzen, zu einer reizenden Niren-Idolle von Lahrs und Sylmia, und schreibt der durch ihn gepflegten Quelle dieser Nymphe noch jetzt die wohlthätigsten Wirkungen für die Augen des Landvolks zu.

Heute noch besucht der Fenne,

Wenn ihn der Staar bedrängt, der Nymphe
Sich,

Und dankbar beut er ihr sein Scherflein dar.

Die Ruinen eines alten Schlosses geben dem Verfasser Veranlassung des unsinnigen, grausamen Erichs, Gustavs Wasa unwürdigen Sohnes, zu erwähnen, und seine lange Gefangenschaft an den Küsten Finnlands, die sich mit

einem gewaltsamen Tode durch Gift von Bruderhand endigte, hierher zu verlegen.

Ericks Geist

Tritt fürchterlich noch stets um Mitternacht
Auf diesem Stein umher, und dräuet, flucht,
Und schleppt, und schüttelt seiner Ketten Last,
Und heulet in der Grotte.

Mit diesem grausen Bilde wechselt das Gemälde der zur Kirchfahrt vom jenseitigen Ufer landenden und ehrbar und erbaulich zur Stadt wandelnden Landleute sehr glücklich ab. Am schönsten tönt des Dichters Leyer zum Herzen seiner Leser, wenn er, von Dankbarkeit begeistert, Paul und Marien und Ihren großen Sohn singt:

Der ihm das Joch vom wunden Nacken nahm,
Und ihn nunmehr auf sicherem Eigenthum
Des Lebens heitern Abend schließen läßt.

Am Schlusse nimmt er von dem sanft gerührten Leser mit folgenden Worten Abschied:

Hat die durchzogne Gegend Dich ergötzt,
D! so gedenk auch freundlich ihres Herrn,
Mit seinem Schicksal ganz, mit sich so, so
Zufrieden, Gute liebend, Guten werth.

Möge der würdige Dichter noch lange eines so wohlverdienten Glücks genießen, und seine Verehrer und Freunde noch oft mit solchen Schilderungen desselben erfreuen!

Über Iyrische Dichtung; eine Skizze.

Θεία δὲ δυνάμις ἡ γὰρ κινεῖται.

Platon in Jone.

Der epische Dichter spricht von fremden Personen, erzählt ihre Reden, Handlungen und Schicksale. Er veräußert sich, verliert sich in seinem Gegenstande. Der Dramatiker entwickelt Charaktere, ein Inneres stellt er dar, läßt aber auch die Welt, das Äußere, erscheinen, läßt Gemüth und Welt gegen einander ankämpfen, und endet mit harmonischer Verschmelzung beider Elemente. Der Iyrische Dichter hat sich selbst zum Gegenstande; denn die äußeren Dinge sind für ihn nur da, in so fern sie in ihm selbst Veränderungen, Gedanken, Empfindungen, hervorbringen, oder so fern er diese auf jene bezieht. Ihm verinnert sich alles, die Dinge zerschmelzen gleichsam an seinem Gemüthe, als einem feurigen Centralpunkte. Was dem Epiker in scharf gezeichneten Formen hinstarret, das wogt dem Iyriker als Welle entgegen, und verhället, wie der Ton, in der Unendlichkeit des Gemüthes. Die Thätigkeit des Iyrikers ist also eine subjektive, die des Epikers eine objektive. Der Dramatiker strebt nach dem Vereinigungspunkte beider Richtungen.

Jeder Dichter durchbricht die Schranken der Endlichkeit in dem Augenblicke des Dichtens. Er ist nicht Individuum, sondern Genius; dieses gilt von dem subjektiven Dichter eben so wohl, als

von den übrigen. Viele aber haben von dem Wesen der Dichtkunst so wenig richtige Vorstellungen, daß sie ein lyrisches Gedicht nicht anders als einen Brief betrachten, wodurch wir im gemeinen Leben einen Andern von unserer Lage, von diesen und jenen Ereignissen unterrichten wollen, denn beyde, der lyrische Dichter, wie der Brieffsteller, reden in der ersten Person. Daß jedes Gedicht, wenn es diesen Namen verdienen soll, etwas Unendliches ausdrücken solle und ausdrücken müsse, dafür haben sie, wie überhaupt für alles, was nicht mit Leibesaugen gesehen und mit Händen gemacht und begriffen werden kann, keinen Sinn. Darum könnte es gewissermaßen bedenklich scheinen, als lyrischer Dichter aufzutreten; indem man denen Anstoß und Argerniß zu geben gefährdet, die nicht das Wesen von der Form, den Inhalt von der Hülle zu scheiden vermögen, die vielmehr selbst so zufälliger, wesentlicher Natur sind, daß sie allem, was einen kräftigern Charakter, ein höheres Leben verräth, sich mit Leibeskräften entgegenstammen, um es niederzustoßen; was jedoch unmöglich jemals gelingen wird. — *Odi profanum vulgus et arceo.*

Viele sogar sehen nicht einmal ein, daß der Dichter, als solcher, über die Geseze der Konvenienz und des Herkömmlichen erhaben, daß er selbst dem jedesmaligen Zeit- und Gesellschaftsgeiste in dem Maße entwachsen seyn werde, als sein Genie groß

ist; daß er mit höchster Freyheit seine Welt aus sich selbst heraus schafft. Mit höchster Freyheit, — aber auch mit höchster Nothwendigkeit. Das Individuum muß dem inwohnenden Genius dienen. In dem Augenblicke der Begeisterung, des Ausfluges in das Unendliche, verschwindet das individuelle Bewußtseyn. Bey dem Zurückkehren von dieser Extase zu sich selbst, auf einem gewissen Mittelpunkte der Expansion und Kontraktion geschieht die geistige Empfängniß; die unendliche Idee wird von einer Form festgehalten, fixirt. Da fühlt der Dichter, wie der unendlichen Idee diese Form zu eng ist, wie sie dieselbe verachtet. In der Trunkenheit der Begeisterung kann ihm das Produkt noch nicht gefallen. Erst wenn er herabgesunken ist, gleichsam ermattet, zu seinem individuellen Standpunkte, dann schaut er das Produkt an mit Wohlgefallen, nicht als sein eigenes mit gemeinem Bewußtseyn geschaffenes Werk, sondern als das nothwendig-freye Geschenk des Genius. So mit allen Gedichten und Gesichten im wahren und weitläufigsten Sinn dieser Wörter. Wie die Natur erzeugt, unbekümmert, ob ihre Erzeugnisse genossen werden; wie der Baum seine Frucht bringt, ungewiß, ob eine Menschenhand sie pflücken werde: so schafft der Genius sein Werk, mag ein empfängliches Gemüth es finden und dessen sich freuen, oder nicht.

Ferner, wie der dramatische Dichter eine har-

monische Welt in Zusammenschmelzung der Zeit und des Ortes, der subjektiven und objektiven Thätigkeit, hinstellt; wie ein Homeros die Welt, die er in sich trägt, hinüberfließen läßt in objektives Seyn: so zerschmilzt die objektive Ordnung der Dinge an dem feurigen Gemüthe des lyrischen Dichters hin in Gedanke und Gefühl. Auch die Folge der Ergüsse eines Lyrikers ist nicht willkürlich, eben weil ihre Gesamtheit ein harmonisches Ganze ausmacht. Ein lyrisches Gedicht einzeln betrachtet scheint oft ohne Bedeutung, und erhält diese erst, wenn es im Zusammenhange mit den vorhergehenden und folgenden betrachtet wird. Daher sollte ein lyrischer Dichter seine Produkte nicht vereinzelt ans Licht treten lassen. So wie nämlich Homer bisweilen zu schlafen scheint, so hat auch Sappho oder Pindar nicht immer in gleichem Schwunge der Begeisterung gesungen. Eine lyrische Sammlung wird vielmehr einer Ode gleichen, die nicht immer, wie Alopstock sagt, von Berg zu Berge, sondern über Berge und Hügel und durch Thäler dahin schreitet.

In der lyrischen Dichtungsart ist, wie mir scheint, das didaktische Gedicht das objektive, epische Element, das Lied hingegen der subjektive, eigentlich lyrische, Bestandtheil. Die Hymne oder Ode aber ist die Vereinigung jener beyden äußersten Enden, und entspräche also dem Drama. Schon daraus entspringt für die lyrische Gattung

eine unendliche Mannigfaltigkeit, je nachdem sich ein lyrisches Produkt mehr dem einen oder andern Pole annähert. So wie epische und dramatische Dichtung bey den Alten vorzüglich blühte, so, insbesondere in der lyrischen Gattung, herrschte bey ihnen vorzüglich das Lehrgedicht und die Hymne. So wie hingegen die moderne Dichtkunst überhaupt subjektiver, lyrischer, Natur ist (wie denn auch unser Drama sich dadurch von dem der Alten und unser klopstockisches Epos sich vom homerischen unterscheidet), so ist auch das Lied bey uns die herrschende Dichtungsart, die durch den Reim vollends ganz harmonisch, d. h. subjektiv ward; denn die, bey uns vorherrschende Harmonie (Zusammenklang) ist eben auch das subjektive, eigentlich musikalische, Element in der Musik.

Um nun aber einen lyrischen Dichter würdigen zu können, ist vor allem erforderlich, daß man nicht von ihm verlange, daß er sey, wie unser einer, oder ganz wie ich oder du; vielmehr muß man im Stande seyn, die eigne Individualität zu verläugnen und sich ganz ihm hinzugeben. Ohne diesen Willen, ohne dieß Vermögen ist er für uns nichts. Denn eben dadurch, daß er sich seine Natur selbstständig von innen herausgebildet hat, ist er, was er ist, — der oder jener lyrische Dichter. „Der Mensch hat eine ganze Welt gegen sich, aber auch eine ganze Welt in sich. Wer für sich steht, und am festesten steht, ist die

individuelleste Bildung, ein wahrhafter Mensch.“ Ein solcher muß der lyrische Dichter seyn. Unserm frivolen Zeitalter — dem nichts heilig ist, welches selbst über das, was einige noch heilig halten, leichtfertig zu spötteln sich erfrehet — ist leider auch die reine individuelle Natur des Andern nicht heilig. Die Tendenz, gemein zu machen, offenbart sich auch hierin, und gleichwohl ist keine Intoleranz grausamer, als gerade diese; kein Mord himmelschreyender, als einer dieser Art.

Wie weit standen die Alten in der Hinsicht über uns! Wie würden sich sonst unter ihnen auch so viel ausgezeichnete Geister haben entwickeln können? Die Natur freylich zeichnet jeden Menschen mit einem eigenthümlichen Stempel; aber wir vernehmen sie nicht. Ich freue mich, wie bestimmt Homer jeden seiner Helden gezeichnet hat, deren er jeden göttlich nennt; wie jeder sogar seine Beschränkung so genau kennt, und ohne Weiteres sagt, was er ist, und aus sich macht. „Du bist besser im Rath, Odysseus; Menelaos ist Rufer im Streit; dem Agamemnon hat Zeus die Herrschaft verliehen; Nestor ist der erfahrenste, vor allen ein helltönender Redner; ich besiege alle im Lauf, bin der tapferste im Streit und nach mir der Telamonier Ajax.“ So ungefähr läßt Homer den Achilleus sprechen.

Gleichergestalt ist der lyrische Dichter diese oder jene bestimmte individuelle Natur und soll es seyn.

Sukcessiv wechseln auch in ihm hinwiederum Gestalten und Formen, und jedes seiner Produkte trägt einen eigenthümlichen Charakter. Denn so oft er dichtet, ist, wie David sagt, seine Seele wie geschmolzenen Wachs; sein Wesen ist, wie Platon von einem edlen Jünglinge sagt, weichfließendem Öhle vergleichbar.

E. Ch. Trautvetter.

Welche Todesart hätte Sokrates wählen sollen?

Eine junge Schöne ließ neulich mit vieler Rührung und sichtbarem Unwillen Sokrates Verurtheilungsgeschichte. Mit einer Mehrheit von dreyn Stimmen — hieß es — ward er also zum Tode verdammt, und nun stand ihm, als athenienischem Bürger, noch frey, die beliebige Todesart selbst zu bestimmen. — „Vor Alter zu sterben!“ rief die Schöne freudig aus. — Sie ließ weiter: er wählte den Giftbecher. — „O, wie Schade!“ erseufzete sie.

Ob nicht jene naive Antwort, aus dem Munde des alten Weisen die witz- und anekdotensüchtigen Athener dergestalt elektrisirt haben würde, daß von Verurtheilung weiter nicht die Rede gewesen wäre? — So sollte während der französischen Revolution ein witziger Kopf an einen Laternenpfahl erhöht wer-

den. „Werdet ihr“ fragte er seine unbefugten Herren „besser sehen, wenn ich dort oben hänge?“ Sie lachten und ließen den Spaßvogel laufen.

—

Die Verleumdung.

Daß die geschwähige Fama veraltete, nimmt auch
das Wunder?

Auch das lieblichste Weib wird uns im Alter zur
Last.

Hat sie nicht gnüglih geschwacht, die Tuba nicht
trefflich geblasen,

Soll denn das arge Getön, ewig sich lagern uns
Ohr?

Einst ein jugendlich Weib, da ließ sich noch hören
das Wortchen,

Das in frohester Eil hürste durchs Rosengezüun
Blühender Lippen; ja selbst der schmetternde Klang
ihres Eries

Dünkt dem Liebenden wohl damals ein schmach=
tender Ton,

Der vor Entzücken sich nicht zu fassen vermochte und
Freude,

Wenn das Geständniß der Lieb' aus der Trom=
pete erklang;

Als in einsamer Klust, von duftendem Geisblatt um=
hängen,

Nun durch düstres Gezweig' nah'te der blinkende
Mond,

Und die Geliebte mit ihm, sich schmiegend dem
klopfenden Busen,

Und im Taumel des Glücks, selbst sich die Göt=
tin vergaß,

Ihre Tuba ergriff, und hoch im stürmenden Aus=
hauch —

(Weil vom Lorbeerbaum, wehend am Felsengeflüß,
Plötzlich entflatternd sich aufschwang schüchternen

Fluges die Waldtaub' —

Gab sie die Kunde der Welt: daß man sie
endlich entehrt!

Aber leider ward die Göttin älter und älter,
 Flüchtig entschwanden Reiz, Anmuth und jegliche
 Zier,
 Und ein hinkendes Kind begleitet die zahnlose Mutter, —

Schielend, bucklicht und schief, plappernd und
 grinsend und schlau;
 Nicht mit eherner Stimm', nein, lispelnden Lautes
 nur spricht es,

Und seine Tuba besteht nur aus — geroltem
 Papier.

Und wie gefällt euch die holde Verleumdung? —
 spricht nahend die Fama.

„Ha! welch göttliches Kind — das ist Kythere! —
 Fürwahr!“

„Hier hat der Ruf nicht verschönt, nein, fast zu we-
 nig verheißen; —

„Jedes Wörtchen, wie süß! — und diese Blicke,
 — wie hold!“

„Auf! ihr Satyren, auf! — laßt nur ein wenig die
 Kleine,

„Schaufeln im leisesten Schwung! — — Seht,
 wie sie zappelt und schreit! —

„Höher, noch höher gezupft! — Laßt bersten die knar-
 renden Seile,

„Und aus dem Himmel herab, stürzt sie ins —
 Dornengebüsch!“

Broße.

Der Besitzer.

Wozu doch manches Glied oft nützt!
 N. wird besoldet, weil er sitzt.

Grabchrift.

Der hier in diese Grube kroch,
 Das war ein Mann von altem Adel:
 So alt — so alt und sonder Tadel,
 Daß man es schon von weitem — roch.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 16. Mitau, den 22. April 1807.

L i t e r a t u r.

Klopstock. Eine Vorlesung von Karl Morgenstern.

Gedruckt auf Verordnung des Universitäts-Conseils zu Dorpat. Dorpat, 1807, bey Grenzius.

43 S. gr. 4.

„In diesen Tagen sucht der Tiefverstimmte Erheiterung, der Gebeugte Erhebung. Ich suchte beides bey Klopstock: in Beschäftigung mit ihm, seinen Werken, seinem Leben und Charakter.“ So beginnt der würdige Verfasser. Wohl traurige Zeiten! in weiter Ausdehnung, auch in literarischer Beziehung, für die deutsche gelehrte Republik am meisten. Wir sahen sie, freylich tief unter dem von Klopstock aufgestellten Ideale; dennoch blühend, kräftig wirkend, unsterbliche Kränze er-ringend. Da erhob eine schreckliche Hyder, philosophischer Despotismus, ihr Haupt; anderseits sahen wir den gelehrten Pöbel aus Faktionswuth

sich zerfleischen; selbstsüchtige Schreyer an der Spitze, die das Wort führten, oft nicht wußten, wovon die Rede war. Dieß alles drohte jene Liberalität zu ersticken, durch deren wohlthätigen Anhauch allein edle Geistesfrüchte gedeihen können. Zuletzt noch jene politischen Schreckensereignisse, die den kranken deutschen Staatskörper fieberhaft erschütterten, wo nicht gänzlich zerrütteten, und in demselben alle geistige Thätigkeit lähmten.

— In solchen Zeiten ist es ein erfreulicher, tröstender Anblick, daß der deutsche Geist in unsern, von Alexander's Scepter beschützten, Provinzen eine Freystätte findet, und besonders in Dorpat, diesem neuen Musensitze, manche schöne Frucht schon trug und noch tragen wird. So hat es sich Herr Hofrath Morgenstern — der ruhig und unbefangen seinen eignen sichern Weg geht, in Erkennung, Würdigung und Darstellung des Wahren und Schönen — zum schönen Geschäfte gemacht: die Geister großer, zum Theil nicht gehörig geschätzter, Helden der deutschen Literatur unter uns zum neuen Leben zu erwecken, damit sie uns alle, und besonders unsere Jugend, anspornen mögen, zu ringen nach gleicher Vortrefflichkeit. Erst kürzlich hat er sich durch eine Geschichte Winkelmanns verewigt; seine Büste, die klassische des Klassischen, aufgestellt im deutschen Pantheon. Jetzt stellt er (wie er selbst so sinnig als wahr und schön bemerkt) am Geburts-

feste des menschenfreundlichsten Kaisers
 (den 12. Dec. 1806) die Büste des gerade als
 Mensch so großen Dichters, des unsterblichen
 Klopstock, auf; — Klopstock, der Alexandern
 liebte, verehrte bis zur Leidenschaft, auf ihn die
 vorlezte seiner Oden sang; der die Büste die-
 ses Kaisers in Hamburg erhielt, die erste, die da-
 hin kam; dessen schon an Blicke in eine bessere
 Welt gewöhntes Auge mit Wonne an diesen
 Zügen hing. Vermag ein abgeschiedener Unsterb-
 licher herabzuschauen, so freut Er sich gewiß auch
 dieser geistigen Auferstehung. — Ref. ist sie er-
 freulich noch darum, weil über den großen Klop-
 stock noch kürzlich von einem ästhetischen Inquisi-
 tionzgerichte der Stab gebrochen wurde. —

Es hat dem Verfasser nicht gefallen beyde,
 Winkelmann und Klopstock, in wechselseitige Be-
 ziehung zu setzen; er betrachtet jeden gesondert,
 und beurkundet eben dadurch sein künstlerisches
 Talent, daß er zwey so abweichende Geister mit
 gleicher Liebe und Wahrheit auffasset und darstellt.
 Doch ließe sich unstreitig zwischen ihnen eine inter-
 essante Parallele ziehen, wie sie sich denn auch in
 Ref. wie von selbst entwickelt hat, da er bey bey-
 der Werken oft und mit Liebe verweilte. Es ist
 hier nicht der Ort, weitläufig zu seyn; nur eini-
 ges. Beyde sind Christen, im philosophischen
 Sinne des Worts. Aber wie verschieden in bey-
 den dieses Christenthum und das von beyden auf-

genommene klassische Alterthum wurzelte, sich gestaltete und fruchtete! Offenbar galt von Winkelmann das Umgekehrte, als von Klopstock, d. h. er war einheimisch auf griechischem Boden, und nur ein Gastfreund des alt- und neutestamentlichen Christenthums. Das Morgenlied, um dessentwillen er durch Heyne in einem Briefe den Herausgeber des hanrövrischen Gesangbuches be-
 langt, hat Ref. sich in der reinen Ursprünglichkeit seines ersten Erscheinens verschafft; die achte Melodie, nach welcher es Winkelmann sang, und die er liebte, ausfindig zu machen, ist ihm noch nicht gelungen.

Herr Hofr. M. verspricht eine vollständige Biographie so wenig, als eine allgenügende, allseitige Charakteristik; er will nur Hauptzüge zu jener und dieser, jetzt meist nur aus des Dichters früherem Leben, zusammenstellen. Er spricht von seiner früheren Bildung (bemerkenswerth vorzüglich die angezogene charakteristische Stelle aus des 21jährigen Jünglings Abschiedsrede von Schulpforte); von der ersten Erscheinung seines Messias (Leibnizens merkwürdiger Brief, die Idee einer Urania betreffend); von einigen seiner früheren Oden, und von der Geschichte seiner Liebe. — Kernhafter Styl, glückliche Individualisirung, mit Urtheil angewandte Belesenheit. — Zuletzt erwähnt der Verfasser Klopstocks nicht gehörig gewürdigter prosaischer Schriften, und „um nicht bloß

an den Theil der Versammlung gedacht zu haben, der gern dem Gefühl sich hingiebt, setzt er noch das hinzu, was er beym Wiederlesen des Buchs: Deutsche Gelehrten-Republik etc. zunächst für sich anmerkte.“ Künftig wird er reden: von Klopstocks Freundschaft; von den späteren Schicksalen des Dichters und seiner Werke; von den Mitteln, den erloschenen Enthusiasmus für diese zu wecken; von seinen Dramen, Epigrammen, Kirchenpsalmen, lyrischen Gedichten und prosaischen Schriften. „Aus allen,“ schließt er, „an den Faden seines weiterhin sehr einfachen äußern Lebens angereichten Betrachtungen würden die Züge seines erhabenen öffentlichen Charakters sich von selbst hervorheben und mit denen zuletzt anzufügenden des schönen rein menschlichen Gemüths im häuslichen Leben, zu Einem Guß zusammenschmelzen.“

Was gegeben ward ist so vortrefflich. Wer sollte dem, was zu erwarten steht, nicht mit Freude entgegensehen?

E. Ch. Trautvetter.

über Herrn F. G. M—r's Aufsatz in Nr. 7.
der dießjährigen Wöchentlichen Unter-
haltungen.

(Beschluss des in Nr. 14. abgebrochenen Aufsatzes.)

Die biblische Schöpfungsgeschichte sagt freylich nicht ausdrücklich, die Gottheit habe durch ihr Werde die Welt aus sich selbst heraus geschaffen; und das brauchte sie auch nicht zu sagen. Nur durch das Es Werde der Gottheit; und darin sind wir beyde eins. Der Allmacht konnte es wohl möglich seyn, dem Nichts Daseyn zu geben. Aber ich finde die alte scholastische Unterscheidung zwischen dem nihil privativo und negativo nicht so ganz unrecht, als viele meinen. Letzteres war nichts, und blieb nichts, auch konnte aus ihm nichts werden. Nur das keine materielle Existenz habende Nichts, das nihil privativum, für das sinnliche Wesen nichts, an sich aber die allerrealste Thätigkeit in Gott, kam durch sein allmächtiges Wort, durch seine Differenzirung in die unbeschränkt schaffende, und die begränzende Thätigkeit, und bey der Indifferenzirung im relativ Realen, zur materiellen Existenz. Im relativ Realen existirt nur die Materie, woher und in welchem Sinne sie denn auch von Schelling das primum existens genannt wird: das absolute Wesen, das einzig wahrhaft Reale — Gott, ist ihm über diese Existenz

unendlich weit erhaben. Bey der Schöpfung sollten Objekte entstehen; Gott allein war da (zum Behuf unserer Fassung vorausgesetzt, daß ein Moment ohne aktive Thätigkeit Gottes, also ohne Objekte, in der gränzenlosen Ewigkeit hätte seyn können, was nicht seyn kann; und Umwandlungen und neue Zusammenfügungen von Weltkörpern, gleich neuen Schöpfungen, mögen immer vergehen; ihre Ideen aber ruhen ewig in Gott, ganz und vollständig. Aber um menschlich zu reden gelte hier, wie in der Physik zur Erleichterung des Fortschritts, eine bloße Fiktion); außer Gott — nichts, nihil negativum. Nur in sich selbst, in seiner ewig thätigen Kraft konnte Gott also die Quelle finden, aus der er vom Nicht-Existirenden (im angegebenen Sinne) das Existirende schuf. Gott ist das absolute Subjekt = Objekt, ist die Quelle alles Objekts, und zwar nothwendig, vermöge seiner objektiven und subjektiven Thätigkeit, in die sich seine absolute Einheit differenziirt, welche beyde Thätigkeiten in ihm, als der absoluten Identität des Subjektiven und Objektiven, nothwendig vereint seyn müssen, und von welchen die repulsive und attraktive Kraft der Erfolg des ersten Eindrucks, das erste Abbild im sinnlichen Objekt ist, wodurch formell die Materie wird; so wie das produktive Vermögen und die zur Endlichkeit beschränkende subjektive Thätigkeit im materiell organisirten Menschen, also in einer höhern Potenz,

als Quantität und Qualität der Materie, sein Abbild ist im Übersinnlichen. —

Sollte wohl das griechische *εἰς* jemals die bloße Bedeutung von durch, und insbesondre in Ap. Gesch. 17, 28. haben? Meines Wissens bedeutet *εἰς* für sich nie durch; hier, wo alles, was in Gott, auch durch ihn ist, findet das durch zwar auch statt, aber nicht als durch die Praep. *εἰς* angegeben, sondern weil es an sich klar ist, daß alles durch Gott ist und besteht. Die Worte Pauli: *εἰς αὐτὸν ζῶμεν, καὶ κινούμεθα, καὶ ἔσμεν*, sagen außer allem Zweifel mehr, als bloß dieß: Durch Gottes Macht sind und bestehen wir. Luthers Übersetzung derselben ist die einzige richtige: „In ihm leben, weben und sind wir;“ und diese Worte sind und bleiben nur für das neueste System der Philosophie günstig. Auch die uns bekannte Befenkette, in der wir die Gott ähnlichsten und nächsten sind, stimmt weit besser mit dem neuesten System, als besonders dem Kriticismus überein, der nur durch praktische Wünsche und Vermuthungen, nur um der moralischen Weltordnung willen einen Gott, nicht erkennt, nicht geistig schaut (wogegen, so wie gegen jede theoretische Erkenntniß Gottes, er ja auf das feyerlichste protestirt), sondern — nur postulirt.

So sonderbar aber sollte doch das Phänomen nicht mehr scheinen, daß die Schulphilosophien (soll dieses Wort etwa Tadel involviren? Unsre

Philosophie ist, ihrem Geiste nach, wenn man die Kunstwörter und tiefere Untersuchungen bloß der Schule überläßt, die beste auch für die Welt!) sich mit Aussprüchen der Bibel zu decken suchen; da sogar Kants Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft so häufigen, meist aber nur affkommodirten, zum Theil auch einen auffallend erzwungenen, Gebrauch von denselben macht, ja sogar die moralische Auslegungsart der Bibel durchaus angenommen wissen will. Die von mir in meiner Apologie des neuesten Systems, Nr. 52. der B. U. des vorigen Jahrs, gemachte Anwendung der eben gedachten biblischen Stelle aber hat, wie ein jeder sieht, das zum voraus, daß sie ganz ungezwungen, und ohne die mindeste weit hergeholte Auslegung oder bloße Affkommoda- tion für das neueste System der Philosophie spricht.

Wenn nun, den Grund des Glaubens an Gott in das Princip alles möglichen Seyns und Erkennens setzen, wenn das Gefühl des Göttlichen im Menschen behaupten, aus welchem erst alles Pflichtgefühl, und alle moralische Begriffe und Gesinnungen hervorgehen müssen, wenn dieses, sag' ich, Religion und Religiosität mehr befördert, als das bloße, nicht kindliche, sondern blinde Glauben aufs Wort des Meisters, ohne Nachdenken, ohne Einsicht, oder auch nur Ahnung des möglichen Zusammenhangs zwischen Gott und der materiellen Welt, oder als der an der Leiter

des Bedingten zum Unbedingten hinaufsteigen wollende Dogmaticismus, der hier nie die letzte Sprosse findet, sondern immer nur durch einen gewaltsamen Sprung sich des Gesuchten bemächtigt zu haben wähnen muß, oder als die bloße um der moralischen Weltordnung willen nothgedrungene Annahme eines vermeintlich sonst durch nichts erkennbaren und erweislichen Gottes, an den ja, wie der Kriticismus behauptet, die theoretische Vernunft, wenn sie sich nicht über ihr Gebiet hinaus verirren will, durchaus nicht denken darf: so hat das neueste System der Philosophie ganz unstreitig große Vorzüge, in Hinsicht auf Religion und Religiosität, vor allen bisher herrschenden Systemen, von denen eigentlich kein einziges den Namen eines wahren Systems verdient. Daß hier aber nur von denjenigen Menschen die Rede sey, welche sich einmal dergleichen höhere Fragen, wie sie in der Philosophie vorkommen, zur eignen Überzeugung und Beruhigung vorlegen, versteht sich von selbst. Wem diese nie beigefallen sind, der lebt am besten seines frommen und wohlgemeinten Glaubens nach den Worten der Schrift, durch welche heilige Schrift sich ihm auch der Ewige geoffenbart haben möchte. Wohl uns Christen, die wir die herrliche Bibel und das Christenthum haben!

Wenn übrigens — um auch auf den vorletzten S. des Aufsatzes vom Herrn F. G. M — i Rück-

sicht zu nehmen — alle diejenigen, die sich ihrer alten, sie hinlänglich beruhigenden, Überzeugung nicht gern berauben lassen wollen, zu den Trägern gehören: so muß ich den Einschub dieses Wortes in Herrn M — i's Aufsätze mir schon gefallen lassen. In dem meinigen, auf den sich dieser bezieht, habe ich mich dessen nicht bedient; denn ich weiß gar wohl, daß viele auch wegen ihrer gelehrten oder anderweitigen Thätigkeit sehr achtenswerthe Männer doch nicht Lust haben, sich hier auf ein ganz neues, ihnen unbekanntes Feld zu begeben, weil sie hierüber beruhigt sind, und dergleichen Untersuchungen sich nicht zu ihrem Hauptgeschäfte in den Stunden der Muße von Berufsarbeiten gemacht haben. Träge konnte ich dergleichen würdige Männer auf keinen Fall nennen.

Übrigens aber mag es wohl Männer geben, die, bey aller verdienten Achtung wegen ihres Charakters und ihrer gründlichen Gelehrsamkeit, gleichwohl ihre Meinung mit so großem Eifer behaupten, und dem Gegner Kiegel, die er ja nicht öffnen soll, vorschieben; so daß man, wenn sie in der Hitze des Streits sind, fast glauben sollte, sie hielten sich für die einzigen Depositäre der Wahrheit, wenn sie gleich, wie es nur der ruhige Zuschauer am ersten erblickt, eine unhaltbare Sache durchsetzen, und einer haltbarern, die sie nur noch nicht durchdacht haben, widersprechen wollen.

Und wenn man durch das gegentheilige System das, was jedem Menschen das Heiligste ist, im Ernst und Eifer für gefährdet, ja gar umgestürzt erklärt: dann sieht es doch wohl ziemlich darnach aus, daß man damit gute Seelen nicht nur schon von der bloßen Untersuchung der Wahrheit abschrecken, sondern gar — was noch mehr sagen will — sie gegen die Freunde des für verwerflich erklärten Systems mit sehr nachtheiligen Vorurtheilen erfüllen wolle; vielleicht nur, um desto sicherer entweder beschwerliche Gegner, oder ein neues Studium los zu werden. Ich sage: Es sieht darnach aus, behaupte aber nichts affirmativ, mache auch auf niemand eine Anwendung. Es ist ja auch wohl möglich, daß bloß gut gemeinter Eifer zu weit führte; und ich führe nur an, daß auch dieser, besonders wenn das wegwerfende Urtheil eine reife Prüfung der Sache vermissen läßt, so ausgelegt werden könne; weshalb man sich vor dergleichen Ausbrüchen um so mehr zu hüten habe. Die Gründe, welche ein sonst sehr beliebtes kritisches Journal, oder andre Bestreiter des neuesten Systems zur Herabsetzung desselben haben mögen, weiß nur Gott am besten; dieß allein sage ich, um keinen Grund, der ihnen etwa Unrecht thäte, anführen zu dürfen. Jedermann sieht, daß das keine Beschuldigungen sind, wie Herr M—i sie zu nennen beliebt; mithin hätte der brave und würdige Mann mit der einem

solchen, der sich seiner Unschuld bewußt ist, immer schmerzhaften Anwendung der Worte der Schrift: Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet, die aber wohl gewiß aus keiner bösen Absicht geflossen ist, weniger freygebig seyn sollen. Hätte ich nicht Mäßigung und Selbstüberwindung gelernt, so könnte ich aus mehr als einem Grunde den Spruch eher retorquiren. Aber nein! das werde ich nicht. Mir genügt, daß jeder Unpartheyische einsehen muß, daß mir damit Unrecht geschieht, und dann auch die Überzeugung, daß meinem von mir sehr geachteten Gegner, der es nur in Meinungen, nie im Herzen war, diese Äußerung nur in einer kleinen Aufwallung des Bluts entschlüpft sey, welche ja Menschen wohl zuweilen anwandelt; daß er es aber nachher gewiß selbst mit Mißfallen gesehen habe, daß er mir damit habe wehe thun können.

Das ist wohl nicht zu leugnen, daß, wie Herr M — i sagt, nicht Alle fremde Meinungen prüfen können. Diese dürfen aber nicht durch Beängstigungen wegen der für die Religion zu fürchtenden Gefahr von der Prüfung abgeschreckt werden. Gerade dieß könnte bey denen, die gleichwohl invita Minerva etwas darüber lesen wollten, den größten Nachtheil zur Folge haben. Besonders wenn auch der Leichtsinn unserer Zeit sich bis zu ihnen erstreckte. Eben so wenig aber ist es der Weg, junge Männer von raschem Blut

und reger Phantasie zur Vorsicht bey der Ausbreitung eines sich ihnen mit Erhabenheit ankündigenden Systems zu bewegen (ein imposanter Vortrag aber blendet nur Kinder oder Schwachköpfe; es giebt auch selbstdenkende junge Männer und Jünglinge, welche die Hülle von der Sache selbst unterscheiden. *Urit mature, dum vult urtica manere.*); wenn man dasselbe geradezu eine Nichtsphilosophie nennt, es gar für der Religion gefährlich erklärt, und sie somit, wenn sie nicht Kälte genug haben, über solche grundlose Behauptungen und Beschuldigungen bloß zu lachen, fast nöthigt, öffentlich zu zeigen, daß sie keinem solchen Systeme huldigen, das ihre eigene Religiosität in ein zweydeutiges Licht setzt. Ubrigens kann jene Apostrophe am Schlusse des Aufsazes von Herrn M — i mich nicht treffen, der ich nicht nur schon fast volle 27 Jahre im Amte bin, sondern auch sowohl an Alter, als im Amte wenigstens ein Paar Jahre vor dem würdigen Herrn Verfasser jenes Aufsazes voraus habe; was aber in der Sache nichts entscheidet. „Klugheit unter den Menschen ist das rechte graue Haar, und ein unbeflecktes Leben ist das rechte Alter,“ sagt der weise Verfasser des Buchs der Weisheit Kap. 4. V. 9.

K. G. Elverfeld.

Aus Libau, vom 7. April.

Endlich hatten wir hier wieder einmal einen lange schon entbehrten Kunstgenuß. Die Herren Maurer und Sehring kündigten in voriger Woche ein Concert auf Subscription an. Herr Maurer hatte sich als erster Violinist der Königl. Preussischen Kapelle und Herr Sehring als erster Bassist beym Königsberger Nationaltheater genannt. Schon fürchtete unser, durch vielfältige Dissonancen ein wenig ohrenschmerz gemachtes, Publikum auch diesmal um Zeit und Geld gebracht zu werden, zumal da man hier wissen will, daß fast alle Primaner der Königl. Kapelle in Berlin gegenwärtig vor der dortigen Wachtparade musiciren müssen. Desto angenehmer überraschte uns aber die Ausführung. Herr Maurer, ein junger Mann von kaum 20 Jahren, gab in einem Violinconcert von Kreutzer und in Variationen von Rode den Beweis einer gewiß seltenen Fertigkeit. Wenn gleich das Adagio nicht ganz der Erwartung entsprach, zu der man durch das Vorhergegangene berechtigt war; so ließ der brillante Vortrag des darauf folgenden Allegro's und der Variationen jenes doch bald wieder vergessen. Die Natur scheint diesen jungen Mann durch das Geschenk von auffallend langen Fingern recht eigentlich zum Virtuosen auf der Violine bestimmt zu haben. — Herr Sehring mag immer erster Bassist beym Königsberger Theater gewesen seyn, und könnte als

solcher vielleicht auch bey manchen andern stehenden Bühnen angestellt werden. Wenn es nur nicht schiene, als wollte er durch Erzwingen der tiefen Töne einen Fischer oder Ellmenreich übergurgeln; dadurch wird zuweilen ein nicht angenehmes Krächzen hörbar. Im Vortrage einiger Romancen mit Selbstbegleitung auf der Guitarre leistete er mehr, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er, für diese Art Musik, wohl auf 40 Meilen im Umkreise seines Gleichen vergeblich suchen möchte. Sein Schauspielertalent zu sehen, hatten wir keine Gelegenheit; auch läßt sich von seinem etwas genirten Anstande, bey einer eben nicht vortheilhaften Figur, nichts besonders Ausgezeichnetes erwarten — es wäre denn im niedrig komischen Fache. Das Rigische Publikum wird diese beyden jungen Künstler gewiß zu würdigen wissen, und vielleicht sehe ich sie nächsten Johannis in Mitau im dortigen Thalientempel mit Vergnügen wieder.

— i —

Druckfehler.

In Nr. 15. ist S. 233 Z. 11 v. u. statt wesentlicher zu lesen
wesentloser.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 17. Mitau, den 29. April 1807.

L i t e r a t u r.

Der Frauenspiegel. Aus dem Italienischen übersetzt.
Riga, 1807. Gedruckt bey W. F. Häcker. IV
und 30 S. 8.

Diesem Frauenspiegel dürft' es wohl nicht besser, wie allen übrigen, gehen. — Auch die häßlichste gefällt sich in ihrem Spiegel. Der zahnloseste Unhold erblickt darin eine Grazie, und eine Megäre strahlt als Niobe daraus zurück. Oder läßt sich die Ungestalt durchaus nicht vor sich selbst verhehlen — je nun, so lügt der Wahrheitsprediger. Von allen Schönen, die dieses Büchelchen einer mehr als flüchtigen Lektüre würdigen wollten, wird sich nicht eine so leicht getroffen fühlen; und geschäh' es hier und da, so lügt das Buch. Der Übersetzer möchte sich daher wohl einer fruchtlosen Mühe unterzogen, und dabey, ganz ohne allen Gewinn für die Welt, auf den Dank der Schönen seines Zeitalters Verzicht gethan haben.

Was man sich vor fünfzig Jahren — noch dazu in der Sprache der Liebe — gegen das für die Liebe geschaffene Geschlecht erlauben durfte, wäre heut zu Tage, mit deutscher Geradheit vorgetragen, Berwegenheit. Sätze, wie der folgende, den wir als eine charakteristische Probe des Ganzen hier ausheben, dürften in der Originalmundart mindestens lieblicher klingen — und deshalb vielleicht schon eindringlicher seyn. Auch scheint der Übersetzer dieß gefühlt zu haben, da er in einer der hintenangehängten Anmerkungen (in welchen er überhaupt durch allerley Kratzfüße die Unhöflichkeiten des Textes zu repariren sucht) selbst der Meinung ist: daß er die ganze Stelle füglich hätte unübersetzt lassen können. Sie lautet (S. 18 und 19) wörtlich also:

„So wie die Theologen sagen, daß es einigen Menschen mehr Mühe koste, in die Hölle zu kommen, als sie nöthig haben würden, selig zu werden; so wenden die Damen oft mehr Nachsinnen, Fleiß und Aufmerksamkeit an, Märrinnen zu seyn, als sie brauchen würden, um sich zu verständigen und (zu) nützlichen Hausmüttern zu bilden.“ Und weiter:

„Wenn ich hierüber genau nachdenke, so sollte ich fast glauben, daß sie nicht menschliche Geschöpfe, sondern ein Mittelding zwischen Mensch und Affe wären. Oft haben Affen sogar gefälligere Manieren, als manche Dame, und sind nicht

so böß und kostbar, als jene, und würden, in Sammet und Seide gekleidet, mit der Zeit vielleicht noch eine erträgliche Kritik erhalten (aushalten?). Daher glaube ich auch, daß für sie dergleichen Stoffe ebenfalls passen würden.“ — Doch genug und über genug des Frevels! Wir würden ihn mit dem Verfasser theilen, wenn wir noch mehr und ähnliche Stellen aus seinem Büchlehen anführten. Es sey uns genug, diesen Frauenspiegel, wie er da ist, wenigstens der Neugier zu empfehlen — überzeugt, daß hundert zarte Händchen darnach greifen werden, sollt' es auch nur in der Absicht geschehen, um *κατ' ἀνδρῶπων* darzuthun, wie sehr der Spiegel lügt.

Die Übersetzung scheint an manchen Stellen nicht ganz richtig. Da wir indessen das Original nicht zur Hand haben, so können wir keine Vergleichung anstellen. Oft ist der Ausdruck nicht gewählt genug, und zuweilen, wie es scheint, gar verfehlt. Ubrigens mögen wir die Versicherung des Übersetzers, seinem Original durchaus treu geblieben zu seyn, nicht bezweifeln. Mit dem Titel hat er jedoch nach Willkühr geschaltet. Dieser heißt (laut der Vorrede) in dem zu Verona 1759 erschienenen Original: *La Vittoria delle Spose*. — Den Spiegel hat er also auf seinem Gewissen.

Pädagogische Fragmente.

Ein Beitrag zur Geschichte der praktischen Pädagogik in der
letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

E r s t e s F r a g m e n t.

Das Kind.

Si foret in terris, rideret Democritus; —
— — — — —
Scriptores autem narrare putaret asello
Fabellam surdo. —

Horat.

Aber was ist Erziehung? fragte jüngst Herr von A., ein sehr verständiger Mann, den Baron von B., nachdem das Gespräch über diesen Gegenstand schon eine Weile gedauert hatte. — Sonderbare Frage! erwiderte dieser, und lächelte dazu. Die Philosophen haben, wie Sie vorhin sagten, das Princip derselben a priori gefunden; Regeln festgesetzt, die so unabänderlich sind, wie das Einmaleins; die Pädagogen haben seit Jahren sie angewandt und wenden sie täglich an; die eine Hälfte der Welt ist erzogen, die andere wird es; und Sie können fragen: was ist Erziehung? Die Menge von Vätern und Müttern, von Erziehern und Erzieherinnen, sie alle erziehen und haben erzogen, und man kann fragen: was ist Erziehung? — Diese Leute, sollten sie nicht wissen, was sie thun, und andere nicht wissen, was sie reden, wenn sie von Leuten von Erziehung sprechen? Das Philosophiren über solche Dinge ist nicht meine Sache, — ich habe die Wortklauberei

nie leiden können; — aber Beyspiele, Beyspiele erläutern die Sache!

H. v. A. Wohlan, auch damit bin ich zufrieden, besonders wenn sie gut gewählt sind, die Beyspiele.

Bar. v. B. Ich frage also: Wer ist ein Mann von Erziehung? — Sehen Sie dort den jungen Herrn von K.! Er ist ein und zwanzig Jahre alt, und kam kürzlich von seinen Reisen zurück. Er hat die Universität gesehen, die Hauptstädte besucht, Berlin, Wien, Paris, London, er hat sie von allen Seiten studirt. Wie angenehm ist seine Unterhaltung! Wie viel schönes weiß er jeder Dame zu sagen! Er tanzt leicht und schön, wie der feinste Franzose, und trinkt — wie ein Engländer. Er verdirbt keine Gesellschaft: alle Welt nennt ihn einen jungen Mann von Erziehung.

v. A. Und wie gelangte er zu dieser hohen Vollkommenheit, die jedermann entzückt und ihm den ungetheilten, lebhaften Beyfall der Herren und Damen verschafft?

B. v. B. Einiges kann ich Ihnen darüber sagen. Ich bin mit einer Tante des Herrn von K., einer Dame von vielem und dem feinsten Verstande, bekannt; diese hat mir neulich beym Thee, — denn ich konnte mein Entzücken über ihren Neffen nicht verbergen — sie hat mir neulich, beym Thee, etwas über die frühesten Jugend-

jahre dieses liebenswürdigen, vollkommenen jungen Mannes, zu meiner großen Freude, mitgetheilt. Sie begreifen leicht, daß jeder Familie von Ansehn, Gewicht und Einfluß daran gelegen ist, zu erfahren, wie man zu so vollendeter Bildung gelange.

v. A. Allerdings einer Familie von Einfluß.
— Nun, und die Tante sagte?

B. v. Z. Ja, diese äußerst kluge Dame war so gefällig, mir folgendes mitzutheilen: Man habe, so sehr man es gewünscht, eine Amme im ersten Jahre nicht entbehren können; denn der Vorschlag eines vortrefflichen Arztes, das Kind mit Eselsmilch zu nähren — vermuthlich um einer künftigen Schwindsucht vorzubeugen — sey — sie sagte nicht warum — unausführbar gewesen; indeß habe der Vater die Amme sobald als möglich entfernt, damit das baurische Pflagma — andere wollen es Gesundheit nennen — nicht zu tief wurzeln möchte. An ihre Stelle trat eine Wärterin, eine nachgiebige, geduldige Person. Sie war in frühern Jahren Kammerjungfer in der Familie gewesen, und hatte diese trefflichen Eigenschaften im weitesten Umfange entwickelt. Wirklich sahe man auch in der Folge, daß man nicht besser hätte wählen können; denn der junge Herr zeigte sehr bald große Lebhaftigkeit, und eine Festigkeit des Willens, die jedermann in Erstaunen setzte. Wenn er z. B. irgend etwas verlangte: so

mußte es ihm sogleich gegeben werden, oder er
 lärnte, schrie, schlug um sich, fragte, biß; und
 die Wärterin war stets freundlich und that, was
 das Kind wollte. Denn sie wußte, daß diese
 Zeichen des Muthes, welcher ein Erbtheil der
 Familie war, den auch sie während ihrer Dienst-
 zeit kennen zu lernen manche schöne Gelegenheit
 gehabt hatte, nicht unterdrückt werden mußten.
 Weil sie aber auch den Grundsatz der Familie
 kannte, daß man mit seinem Muth nicht prahlen
 müsse; so gewöhnte sie ihren jungen Herrn, sobald
 es nur möglich war, die Kratz- und Beißscenen
 für die Kinderstube zu sparen, und wenn er etwa
 in Gegenwart fremder Personen eine Anwendung
 dazu bekam, doch freundlich zu seyn, damit er
 gelobt würde. Auch wußte die Mama diese
 Freundlichkeit stets durch einen Haufen Bonbons
 oder andere Leckerbissen zu belohnen. So wurde
 durch diese kluge Wärterin schon in zarter Jugend
 der Grund zu der so nöthigen Feinheit und Vor-
 sichtigkeit im Umgange mit der Welt und den
 Menschen gelegt, worin man stets nur, wenn
 anders es der Mühe werth ist, seine schönere Seite
 zeigen muß, — zum Beweise, daß, wie auch
 große Pädagogen gesagt haben sollen, eine Wär-
 terin eine höchst wichtige Person bey der Erziehung
 eines Kindes von Stande sey. Sie wußte voll-
 kommen, was in der Familie für artig galt, und
 brachte es dem jungen Herrn mit der ihr eigenen

Sanftmuth bey, so daß er bereits im sechsten Jahre bedeutende Fortschritte darin gemacht hatte, in Gegenwart fremder Personen artig zu seyn; denn gegen das Gesinde und einige Hausfräulein hatte das Gegentheil, wie billig, nichts zu bedeuten.

v. A. Ich bin begierig, den Verfolg Ihrer Erzählung zu hören, denn obgleich ich gegen diese Ansicht von der ersten Erziehung eines Kindes manches einzuwenden haben möchte; so ist mir doch dieß Beispiel so interessant geworden, daß ich meinem Vergnügen und meiner Belehrung schaden würde, wenn ich Sie in ihrer Darstellung durch Erörterung des Einzelnen in derselben unterbräche.

B. v. Z. Wie es Ihnen gefällt. Ich fahre also fort. — Inzwischen war es jetzt Zeit, den jungen Herrn mit der Hauptsprache der Welt, ohne welche keine Feinheit, kein Verstand und keine Bildung möglich ist, mit der französischen, bekannt zu machen; denn dieß muß durchaus sehr frühe geschehen, ehe die plumpe Deutschheit sich dem Gemüthe zu sehr mittheilt, und die etwanigen schönen Anlagen durch sie im Keime erstickt werden. Glücklicherweise fand man einen alten Franzosen, welcher den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und durch einen Lieutenant, den er bezieht, von den Grundsätzen eines jungen Kavalliers hinlängliche Kenntniß erlangt hatte; denn

die Familie war der Meinung, daß diese, da sie mit der Muttermilch nicht hatten eingefloßt werden können, wenigstens mit den Elementen dieser Sprache zu erlernen wären, damit sie gehörig Wurzel faßten. An eigentlichen Unterricht war indeß nicht zu denken. Alles ward bey dem Spiel und auf Spaziergängen gelegentlich mitgetheilt. So ging es fort bis zum zehnten Jahre, wo man daran dachte, dem jungen Herrn, der, wie Sie leicht erachten, schon fast so gut als erzogen war, einen Erzieher, oder eigentlich Hofmeister zu geben. Freylich nicht in der Absicht, daß er eine gelehrte Bildung erhielte; was soll Gelehrsamkeit einem jungen Manne von Stande? Hat er nicht, wenn der Vater für eine ergiebige Börse sorgt, tausend Gelegenheiten sich geltend zu machen, ohne daß er seinen Geist am Studiertische und unter Büchern abstumpft? — Nein, er sollte, nebst der Oberfläche von andern Kenntnissen, nur so viel von den Alten, wie man sie nennt, und ihren Sprachen erfahren, daß er allenfalls eine gute Miene, auf welche in der Welt so viel ankommt, bey einem Gespräche über sie machen könnte.

— Als man daher an einem Herbsttage, gegen Abend, im Zwielficht, da man mit dem Kapitel über die letzte Zeitung fertig war und niemand etwas Wichtigers zu sagen hatte, auf diese Angelegenheit kam, machte ein Verwandter, ein denkender Kopf, die Bemerkung, daß man, was die

lateinische Sprache beträfe, keines eigentlichen Lehrers bedürfe. „denn,“ sagte er, „eine Sprache soll gesprochen werden; nun ist das Lateinische eine Sprache; also — wie hat Max das Französische gelernt? Nicht wahr, von dem alten V.? — Es kommt darauf an, daß wir einen lateinischen Bedienten finden, wie wir einen französischen gefunden haben. — Nach einigen Minuten rief er: ich habe es!!! In Polen und Ungarn spricht man noch jezt Latein, im letztern vielleicht der Bauer hinter dem Pfluge. Engagirt einen Ungar — sie besuchen uns außerdem jährlich wie die Zugvögel — und dieser Noth ist abgeholfen, und vielleicht mancher andern in der Ökonomie, wenn Ihr anders Euern Vortheil versteht, und einen geschickten Operateur aus dieser Nation aufzufinden wißt.“ Es fehlte wenig, so wäre der Vorschlag durchgegangen; aber die Tante rief: Ein junger Herr muß einen Hofmeister haben! er ist ein Erforderniß seines Standes! — und alles schwieg und es war entschieden: Er muß einen Hofmeister haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Ähnlichkeit im Charakter zwischen Bauern und Juden.

Es ist eine Erfahrung, die gewiß Jedem, der unsern kurischen Bauer beobachtet und kennt, nicht

fremd seyn kann, und die vielleicht in den gegenwärtigen Zeiten, bey Gelegenheit der Organisirung der Landmiliz, noch häufiger als sonst gemacht seyn wird, daß unser Landmann sehr gern mit Juden umgeht, am liebsten mit ihnen handelt, wiewohl er überzeugt ist, daß jene ihn übertheilen; wir bemerken ferner, daß der Bauer sehr gern vom Juden sich was erzählen läßt, und dem, was er sagt, wenn es nämlich nicht den Handel betrifft, auch vielen Glauben beymißt. Die Ursachen dieser Erscheinung sind leicht aufzufinden. Der Bauer, des niedrigen Ranges, den er in der bürgerlichen Gesellschaft hat, sich bewußt, und gegen Jeden, der nicht seines Gleichen ist, zum Mißtrauen, zur Verstellung geneigt, sieht oder glaubt doch im Juden einen noch Niedrigern zu sehen, als er selbst ist; er kann ohne allen Zwang mit dem letztern umgehen, erhält alle seine Bedürfnisse von ihm ins Haus getragen, kann mit ihm nach Herzenslust dingen, ihn verlachen und bespötteln, ohne daß er es übel nimmt, und — ist von dem Juden überzeugt, daß er es nicht mit der Partey der Deutschen hält, die er alle nur für zusammenhängende Glieder eines Körpers ansieht. Allein sollte, außer den angeführten, in die Augen fallenden, Gründen nicht auch eine gewisse Ähnlichkeit im Charakter dieser beyden Klassen unsrer Mitbürger statt haben, die sie an einander zieht? — Garve, dieser scharfsinnige

Menschenbeobachter, entwickelt jene Ähnlichkeit sehr schön in seinen vermischten Aufsätzen. Es sey uns erlaubt, das Wesentlichste dieser Entwicklung, die vielleicht Manchem fremd ist, hier mit einigen Abänderungen der Prüfung unsrer Leser vorzulegen.

So unähnlich sich übrigens der Bauer und der Jude in ihrer Religion, Lebensart und andern Umständen sind, so kommen beyde doch gewiß in zwey wesentlichen Verhältnissen, die mächtig auf den Charakter des Menschen wirken, überein. Sie treiben nur eine Art von Geschäften ausschließend, und — sie sind lange gedrückt und verachtet worden. Beyde nämlich, Jude und Bauer, beschäftigen sich nur um eine Sache, halten alles andere für unbedeutende Spielereyen oder unnütze Beschäftigungen. Der Jude treibt, liebt, studirt sein ganzes Leben hindurch nur den Handel (Schacher); der Bauer nur den Ackerbau. Beyde haben von dem übrigen menschlichen Wissen keine Kenntnisse, halten es für überflüssig oder doch unnütz; beyde verstehen also eine Sache vollkommen, größtentheils aus eigener Erfahrung. Der Jude, wie der Bauer, werden von Jugend auf, jeder in seinem Geschäfte, gewizigt, durch eigene Erfahrung klug, wenden alle ihre Aufmerksamkeit nur auf ihr Gewerbe. Die natürliche Folge von dieser angestregten Beschäftigung mit einem Gegenstande, welche die Noth gebietet, ist eine unleug-

bare Fertigkeit und Gründlichkeit in den Geschäften selbst, und das Bewußtseyn dieser Vollkommenheit. Diese Klugheit in einer einzigen Sache nun, die selbst erlernt, nicht aus Büchern geschöpft ist, hat bey dem rohen Menschen, dem alle andere Kenntnisse fehlen, die unausbleibliche Folge, daß er sich klüger zu seyn einbildet, als er wirklich ist. —

Man beobachte den Bauer, wenn er lustig ist und sich nicht zu verstellen Ursache hat. Er spöttekt über die Beschäftigungen der höhern Klassen; er hat auch von ihrem Verstande nicht sonderlich hohe Begriffe, und wenn er gleich nicht leugnen kann, daß sie mächtiger und reicher sind, als er; so hält er sich doch im Grunde für klüger, als jene Thoren, die von dem wahren Brodterwerben, dieser Kunst der Künste und dem Gründlichsten alles menschlichen Wissens, nichts verstanden.

Eben so glaubt auch der Jude, daß der beste Brodterwerb der Handel sey; daß er und seines Gleichen nur die wahre und ächte Benutzung desselben kennen. Auch er hält sich für klüger, schlauer, pffiffiger, als alle andere Menschen, und verachtet jedes andere Gewerbe.

Stoßen beyde auf Leute aus andern Ständen, die auch klug nach ihrer Weise sind, d. h., sieht der Bauer wirklich ein, daß sein Herr, oder ein anderer, der nicht Bauer ist, gründliche Kenntniß vom Ackerbau hat: so ist ihm das höchst befremdend; er muß erst lange gehegte Überzeugung überwinden, ehe er dem Augenscheine traut. Eben so betrügt sich auch der Jude, wenn er merkt, daß ein Christ ihn überlistet hat; er wundert sich, daß auch ein anderer, als ein Jude, die Kunstgriffe des Handels und die Ränke, die dabey angewandt werden können, einsieht; er

kann es lange nicht begreifen, wie Jenes Scharfsinn so weit habe reichen können, und statt auf den, der ihn hinterging, böse zu werden, empfindet er für ihn eine gewisse Hochachtung. Diese geringe Meinung von dem Verstande anderer ist allen Menschen eigen, die selbst einen eingeschränkten, aber durch Übung in einer Sache geschärften Verstand haben. In ihrem Gewerbe übersehen sie wirklich viele andere, von anderweitigen Gegenständen aber, wo sich auch Scharfsinn und Klugheit zeigen können, haben sie keine Begriffe. Die Pedanten unter den Gelehrten sind in eben dem Falle.

— t —

(Der Beschluß folgt.)

Theaternachricht aus Goldingen, vom 18. April.

Aus Goldingen? Ja freylich aus Goldingen; denn auch wir haben hier jetzt eine Schauspielergesellschaft, deren Mitglieder uns, unter der Direction des Herrn Schmied, eben so wie ihre Gefährten, unter der des Herrn Kopp e, unsern Lihauschen Brüdern, die Oster-Langeweile vertreiben wollen. Und dieß thun sie wahrlich nach Kräften. Wir von unserer Seite waten aber auch recht gern im Rothe bis an die Knie, um zu ihrem Theater, welches sie ganz am Ende der Stadt, in einem — Krüge aufgeschlagen haben, zu gelangen. Warum mußten denn auch die Vorsteher des Liebhaber-Theaters, als ob sie mit den hiesigen Ärzten und Todtengräbern im Bunde stünden, das geräumige und trocken liegende Schauspielhaus nicht einräumen wollen? Doch hat auch diese Weigerung ihr Gutes. Sind wir, was nicht

zu leugnen ist, in Gefahr, uns auf dem Wege ins neue Theater Schnupfen und Husten zu holen: so haben wir doch nicht, wie es auf dem Wege nach jenem der Fall ist, zu befürchten, lebendig gerädert zu werden, welches allerdings noch ärger und, bey der einzigen Anfahrt in einer engen Straße, leicht möglich ist. — Da Herr Schmied und seine Gesellschaft übrigens hier ein Publikum gefunden haben, das seine Wünsche, Erwartungen und Forderungen nicht höher spannt, als wozu die sehr geringe Einnahme berechtigt; diese denn aber doch reichlicher ausfällt, als sich erwarten ließ, da der den Winter hier zubringende Theil des Landadels schon wieder abgereiset ist: so werden wir uns wohl mit der größten Zufriedenheit auf beyden Seiten trennen. Wenigstens haben unsere Gäste das hier nicht zu befürchten, was ihnen neulich, als sie ihre Bühne mitten in einer Aue aufgeschlagen hatten, begegnete! — In den Vorstellungen, mit denen sie uns bisher unterhielten: dem Geheimniß und dem Schauspieler wider Willen; dem Wildfange und dem Milchmädchen; dem Gimpel auf der Messe und der Beichte; dem Dorfbarbier und dem lieben Dörschen, haben Herr Schmied, Herr Wunder, Herr Knauß und Madame Wagner uns nach Möglichkeit zu unterhalten gesucht; und, ohne uns weiter um theatralischen Spas oder Ernst zu bekümmern, wallfahrten wir morgen zu dem Fest der Fischer, schauen Herrn Fourniers musikalisches Talent und gedenken des wiederkehrenden Frühlings, mit dem unser Wemgallensfang wieder anhebt.

Am Geburtstage meines Albert.

Sonnette.

1.

Fern von Dir kann ich zum Angebinde
 Heute nicht der Liebe Kuß Dir geben,
 Aber was so innig ich empfinde
 In des Wohllauts zarte Regel weben.
 Will ein Bild von meinem süßen Kinde,
 Meiner Lyra reinsten Ton beleben, —
 Gebt mir Myrthen, daß ich sie umwinde,
 Liebe soll durch ihre Saiten beben. —
 Liebe, wie ein Vaterherz empfindet,
 Die, von Fesseln dieser Welt entbunden,
 In dem Aether ihre Schwingen tauchet, —
 Liebe, ewig rein und unergründet,
 Die in's Herz, das würdig ward gefunden,
 Eines Gottes Athem eingehauchet.

2.

Wie die Düste aus den Blumen schweben,
 Sie nur diese auszuhauchen blühen;
 So, nur so will meiner Seele Leben
 In Dein Daseyn athmen und verglühen.
 Nur für Dich will dieses Herz noch beben,
 Tragen seines Daseyns Last und Mühen,
 Oder willig sich zum Opfer geben,
 Dir, o Sohn, nur Freuden zu erziehen,
 Wonne selbst im Todeskelche trinken,
 Um voran die dunkle Bahn zu gehen,
 Zu erwarten Dich am finstern Grabe, —
 Leben, sterben und in Nichts versinken. —
 Ha! mir gleich, wenn zu des Himmels Höhen
 Ich empor nur Dich getragen habe.

U. Freyh. v. Schlittenbach.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 18. Mitau, den 6. May 1807.

L i t e r a t u r.

St. Petersburgische Monatschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Für das Jahr 1806. Herausgegeben vom Bibliothekar Schröder. St. Petersburg, gedruckt bey M. C. Iversen. 1806. Zweiten Jahrgangs Erster Band. Monate Januar, Februar, März und April. 303 S. Zweiter Band. Monate May und Juni. 152 S. 8.

Was in der physischen Welt für den Anflug neuer Erde und Vegetation, Lichenen und Moose, als erste Anhalte künftiger Productionen, das sind in der literarischen Welt Zeitschriften: die ersten Vereinigungen von Belehrung für die Nation. Man sollte nirgends und nie diese Ansicht verlieren; auf der einen Seite würde man für die Beredlung der Journalistik seines Vaterlandes eifriger wirken, auf der andern der bloßen Journalgelehrsamkeit in der Stufenreihe der Ausbildung und

Bervollkommnung einen gerechtern Platz anweisen, und sie, als bloßes Mittel zu der solidern, höhern Gelehrsamkeit, nur als solches würdigen lernen, mithin auch die Urtheile über den literarischen Werth seiner gelehrten Mitbürger berichtigen. Je vermengter und ungeordneter die einzelnen Zweige des Wissens in einem Staate unter einander liegen, je weniger sorgfältig sich die kräftigen Hände an der großen Maschine der Gelehrsamkeit vertheilt haben, und je mehr sie noch beschäftigt seyn müssen, Materialien aller Art zu dem noch zu erwartenden Gebäude anzuführen, desto weiter strecken die Journale sich das Feld, und dehnen sich zu Speichern der hybridesten Vorräthe aus. Billig und richtig beurtheilt man den literarischen Zustand eines Landes nach dem Geiste seiner Zeitschriften.

Diesem Übel läßt sich freylich nicht eher abhelfen, als bis jene solide Gelehrsamkeit sich wirklich etabliren und die geordneten, gesonderten Fächer an fundige Gesellschaften austheilen kann, die dann die geschiedenen Felder des Wissens in ihren besondern Magazinen bearbeiten. Bis dahin müssen wir nun wohl für jeden Beytrag danken, wenn er sich nur irgend als brauchbares Material qualificirt. Aber leider betrachten die meisten Einsender das vielumfassende, tolerante und gefällige vaterländische Journal als die öffentliche Bühne eines sehr verträglichen Publikums, wo es ihnen freysteht, sich selbst und andern wohlzugefallen,

und einen unbekannten Namen an die große Buchdruckerpresse zu schlagen. Hier sollten die Herausgeber streng seyn, und, statt Mitarbeiter aufzusuchen, im Vertrauen auf den Stolz der schreibfähigen Finger, sich vielmehr bereit halten, die Fluth der Beiträge mit einer wohlhustirten Wage zu empfangen.

Jetzt, da der erste Band der, unter dem Titel *Ruthenia*, in veränderter und allerdings sehr veredelter Gestalt, erschienenen Fortsetzung der *St. Petersburgschen Monatschrift* bereits in den Händen des Publikums ist, holen wir die Anzeige eines Theils dieses Journals vom vorigen Jahre nach. Die nunmehr zwischen dem frühern Herausgeber und Herrn *Albers* getheilte Redaktion und die Theilnahme mehrerer kenntnißreicher Mitarbeiter muß uns den steigenden Werth des Instituts sichern. Desto ruhiger und freyer blicken wir auf die vorliegenden 6 ersten Hefte des vorigen Jahrganges, um kurz zu untersuchen, in wie fern sich dieses Journal bisher um sein Publikum verdient gemacht habe.

Wenden wir jene vorhin gemachten Voranmerkungen auf unser Rußland an, so fordern wir billig von einer der großen Hauptstadt gewidmeten Zeitschrift, daß sie sich zunächst mit dem Lande ihrer Leser und mit Untersuchungen über Dinge beschäftige, die unmittelbar belehren und unterhalten. Ein solches Journal müßte folglich zuerst auf

den Geist des Landes und die Kulturbedürfnisse desselben berechnet, und der für solche Zwecke stets kostbare Raum durchaus nicht Nebendingen, Witzespielen und vorübergleitenden literarischen Geburten müßiger Stunden preisgegeben seyn. Mithin verdienen diejenigen Aufsätze der St. Petersburgischen Monatschrift unsern vorzüglichsten und ersten Dank, welche Rußland und seine Provinzen, Einrichtungen, Anstalten u. s. w. sich zum Gegenstande gewählt haben. Hierher gehören: Briefe aus Sarepta von Bergmann (Januarheft), obgleich die Beschreibung der Brüdergemeine überflüssig scheint, bis auf ihren Bezug auf die Kultur des Landes. Es wäre übrigens allen Gegenden, wo Fleiß und Wohlstand fremd ist, eine Brüdergemeine zu wünschen! Wer denkt nicht an unser benachbartes Litauen, dessen große und unbearbeitete Strecken ein gutes aber industrieloßes Land und jedem, der Gegenden kennt, wo kein Fußbreit Erde ungenutzt liegen bleibt, einen traurigen Anblick darbieten. Der fleißige Apotheker Stählin hätte eine umständlichere Anzeige verdient; so wie leider überhaupt der Aufsatz zu kurz gerathen ist, ein Vorwurf, der noch weit mehr die Nachrichten aus Odessa und Sympheropol (ebendasselbst und Monat Juny) trifft. — Die Lebensbeschreibung des Zaren Alexey Michailowitsch, vom Herausgeber (Januar und März), würde zu den

zweckmäßigsten Beiträgen gehören, wenn der Gegenstand mit historischer Kunst behandelt und der Styl nicht so sehr vernachlässigt wäre. — Sumarokow's Reise in die Krimm (Februar). Der Verfasser würde sich nicht mehr über die geringe Bevölkerung wundern, wenn er den Holz- und Wassermangel dieses übrigens schönen Klimas in Erwägung gezogen hätte. So viel Rec. weiß, kommen nur die sogenannten Paradiespappeln häufiger in jenen Gegenden vor, und würden dann freylich unter der Pflege guter Aufsicht einst zu hinlänglichem Bau- und Brennholze gedeihen; auch geht vielleicht zum Besten später Nachkommen die Behauptung nicht zu weit, daß Baumsaat und Anpflanzungen von Wäldern der einst nicht allein die Krimm holzreich machen, sondern selbst dadurch den Regen vermehren, trinkbareres und häufigeres Wasser erzeugen, und so diesem einladenden und milden Himmelsstriche dankbare Bewohner verschaffen würden. — Über das allmähliche Seichterwerden der Wolga, von C. (April). Ein Gegenstand von dem größten Interesse, der wohl einer fleißigern Bearbeitung werth gewesen wäre. Man erfährt weder wo und wenn die zum Flußgebiete dieses wichtigen Stromes gehörigen Seen und Sümpfe ausgetrocknet werden, noch die Zeit, seit welcher man die Bemerkung des Seichtwerdens gemacht hat. Auf hohem Gebirge entsprin-

gend, reißt die Wolga eine Menge Schlamm, Erde und Sand mit sich fort, den sie, durch mehrere beträchtliche Krümmungen im Querschen und Jaroslawischen Gouvernement aufgehalten, allmählich fallen läßt, bis ihr Bett nun mehr gestreckt und durch den Zufluß der beträchtlichen Oka und vorzüglich der Kama wasserreicher wird.

— Die Bitte um Auflösung einiger Fragen (April) ist gewiß wichtig, und der patriotische Verfasser, dem das Journal mehrere Beiträge der Art verdankt, verdient baldige Berücksichtigung seiner Anfragen durch einen, gleich ihm, sachkundigen Mann. — Moskwa und ganz Rußland unter Joh. IV. (ebendaselbst) ist nicht fortgesetzt. Fontainen in St. Petersburg (May). Wir zweifeln, daß man sich geneigt fühlen wird, mit Mitteln, dergleichen hier vorgeschlagen sind, einen Zweck zu erreichen, der dem weit wichtigeren, der längst gewünschten und nothwendigen Verbesserung des Trinkwassers in Petersburg, so sehr weit nachstehet. Möchte doch ein mit dem Lokal und der Sache vertrauter Mann gegen ein so drückendes Übel der großen Kaiserstadt einmal mir aller Kraft auftreten! — Über die Feuerschäden in den russischen Dörfern, von C. Billig ist die Stelle, wo Erbauung feuerfesterer Häuser angerathen wird, unterstrichen. Vorzüglich gehören dazu Schornsteine, Dächer, die (wie in einigen Flecken

Litauens) mit der bekannten dem Feuer widerstehenden Masse belegt sind, Abschaffung der Pergel, und höhere Zimmer, damit der Bewohner nicht seine Verwahrungsplätze unter der Decke auf den Balken anzulegen, und brennbare Materialien daselbst der Flamme nicht am nächsten preis zu stellen brauche. — Etwas über die neue Kirche zur Mutter Gottes von Kasan (Juny). Die Bemerkungen über diesen Bau sind gewiß sehr gegründet. Die Christen bauten ihre Peterskirchen, ihre Dome zu Magdeburg, zu Köln u. vor Alters nach dem Maßstabe der Erhebung ihrer Herzen, wir nach den vorhandenen Modellen der Baukunst. Da ist der Unterschied. — Der 15te September 1805 in Dorpat (Februar) eignet sich ganz zu einem Altentstücke in unser Journal. Die Baured, nach Schillers Glocke gearbeitet, ist gewiß recht artig erfunden und ausgeführt. Um so mehr hätten wir der Antwort des Hrn. v. C. einen gleichen Werth gewünscht.

(Der Beschluß folgt.)

Diätetische Vorschrift aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Von dem Altvater Galen bis auf den berlinischen Makrobiotiker herab sind sich die diätetischen Vorschriften der Hauptsache nach sehr ähnlich. Der

Magen ist immer der arme Sünder geblieben, der am meisten inquirirt worden ist. Ein Beweis, daß die Natur der Menschen sich wenig geändert hat, und die Schwelgerey die wahre Erbsünde derselben ist. Für die Heilkunde wäre es demnach kein großer Gewinn, wenn man auch alle diätetischen Vorschriften, die sich aus allen Jahrhunderten und von allen Nationen austreiben ließen, sammelte. Allein für die Geschichte der Heilkunde sowohl, als für mehrere Theile der bürgerlichen, besonders der Kulturgeschichte würde sich aus einer solchen Sammlung vielleicht manche interessante Notiz entwickeln. Ich liefere hiemit einen kleinen Beytrag dazu.

Unter einer Menge alter Papiere, die ich seit mehrern Jahren zur Geschichte meines Vaterlandes Preußen und des lettischen Nordens überhaupt sammelte, fiel mir neulich beym Durchstöbern eins in die Hände, dessen Inhalt wohl der Aufbewahrung werth ist. Die Schriftzüge, die Rechtschreibung und mehrere diplomatische Eigenheiten verrathen deutlich, daß es der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts angehört. Ich vermurthe, daß die darin enthaltenen diätetischen Vorschriften von dem Arzt des deutschen Ordens in Preußen verfaßt, und von demselben dem Hochmeister Konrad von Erlichshausen gegeben sind. Daß der Orden sich einen besondern Arzt müsse gehalten haben, ersah ich einst aus einem Originalbriefe des Bischofs von Braunsberg auf der Schloßbibliothek zu Königsberg, worin derselbe den Hochmeister bittet, ihm, „weil es mit ihm schlecht stehe, des Ordens Arzt zu gutem Rathe“ zuzuschicken.

Der Antiquar wird sich vielleicht aus diesem alten Aufsatze manches anzeichnen können, und unsere Hauswirthinnen, die jetzt die Kochkunst syste-

matisch zu treiben anfangen, finden zur Geschichte derselben manchen Beitrag darin; z. B. daß unsre Vorfahren ein jetzt nicht mehr so ganz einheimisches Bildpret, nämlich den Bären, und von ihm vorzüglich seine Klauen selbst für die vornehmste Tafel appetirten und in den Suppen und Musen eine vielleicht größere Abwechslung zu treffen wußten, als man ihnen bisher zutrauen mochte. Für den Sprachforscher wird indessen die Ausbeute noch am reichlichsten ausfallen. Die obsoleten Wörter sollen in den Noten erklärt werden. Die Interpunktion habe ich, der Verdeutlichung wegen, zugefügt; denn in dem Originale finden sich weder Punkte noch Kommata. Alles übrige ist unverändert geblieben. Selbst die Ungleichheit in der Rechtschreibung habe ich beibehalten; z. B. nützen und nutzen, somer und zomer, mee und meer u. s. w., um dem Aufsatze, der hier ganz vollständig mitgetheilt ist, nichts von seinem originellen Gewande zu entfremden.

„Grosmechtiger genediger besunder Herre. In forzen worten zu desser czeith beflissen, wil ich euern guaden eyn regiment euwers lebens, wy sich euwere Erwirdigkeit ¹⁾ halden sal czu langer czeit mit der Hülfe des almechtigen gotes gesunt czu bliben ic.

Gnediger lyber Herre. Czum irsten so rote ich euch, also ²⁾ ir musset alle wege vmme czyn ³⁾ yn euern lande, schicket ⁴⁾, wen di lufft sere vüchte ader kalt ist, das jr bey euch habet eynen appel des somers vnd des wynters den anderen, die ir stetenlich bey euch haben sullet, wo ir reyntet

1) Eure Ehrwürdigkeit war die gewöhnliche Titulatur des Hochmeisters von Honoratioren. Niedere redeten schon die Konithure mit: Eure Würdigkeit, an. 2) falls. 3) umher ziehen, herum reisen. 4) sorget.

ader czyet vnd an die richet yn alsotaner lust, ader ouch yn der pestilencialen lufft, die ich euch beschreiben wil geben.

Wort mer lyber Herre, wo ir sullet legen ¹⁾, so lossset das gemach wol reyne machen vnd eyn gut vuer vam dorren holtze do selbigest bereiten, e das ir dornyn komet vnd lossset steteclich yn deme wynn-ter berocheren euwer gemach mit eynberen ²⁾, mirre, weyrroch ader bornesteyn, geschut vff kolen ader saluie ³⁾ ader tost ⁴⁾. In deme zomer ⁵⁾ mit weydenem loube ader mit effige vnd frisschen wasser.

Euwer gnade sal sich vlsen ⁶⁾ an gutte gewonliche speise vnd myden alle grobe coste van vleische und van visschen. Van vleissche moget ir nutzen ⁷⁾ vogelyn, rephüner, kaphüner ⁸⁾, hennen, junge hüner, haselhüner, birkhüner, rehez-bleisch, schepczenvleisch, kalpbleisch, czikelnvleisch, jungrintvleisch, gesoten ⁹⁾ vnd gebroten vnd vo czum irsten nützet das gesoten tzu mose ¹⁰⁾ gefreudet ¹¹⁾ ader yn seyme eygen sote ¹²⁾.

Van visschen moget ir nutzen Hechte, perse-fen ¹³⁾, kulpersefen, grundelen, asschm ¹⁴⁾, cer-ten ¹⁵⁾, heringe, smerlen vnd süst ander gutte vissche vs vrisschem stenigen wassere gesoten yn eynem lantweyne czu mose gekrudet mit kaneel vnd mit ingeber.

¹⁾ legen, eine Zeitlang bleiben, sein Ablager nehmen. ²⁾ Ein-beere, Wolfsbeere *Paris quadrifolia* L. ³⁾ Salbey. ⁴⁾ Dost oder Wohlgemuth, *eriganum vulgare* L. ⁵⁾ Sommer. ⁶⁾ fleissen, fleissig halten. ⁷⁾ nutzen oder nützen bedeutet genüssen, essen. ⁸⁾ Kapaunen. ⁹⁾ gekocht. ¹⁰⁾ Nuk. ¹¹⁾ dick gekocht; von dem Preuß. Provinzialism. kreuden, etwas zu einer dicken Masse oder Kreude, einer Latwerge ähnlich, verkochen lassen. Daher Hollunder-, Kirsch-, Pfäunen-Kreude. ¹²⁾ Sub, Niedersächs. Söde, Suppe, Brühe. ¹³⁾ Barschen. ¹⁴⁾ Aesche, ein den Forellen ähnlicher Flußfisch, *Thymallus* Linn. ¹⁵⁾ Zärte, ein Flußfisch; *cyprinus zerta* L.

Van gemusen mandelmuß, mandelmilch mit grütze, Weynußgrütze, mannuß ¹⁾, Henffmuß ²⁾, ruben, barbirmuß ³⁾, roßinen, ptercziligenmuß sunderlich ⁴⁾, gerstenmuß, gemacht in enner vetter vleischjuche ⁵⁾. Czum irsten gerichte vigen, meydet suß ander gemuse, also wensenfol, rotenfol, iß sey denne dy juche van dem roten fole, erwensen ⁶⁾, bonen, linsen vnd alle gemuse, gemacht van kaldunen. Meydet ouch gesultzten kompuß ⁷⁾ vnd allerleye gesweine. Duch meydet allerleye großvleisch, berenvleisch, swennevleisch, sunder die cloen ⁸⁾ moget ir nutzen, Nasenvleisch, gensen, enten, vnd allerleye gevogele, daß do in deme wassere ist.

Meydet ouch milchspise ane czu stunden ⁹⁾, putter in der kost. Nuttet euch sere vor hertem fese. Ir moget nutzen vrische ener, geschlagen in eyn wasser ader suß gesoten ader gebroten ¹⁰⁾; wy sy suß gemacht werden mit potter, so synt sy euch nicht bequeme ¹¹⁾. Ir moget ouch nutzen galrenden ¹²⁾, dy do czu mose gekrudet seyn. Meydet allerleye spise, dy do ro ist. Van fruchten moget ihr nützen mit mose kirßen, kriechen ¹³⁾, wenne dy wol reyhff sint, weynberen, phirsekken, gebroten eppel, rote beren. Czum ersten vor aller spise vnd wenig noch deme essen, moget ir nützen gebroten quedden ¹⁴⁾, gebroten birnen, mandelen vnd sunderlichen, liber Herre,

1) Muß von Manna oder Schwaden-Grütze. 2) Ein Muß von gekochten Hanfförnern. 3) Muß von Berberis-Beeren. 4) besonders. 5) Fleischbrühe. 6) Erbsen. 7) eingemachten Sauerfohl, nach dem Preuß. Provinz. Dialekt: sauern Krost oder Krost. Von dem noch im Fett befindlichen Karpohsts. 8) Klauen. 9) zuweilen. 10) Wahrscheinlich ist hier Eyerfuchen gemeint. 11) so bekommen sie Euch nicht. 12) Gallerte, im mittlern Latein Galreida. Hierunter ist wahrscheinlich Mehlweise oder Pudding gemeint. 13) Kriechen, eine Art Pflaumen, deren Benennung sonst den Pflaumen überhaupt gegeben wurde. 14) Quitten.

durch der festikeit euwers leybes, so lossset euch stetliclichen machen das gerstmuß ader gebroten eppele ader geroste vette vigen 20 ader mer vnd nutzet dy vor aller kost nu eynß und das ander. Euwer broth sal seyn weysen ¹⁾, also is gewonlichen ist vnd des nemet nicht czu vil. Meydet ouch mancherleye ²⁾ speise czu nutzen obir eyne tiffche ³⁾. Lossset euch genugen an czwen ader an dreyn gericht, dy do gut synt. Euwer gnaden gemeyne trang sal seyn reynisscher gutter weyn, gemisschet mit etczwaz gesotem wasser im zomer vnd in dem winter czu mase getrunken, also das her euch yo nicht dirhize. In dem winter vnd ouch wen es suß kald ader vuchte ist, moget ir eynes renefals ⁴⁾ ader maluasie ader walisch weyn des morgens nützen. Nuttet euch vor aller Ding vor mancherleye getrencke, sunderlich obir eyne tiffche. Meydet alle grobe vnd getrübe getrencke. Ir moget vnderstunden trincken van eynem geringen lutern byer ader van einem geringen mete. Nuttet euch sere vor starckem getrencke. Obirsollet euch ouch mit nicht mit essen ader mit trinken. Steet yr yo vff van dem tiffche mit meer begerlichkeit essens vnd trinckens. Doch noch der moltzeith solt yr nützen Ingeber, obirczogen coriander, obirczogen trazea ⁵⁾ vnd ander confect, dy die crafft der vordengunge sterken vnde solt euch hutten noch der moltzeith vor allerleye

1) Weizenbrot. 2) vielerley. 3) Während einer Mahlzeit. 4) Rheinfall oder Retteliner oder Proseler-Wein, vinum Pucinum. 5) Die Bedeutung dieses Worts habe ich nicht ausfindig machen können. Enzian ist es nicht, die Schriftzüge sind gar zu deutlich. (Vielleicht Tragea oder Tragema, Trisenet, bey den Aerzten ein gröblich zerstoßenes Pulver; in den Küchen gebähete Gemmeischnitte mit Wein begossen und gestoßenem Gewürze bestreut. Siehe Adelungs Wörterbuch unter dem Worte Trisenet. — Der Re-dakt.)

früchte, besunder gebroten birnen, Mandelen dy mag man wol essen noch der moltzeith 2c. vnd solt czwischen beyden moltzeiten trincken, also ir aller wenigest konnet ader nichts, vff das die vordengunge nicht vorhindert wirt. Vnd ouch were is wol noth, das dy beyden moltzeiten van eynander weren gescheiden 6 oder 7 stunden, vff das, das jr nicht setzet roe speiße uff das, das do nicht halp vordenguet ist, do doch große frangheiten von komen. Duch solt jr euwer Houbt vnd fusse bewaren is sey tag ader nacht vor grossen frost, wenth is den flos in dem houbte macht vnd hindert dy vordengunge vnd brenget ouch andern grossen schaden. Gnediger Herre, also euwer gnade gernit hot sich czu arbeiten van langer czeit mit reyten vnd mit geende, so rothe ich euch, das jr nicht abeloffet, noch wen ir dy czeit gehalten moget vnd sunderlich des morgens nüchtern, wen euch denne dy arbeit sunderlich nutze ist. Vnd moget ir denne nicht vor deme weter ader sust vor grossen gescheffte, so geet doch in euwerm gemache, wo ir seyt, vff vnd neder, das ir warm werdet ho eer, das ir czu essen geet. Vnd das selbe thut ouch vor dem abentheffen, wenth denne dy bowegungen nutze synt vnd nicht noch der moltzeith, wenth der mage sere wirt gehindert an der vordengunge. Vnd ist eyn bose gewonheit bey hofe, das man also balde reith noch der moltzeith mit fullen Buche, das doch euwer gnade vnderstunden wol wandelen mochte. Vnd mochte is seyn, das sich euwer gnade lisse genugen an 3 truncken in der collacien ¹⁾, das were wol

1) Collation, Gastmahl, Schmauserey. Noch jetzt hat man davon in Preußen das Wort Klaatsh, unter der Bedeutung eines Kinderschmauses.

gut. Auch mit nichten solt ir euch slossen legen mit fullen buche, sunder dirgeet euch ho vor wol, das ir keyne beswerunge der spiße ader getrencke fület. Schicket, das euwer gnade noch dem essen des morgens vnd obends nicht czu handes ¹⁾ in grosser bewegunge des leybes sey, sunder das ir eyn wenig steet noch dem essen vnd dornoch gerinclich spatcziren geet ader suß euch frolich macht mit fortzeweile. Auch genediger Herrre, wen euwer gnade vil gescheffte hot, nemet die morgentzeit vor euch. Noch deme essen mendet wy ir moget euch ader dy euvern tczu bekommen, bis das dy Douwunge gescheen ist vnd denne so volendet euwer sache, wente sicher genediger Herrre dy beswerunge der spiße vnd des getrenckes dy nature vnd dy sinnen also besweret, das man euch nicht wol roten mag vnd hindert alczu sere czu der Douwunge. Schicket ouch, wenne ir slossen wollet, das ir czu rucke werffet alle gescheffte vnd gedanken, beuelet gote dem almechtigen euch vnd alle euwer sachen vnd leget euch vor uff dy rechte seyte vnd leget hoch mit dem Houbte etwas vnd wenne ir dirwachet, feret euch vff dy lincke seyte. Slosset mit nichte vff dem antlicze ader vff deme rucke, vnd euwer genade behilffet sich wol mit sechs stunden drene vor der metten ²⁾ und drene dornoch. Moget ir ouch meer tczeit haben, dy nemet derczu. Mendet des tages zu slossen, is were denne sache, das ir dy vornacht nicht wol geslossen hettet, vnd so moget ir wol eyne stunde ruen des tages vnd nicht czu handes noch dem essen. Gewenet ouch euvern leip, das her nicht veste sye, also ich vorgeschriben habe mit der wei-

¹⁾ sogleich. ²⁾ bedeutet wahrscheinlich hier so viel als: Mitternacht.

chen kost. Were is aber sache, daß das nicht enhulfe, so lossset euch machen czeppichen van honige vnd saltze, vnd welden dy nicht helffen, so dirweichet den leyp mit eynem chystire, also daß is eymer fene tag sey, euwer gnade habe yo eynen stuel, wente di verstoppunge alzu gressen schaden thut; ader ir moget nemen czu stunden von euvern pil-len ader casseafistula ¹⁾). Duch genediger Herre moget ir vnderzeithen baden noch euwer gewonheit des morgens nuchtern vnd noch dem bade haltet euch warm besunder das houpt noch dem wasschen.

Duch meydet allen czorn, went alsotane czufalle schedelich synt dem leybe vnd wandelt das blut. Lossset euch mit nichte euwer gemutte besweren mit keynerleye betrupnisse, wente is doch euwer gnade wol kompt. Sust schicket euch freude wy ir moget. Mit euwerm gesinde synt frolich vnd obirgebet alle betrupnisse wen jr esset trincket ader flossen geet. Is, daß ir van gescheffte wegen euch der sorge nicht entslaen konnet, so lossset vor euch spielen die kroppel ²⁾ ader sust speleleute, dy do czemelich ³⁾ vnd frolich geberden konnen treyben ⁴⁾, do ir dy gedanken moget mete obirwinnen.

Vnd ich solde euwer gnade vil ander stücke mee schreiben, das doch nu nicht noth ist ic.“

Da hier der Aufsatz abgebrochen und der Schluß nicht beygefüget ist, so kann ich das vor

1) Rohr: oder Purgier: Kassie, eine bekannte ostindische und ägyptische Baumart. 2) Krüppel. Vorzeiten, da es noch keine Musiker, sondern allein nur Musikanten gab, die für Geld spielten, legten sich vorzüglich die Gebrechlichen auf die Musik, um damit ihren Unterhalt zu verdienen. Es ist bemerkenswerth, daß man bey dergleichen Menschen gemeinhin viel Talent zur Musik antrifft. 3) ziemliche, d. i. geziemende, anständige. 4) Also schon damals Schauspieler? doch — mit Respekt zu sagen!

mir liegende alte Blatt nicht für das Autographon
des Arztes, sondern muß es vielmehr für eine Ab-
schrift des letztern halten.

Goldingen.

D. Hennig.

L e n z e s f e n e r.

(Mit Musik.)

Sanftes, liebliches Lüftchen, wie so milde
Wallst, dem Odem der Liebe gleich, daher du
über Fluren und Haine, die der Nordwind
Jüngst noch durchbraus'te?

Ja, dich sendet der Liebe Geist aus dem Ge-
filde Seliger jenseit, daß du weckest
Leben tausendfach, welches schlummert in dem
Schooße der Mutter.

Hauche, Lüftchen, den zarten Keim zur Blüthe, —
Wie er liebend sich dir entgegensehnet! —
Daß ihr würziger Duft den Waller lab' im
Schatten der Erlen.

Bald auch über des Sängers Hügel hauchst du;
Und er schlummert im Kühlen, harret des Erndte-
Tages; aber ein Beilchen sproßt hervor für
Seine Geliebten.

Liebau.

E h r e n r e t t u n g.

Ein Idiot wär' Pastor Bäß? —
Wohl möglich — doch was schadet das?
Die Bibel lehrt, daß selbst aus eines Esels Rinne
Zuweilen helles Wasser rinne.

* — *

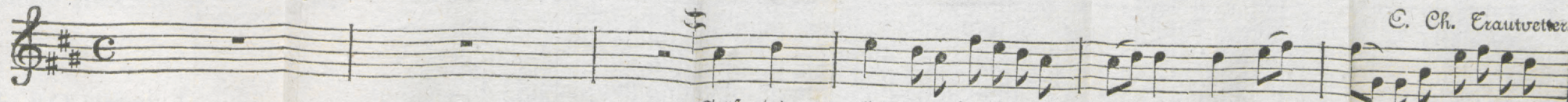
(Hierbey ein Musikblatt.)

In ganz freyer, nicht langsamer Bewegung.

Lenzes = Feyer.

C. Ch. Trautvetter.

Soprano.

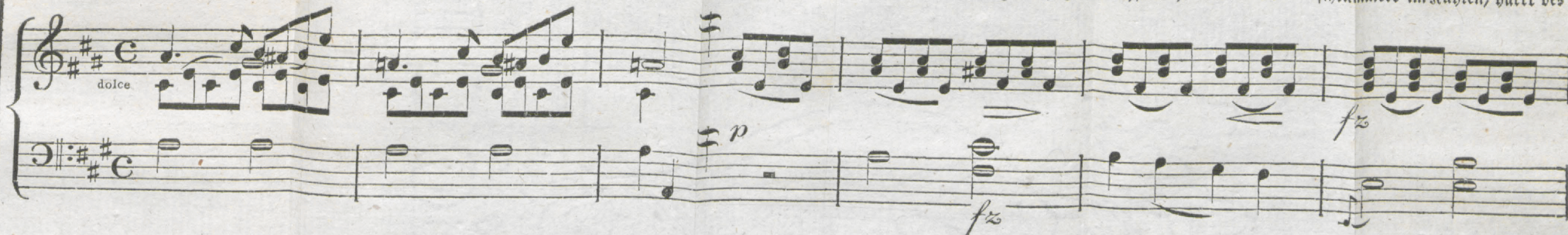


1. Sanf = tes,
2. Sa, dich
3. Hau = che,
4. Bald auch

liebliches Lüstchen, wie so mil = de wallst, dem
sendet der Lie = be Geist aus dem Ge = sil = de
Lüstchen, den zarten Keim zur Blü = the, — Wie er
ü = ber des Sängers Hügel hauchst du; und er

Dem der Liebe gleich, da =
Ge = li = ger ien = seit, daß du
liebend sich dir entgegen =
schlummert im Kühlen, harret des

Piano-
Forte.

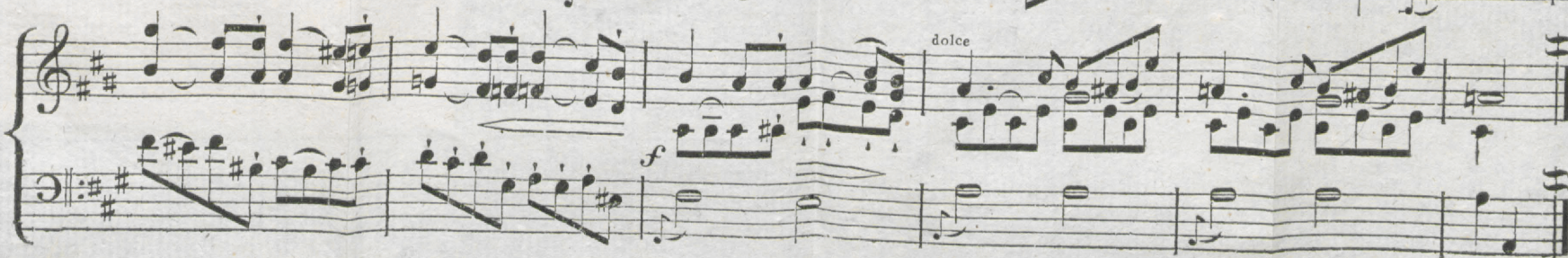
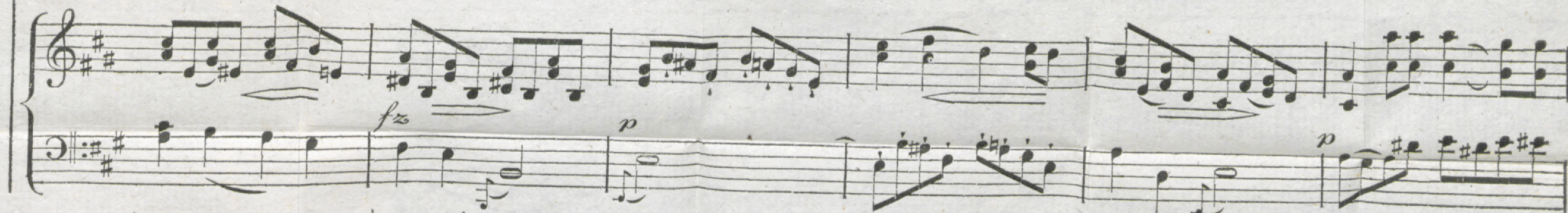


1. her du ü = ber
2. we = ßest Le = ben
3. seh = net! — daß ihr
4. Ernd = te = tages,

Fluren und Haine, die der Nordwind
tausendfach, welches schlummert in dem
würzi = ger Duft den Waller lab' im
aber ein Weisichen sproßt her = vor für

jüngst noch durchbrauf' = te,
Schoße der Mut = ter,
Schatten der Er = len,
sei = ne Ge = lieb = ten,

— — — — —
jüngst noch durchbrauf' = te.
in dem Schoße der Mut = ter,
im Schatten der Er = len.
für sei = ne Ge = lieb = ten.



Dal Segno.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 19. Mitau, den 13. May 1807.

L i t e r a t u r.

St. Petersburgische Monatschrift. Für
das Jahr 1806. 10. Januar bis Juni.

(Beschluß der in Nr. 18. abgebrochenen Recension.)

Unter die uns unmittelbar interessirenden Aufsätze gehören endlich die Bemerkungen über das Theater, unserer Meinung nach, weniger als Nationalbildungsanstalt, denn als reiner Tempel der Kunst, abgesehen von allen Nebenzwecken. Es ist folglich sehr verdienstlich, ja unerläßlich, daß ein vaterländisches Journal sich um diese Zeichen der artistischen Ausbildung bekümmere und zu deren Vervollkommnung hinarbeite. Um so zweckmäßiger wären kunstgerechte Rügen, als Schilderungen von Stücken, wie das von Kratter, und Nachweisungen eines attischen Salzes in den Organen des Gehirns, gewesen. Auch hat uns gewundert, daß man mit merkantilischer Spekula-

tion mehr von der Sorge für eine wohlbesetzte Oper, als von den Hülfsmitteln ächttheatralischer Schönheit spricht. Diesen Notizen gleich interessieren die Proben der Dichtkunst. Hier wird aber die Gefahr des wahren Schönen größer, weil der Rhythmus, der Reim, die Sprache, Flittern um eine Blöße hängen, die nur allzu oft sich selbst in ihrem Puzze erkennt. Möge Niemand nach den in diesen 6 Heften aufgestellten Proben den Zustand der nordischen Poesie beurtheilen, und zur Ausöhnung mit derselben sich mit uns nur zunächst an den Herausgeber der Kuroia und seine Mitarbeiter erinnern. Der Weihegesang (Januar). Die Hütte der Ruhe (März). Die Gedichte des Herrn v. S — u. und besonders die des Herrn M — — s — der vergebens in der Umstülpung seines Namens (mittelft deren er sich in einen Suesum verwandelt) eine Celebritäts-Spekulation versucht — stehen sämmtlich weit unter dem Mittelmäßigen, und das einzige Gedichtchen des Herrn Pf. bey dem Eisgange der Newa (April) zeichnet sich durch einen lyrischen Geist, wenn auch nicht durch Gewandheit der Sprache, aus. Aufsätze ohne nähern Bezug auf unser vaterländisches Interesse enthalten die vorliegenden Stücke fast in gleicher Zahl. Um so mehr erwartet wenigstens Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen von ihnen, um den Leser, der hier nur das Nützliche und Angenehme sucht, schadlos

zu halten. In dieser Hinsicht ist Dr. Gall und die Geschichte seiner Lehre (Januar) eine willkommene Notiz über einen Modeartikel unserer Tage, zumal sie sich in keine *Raisonnements* einläßt, die ohnehin nur anatomischen Messern und philosophischen Konstruktionen überlassen bleiben mögen. Dagegen ist der Aufsatz über Feuer= spendende Berge in Südamerika (ebenda= selbst) höchst mager, und statt belehrender Untersuchungen, empfangen wir die bekannte Nachricht, daß auch in Neu=Spanien Vulkane anzutreffen sind, nebst der Beschreibung einer Eruption; lieber hätten wir die, Seite 111, erwähnten „äußerst wichtigen Entdeckungen“ des Beobachters (da Croze) selbst gelesen. — *Ökonomie und Architektur* (März) eine sehr wohl geschriebene Abhandlung des Herrn Professor Krause, worin der Werth dieser Wissenschaften mit Kraft, Witz und Beredsamkeit, wenn schon nicht von einem neuen Standpunkte aus, gezeigt wird. Was über Architektur gesagt ist, hat Vorzüge vor der Behandlung der *Ökonomie* (Ordnung auf den Besitz angewandt), und vielleicht hätte mit uns mancher Leser sich gefreut, den würdigen Verfasser hier Blicke auch auf das innere Eigenthum des Menschen werfen zu sehen, in so fern bey einer allgemeinen Übersicht des Gebietes der *Ökonomie* dieser physische Theil nicht außer den Grenzen lag. Für die tabellarische Übersicht des Ge=

winnstes und Verlustes der sämtlichen kriegsführenden Seemächte von 1793 bis 1806 (März) verdient Herr Schröder den Dank aller Leser; nur können wir uns nicht enthalten, ihm bey dieser Gelegenheit ein sorgfältigeres Studium der deutschen Sprache und des Stylls dringend zu empfehlen. Ob wir dazu Veranlassung haben, mögen die Leser nach folgender Stelle entscheiden: (S. 217.) „Ist es recht, ist es gut für Menschenwohl und Staatenglück, wenn Bonaparte eine ungeheure, bis dahin nie erhörte (!) Armee auf die Seine (sic) hält, und dadurch andere Staaten zwingt (,) ein Gleiches zu thun, um seinem Eigenwillen, seiner reisenden Macht Schranken zu setzen? hiedurch aber Millionen Arme dem Ackerbau, den Fabriken, den Künsten des Friedens entzogen werden, und eine Theurung der Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit zur Folge hat, die für jeden Bürger eines Staats drückend und fast unerträglich wird.“ —

Über China, von Hrn. Pastor Richter (April u. f.). Abgerechnet, daß Darstellungen der chinesischen Religionsysteme das jetzt mehr als je auf dieses große orientalische Reich gerichtete Publikum, und vorzüglich Russen, interessiren müssen, die durch die bekannte Ambassade auf nähere Nachrichten über jene noch immer unbekannte Nation gespannt waren; so steht eine so sachkundige Ab-

handlung stets am rechten Orte, und erwirbt sich um so mehr Dank, da sie immer als klassisches Original benutzt werden kann. — Über die Schönheit. Ein ästhetischer Versuch, vom Herrn Pastor S —. (Ebendasselbst). Ein, den meisten diesen Gegenstand betreffenden Abhandlungen ähnlich mißlungener Aufsatz. Rec., der sich längst mit dem Versuche beschäftigt, eine hellere Beleuchtung des Schönen aufzufinden, erinnert hier nur, daß, so lange man die Schönheit in der Form aussucht, ja so lange man, selbst bey der Annahme eines innern Princip's, dieses Innere in der menschlichen Seele sucht, man schwerlich dieses bisher vielfarbige Spiel unserer befangenen Augen aufklären werde. — Über Staatswissenschaft, von Hrn. Professor Rambach. (May.) Bloße Deklamation, und obendrein längst einzeln gedruckt. — Über historische Glaubwürdigkeit, von Herrn Albers. (Juni.) Sehr lesenswerth. — Kurland vor dem Jahre 1796. (Ebendasselbst.) Manches Wahre, manches halb wahr; alles aber vielleicht mit zu grellen Farben aufgetragen. Herr von Schlippenbach hat diesem auf Rechnung seiner Landsleute ausgeführten Elogium eine Antwort im Septemberhefte ertheilt. — Auch ein Paar reinpolitische Aufsätze haben Platz gefunden: Kann sich in Europa eine neue Dynastie gründen und behaupten? (April) und

die politischen Befürchtungen des Jahres 1806. (Juni.)

Für die Unterhaltung ist mit verschiedenem Glücke gesorgt. Der Leser, welcher sich mit bloßen Anekdoten begnügt, findet in der italienischen Anekdote (Februar) eine sonder gleichen, und wir empfehlen sie den Komödienschreibern als ein Hauptstückchen von Überraschung. Auch die merkwürdigen Punkte aus der Geschichte (April) sind nichts mehr und nichts weniger als ein Paar Anekdoten, und zwar ohne sonderliches Interesse. Dagegen werden die Kleinigkeiten von Rozebue (Februar und März) — Herr von R. verdient gewiß Meister in der Gabe zu unterhalten genannt zu werden — jeden Leser aufs angenehmste befriedigen. — Theseus oder die Engel am Scheidewege. (April u. f.) Sollte die St. Petersburgsche Monatschrift auch Kindern von 10 Jahren (denn einem Knaben dieses Alters ist dieß Angebinde gewidmet) unter ihren Lesern in die Hände fallen, so dürften diese vielleicht an unserm Theseus und der blumenvollen Einkleidung seiner Geschichte ein Wohlgefallen finden, welches wir Erwachsene ihnen nicht verargen mögen. Doch hätte dieser Aufsatz dann lieber für irgend eine Kinderschrift bestimmt werden sollen. Herr Suesum erzählt von einer Maskerade zu W — (April) mit vielem Geschmack den unhöflichen Einfall einer Diognesmaske, die auf Kosten der ganzen Gesellschaft ein Kompliment anzubringen mußte; und diese Erzählung ist in einer Sprache geschrieben, wie: „der Sonne goldne Strahl“ — „in bunten Gewühle“ u. d. m. Auch muß man, um einen komischen Doppelsinn zu verlieren, folgende Stelle genauer untersuchen: „Auf welches (Karneval)

du (die Schwester) dich bennähe eben so lange freutest als auf deinen jetzigen Mann, ehe ich zur Beschreibung anderer Lustbarkeiten schreite.“ Die Proben aus der Pädagogik des Mittelalters (May) dienen zu einer angenehmen Lektüre. Wie damals der Witz spielte, ratiocinirt heut zu Tage mancher mit einem philosophischen Witz.

Platon.

(Fortsetzung des in Nr. 13. abgebrochenen Aufsatzes.)

Jetzt liefere ich die Übersetzung einer Episode aus dem Dialog Philebos, oder über das höchste Gut. In demselben scheint mir, wie mit prophetischen Worten, der heutige Zustand der Philosophie geschildert zu seyn. Die nähere Anwendung wird mir hoffentlich Jeder, der an philosophisches Denken gewöhnt ist, gerne erlassen. Ich gebe freylich nur ein schönes Glied von einem schönen Ganzen; allein die Episoden im Platon haben, gleich denen im Homeros, wiederum in sich eine, wenn auch nur relative, Einheit und Vollendung. Vielleicht wird in dieser Übersetzung die Sprache des Originals zu sehr durchgehört. Ich wollte lieber in diesen, als in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Die neueren Versuche, den Platon zu verdeutschen, scheinen wenig Aufsehen gemacht zu haben. Worin der Grund hiervon zu suchen sey, kann ich nicht entscheiden, da ich jene Arbeiten nicht kenne. So viel ist gewiß, daß die Übersetzung des Platon eine eben so schwierige Aufgabe ist, als die des Homeros, und daß derjenige, der diese Aufgabe glücklich lösen

könnte, sich um die Philosophie dasselbe Verdienst erwerben würde, welches Boß sich um die Dichtkunst erworben hat; ihm müßten dieselben Freyheiten zugestanden werden, damit er der Schöpfer einer platonisch-deutschen Sprache werde, wie Boß sich eine homerisch-deutsche Sprache gebildet hat. Folgender Versuch soll hier nur die Stelle einer zu erwartenden vollkommneren Berdeutschung vertreten.



Sokrates. Nun wollen wir nicht länger darum streiten, wie dasjenige siege, was ich setze, oder was du aufstellst; sondern für die Wahrheit ziemet uns beyden zu kämpfen. Protarchos. Das ziemet uns freylich. Sok. Diesen Satz nun lasset uns noch mehr durch Einverständigung fest stellen. Prot. Welchen denn? Sok. Der allen Menschen zu schaffen macht, theils mit ihrem Willen, theils auch einigen je zuweilen gegen ihren Willen. Prot. Erkläre dich deutlicher. Sok. Den meine ich, auf welchen wir jetzt stoßen, der wunderbarer Natur ist: daß nämlich das Viele eins, und das Eine vieles sey, ein wunderbarer Ausspruch, leicht anzufechten, welches von beyden man auch setzen mag. Prot. Meinst du, wenn Jemand von mir aussagte: ich Protarchos, den die Natur als einen geboren werden ließ, sey viele, und diese, als mich und einander entgegengesetzt, als groß und klein annähme, und als schwer und leicht denselben, und dergleichen mehr? Sok. Du freylich, o Protarchos, führtest an, was aufgehört hat wunderbar zu seyn, in Betreff des Einen und Vielen, es ist schon so zu sagen nur eine Stimme darüber, daß man dergleichen nicht in Anregung bringen dürfe; man nimmt an, es sey kindisch und leicht,

und werde den Untersuchungen sehr hinderlich. So verhält es sich denn auch damit, wenn Jemand die Glieder und hinwiederum die Theile eines Dinges in Gedanken trennt, alles diese jenem Einen gleichsetzt, dann mit Lachen es verwirft, weil er zu der unerhörten Annahme gezwungen sey: das Eine sey gleich Vielem und das Viele gleich Einem. Prot. Du aber, o Sokrates, was meinst du denn sonst, worüber noch nicht einstimmig entschieden sey in Betreff jenes Satzes? Sok. Wenn man, o Knabe, das Eine nicht der entstehenden und vergehenden Dinge setzt, gleichwie so eben wir angeführt haben, alsdann freylich ist ein solches Eine, als wir nunmehr anführen, nach aller Übereinstimmung nicht zu verworfen. Wenn aber Jemand sich unterfängt, Mensch als Eines, und Doh als Eines, und das Rechte als Eines, und das Gute als Eines zu setzen; so schaffen diese und dergleichen Einheiten viel Mühe, und nach der Trennung viel Unsechtung. Prot. Wie so? Sok. Einmal, ob man einige dergleichen Einheiten annehme müsse, als wirklich seyend; dann wie jede derselben, immer die nämliche bleibend, und weder des Entstehens noch des Vergehens empfänglich, zugleich unwandelbar die Eine sey; ferner, ob, in der unendlichen Reihe entstandener Dinge, sie als zerstreut und vervielfältigt zu setzen sey, oder als in ihrer Ganzheit von sich selbst gesondert; dieses eben dürfte am allerunmöglichsten scheinen, daß ein und dasselbe zugleich in Einem und Vielem wirklich werde. Das also ist es, o Protarchos, was in Betreff eines solchen Einen und Vielen, aber nicht jenes anderweitige, Anstoß verursacht, wenn man darüber nicht gehörig einverstanden ist, ist man es aber, gute Bahn eröffnet. Prot. Folglich müssen wir

dieses, o Sokrates, jetzt zuerst ausmitteln. Sok. Ich wäre der Meinung. Prot. Du darfst annehmen, daß wir alle dir darin beistimmen. Dem Philebos aber müßte man vielleicht vor der Hand lieber nicht zum Fragen aufregen aus seiner guten Lage. Sok. Es sey. Von wo aus soll man nun aber diesen weitläufigen und vielfachen Streit um die zweifelhafte Sache beginnen? etwa daher? Prot. Woher? Sok. Wir behaupten, daß eben dieß Eine und Viele, durch den Verstand gegeben, überall mit ins Spiel komme bey jeglichem Gedanken, immer sowohl jetzt als sonst. Auch wird dieses weder je aufhören, noch hat es jezo angefangen, sondern es ist dieses, wie mir scheint, eine unsterbliche, nie alternde Eigenschaft der Gedanken selbst in unserm Wesen gegründet. Welcher Jüngling aber eben erst davon gekostet hat, ist entzückt als über einen gefundenen Schatz der Weisheit; von Freude begeistert regt er begierig jede Untersuchung an; bald rundet er einerseits und drehet alles in Eines zusammen, bald wickelt er wieder auseinander und zerlegt; stürzt in Verwirrung zuerst und am meisten sich selbst, und sodann jeden, deß er habhaft wird, sey er jünger, oder älter, oder auch gleichen Alters mit ihm; scheut weder Vater noch Mutter, noch irgend einen der Hörer; kaum schont er ein anderes lebendiges Wesen, außer den Menschen; sogar der Ausländer würde er keinen scheuen, könnte er nur einen Dolmetscher irgend woher erhalten.

E. Ch. Trautvetter.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Ähnlichkeit im Charakter zwischen Bauern und Juden.

(Beschluss des in Nr. 17. abgebrochenen Aufsatzes.)

So ist also Einseitigkeit und eine zu geringe Meinung von dem Verstande Anderer dem Bauer, wie dem Juden, eigen, und die natürliche Folge einer angestregten lebenswierigen Beschäftigung mit einem einzigen Gegenstande. Der zweyte, bereits angegebene, Umstand, aus dem sich so manche Ähnlichkeit im Charakter des Bauern und Juden erklären läßt, ist, daß beyde seit langer Zeit im Drucke leben und oft der Verachtung der höhern Stände ausgesetzt sind. Es sey uns erlaubt, die natürlichen Folgen, die dieses Verhältniß erzeugen muß, zu entwickeln, und dadurch vielleicht etwas zur Milde rung des Urtheils über das Mißtrauen, die Unredlichkeit, die Lücke und Halsstarrigkeit dieser beyden Klassen beizutragen. Leute aus gebildeten Ständen urtheilen oft lieblos und absprechend über den Bauern, wie über den Juden, ohne sich in die Lage derselben zu versetzen; sie bemerken schlechte Eigenschaften und Handlungen, ohne die Wurzeln des Übels zu entdecken, ohne zu erwägen, was der Mensch in gewissen Lagen und Verhältnissen nothwendig seyn und werden muß, eben weil er Mensch ist.

Das Eigenthümliche im Charakter des Bauern bestimmt das Verhältniß desselben gegen seinen Gutsherrn und gegen die bürgerliche Gesellschaft überhaupt. Er ist das unterste Glied derselben, weiß aber sehr wohl, daß nur er ihr Haupternährer ist; er muß so viele und so schwere bürgerliche Lasten einzig und allein tragen, ist dabey der Verachtung, oft der Unterdrückung von Seiten der Höhern ausgesetzt; ist zugleich Arbeiter und Basall

seines Herrn, muß verrichten, was dieser befiehlt, und wird zugleich von ihm gerichtet und gestraft. Diese doppelte Gewalt führt nothwendig etwas Willkührliches mit sich — und, wenn sie auch gerecht ist, so ist sie doch drückend. Kein Stand wird so unaufhörlich der Oberherrschaft, die andere über ihn haben, gewahr, als der Bauernstand. In einer ähnlichen, wenn auch nicht gleichen, Lage befindet sich der Jude; auch er ist Obriheiten aus andern Ständen unterworfen, wird allgemein und sichtbarer noch als der Bauer von Andern verachtet, trägt doppelte bürgerliche Lasten, ist dabei von vielen bürgerlichen Vorrechten ausgeschlossen, und, wenn ihn gleich seine persönliche Freiheit vor Willkühr schützt, so zwingt ihn doch Mangel und Armuth, manche Verspottung und willkührliche Bedrückung zu ertragen.

Die erste Folge eines solchen Verhältnisses wird und muß natürlich seyn, ein festes Zusammenhalten der Einzelnen mit ihres Gleichen; und dieß bestätigt auch die Erfahrung. Die Bauern, wie die Juden, werden von einem esprit de corps beseelt, der ohne das oben berührte Verhältniß nicht völlig erklärt werden kann. Der Bauer, wie der Jude, hängt fest an seines Gleichen, verräth ihn höchst selten; gesetzt auch, daß er die That selbst mißbilligt. Er hat mit Niemand mehr Mitleiden, entschuldigt, unterstützt, vertheidigt Niemand angelegener, als seinen Mitbruder.

Eine zweite Folge aus dem oben angegebenen Umstande ist: Mißtrauen gegen seine Obern, und überhaupt gegen Jeden, der nicht seines Gleichen ist. Dieses Mißtrauen erstreckt sich sogar auf die Unterregierungen oder Behörden. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Jude keinem Chri-

sten traut; dem Bauer noch am meisten, weil er ihn übersieht. Der Grund dieses Mißtrauens liegt wahrscheinlich nur in der Unterdrückung und Verachtung, die die Juden seit langen Zeiten von den Christen haben ausstehen müssen. Stärker, als bey den Juden, ist das Mißtrauen des Bauern gegen seine Obern, und überhaupt gegen alle Deutsche. Warum? das mögen folgende Bemerkungen, die der vortreffliche Garbe bereits machte, erklären. Dieses Mißtrauen des Bauern ist ein charakteristischer Zug seines Gemüths, der auf sein ganzes Betragen Einfluß hat. Es ist, so wie die Ursache desselben, von doppelter Art. Entweder ist es Mangel des Zutrauens und eine Art von Scheu aus Unwissenheit, oder wirklicher Argwohn aus gemachter oder vermeinter Erfahrung vom bösen Willen des Andern. Das Mißtrauen der erstern Art ist die Gesinnung des Geringern gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil wird der gemeine Mann von den höhern Ständen zu wenig gekannt; und wirklich nur genauere Bekanntschaft und öfterer Umgang vertreibt die dem Menschen natürliche Schüchternheit, die man bey Kindern gegen Fremde bemerkt, und die jedem Geschöpfe, das seine Schwäche fühlt, in Absicht neuer und fremder Gegenstände eigen ist. Diese Furcht geht aber leicht in Widerwillen und Haß über; denn man ist Personen nicht gewogen, die eine so unangenehme Empfindung, als die Furcht ist, erregen. — Zum Theil ist der Anblick des Prunks, der den Höhern umgiebt, des beständigen Überflusses, in dem er lebt, überhaupt jedes Zeichen der Ungleichheit, dem niedrigern Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht so tief in die Sklaverey versunken ist, daß er gar keine Vergleichung zwischen sich und seinen Gebieter, oder den

Höbern, anzustellen wagt (was weder bey unserm Bauer, noch weniger bey dem Juden der Fall ist); so sieht er letztere (Gebieten und Höhere) selten ohne Reid an; aber mit dem Reide ist Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweyte Art des Mißtrauens entsteht aus mehr positiven Ursachen. Die Erfahrung hat den Bauern, so wie den Juden, gelehrt, daß wirklich viele von den höhern Ständen in dem Betragen gegen ihre Unterthanen, oder gegen den Niedrigern bloß durch Eigennutz getrieben werden; daß sie ihre Rechte so sehr weit auszudehnen, die Vortheile der Niedern so viel als möglich zu beschränken suchen. Diese Gesinnung, die Manchem aus den höhern Ständen eigen ist, vermuthet der Bauer, und so ziemlich auch der Jude, bey Allen; diese Bewegungsgründe, welche bey manchen Vorschlägen und Veränderungen sichtbar sind, sieht vorzüglich unser Bauer als die einzigen an, durch die der Stand der Herren geleitet wird.

Überdieß sind seine und seines Herrn Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegengesetzt: in sofern nämlich die Vortheile des Arbeiters und dessen, dem die Arbeit geleistet wird, einander entgegenstehen (dasselbe gilt vom Verkäufer und Käufer). Die Verbindung, die in anderer Absicht zwischen ihrem beyderseitigen Interesse obwaltet, ist versteckter und erfordert Überlegung; daher bleibt der nicht denkende Bauer bey dem ersten stehen. Bey jeder Neuerung, die sein Herr macht oder vorschlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm schädliche Folgen sieht, vermuthet er doch schädliche Absichten. Um also nicht überlistet zu werden, widersezt er sich, ehe er noch geprüft hat. Diese Partey scheint ihm immer die sicherste zu seyn.

Es ist bereits gesagt worden, daß dieses Mißtrauen sich auch auf die Regierung erstreckt. — Nicht bis auf den Landesherrn. — Eben weil dieser durch seine Erhabenheit von dem Gutsherrn und dem ganzen höhern Stande so weit entfernt ist, als er selbst, der Bauer, vom Herrn, durch seine Niedrigkeit; so hält er sich überzeugt, der Landesherr sey unparteyisch. Aber die Besizer der Gerichtshöfe und Behörden sind mit seinem Herrn von gleichem Range; beyde gehen viel mit einander um; jene können von diesen Gefälligkeiten und Dienste erwarten: sie sind ihm also nicht weniger verdächtig.

Das Mißtrauen des Bauern umfaßt alle Deutsche, das des Juden alle Christen, wie früher erwähnt wurde. Unser Bauer sieht alle Deutsche, der Jude alle Christen, für seine Unterdrücker an. Beyde sind sich eines frühern Zustandes bewußt, wo dieser Druck nicht Statt fand, und leben daher in beständiger, geheimer Feindschaft mit denen, die sie für die Urheber desselben ansehen. Hieraus läßt sich denn auch die dritte Erscheinung in ihrem beyderseitigen Charakter erklären: die Unredlichkeit nämlich gegen Alle, die nicht von ihrem Stande oder Volke sind, — die Einbildung, daß sie nicht unrecht thun, wenn sie denen, die sie für ihre Unterdrücker ansehen, oder die im Überflusse leben, während sie Dürftigkeit und Mangel ertragen müssen, und die überhaupt so viele Vortheile vor ihnen voraus haben, durch List und Betrug etwas abzugewinnen suchen. Daher die Maxime unter den Bauern: es sey eben keine große Sünde, den Herrn zu bestehlen, der so viel besitze, und an dessen Eigenthum sie durch ihren Schweiß auch einigen Antheil hätten. Aber einen Bauern bestehlen, das sey große Sünde,

(Pee nabbaga zilweka sweedreem wairigam tapt.) Eben so meint auch der Jude: einen Christen zu betrügen sey erlaubt; aber nichts scheint ihm unverzeihlicher, als wenn ein Jude den andern bestiehlt.

Es würde zu weitläufig seyn, diese Parallele über den Charakter des Bauern und Juden noch weiter fortzuführen. Auf ähnliche Weise, wie bisher geschehen ist, könnte man leicht die, beyden eigenthümliche, Verstellungssucht, Heimlichkeit, Lücke, Demuth, Furchtsamkeit und Feigheit entwickeln. Allein zum Theil erlaubt der Raum dieser Blätter keine langen Abhandlungen, sondern nur Fragmente und Winke, zum Theil ist die Nutzbarkeit beyder Menschenklassen von gar zu großer Verschiedenheit für die bürgerliche Gesellschaft überhaupt; indem die eine die ächt producirende, die andere aber nur konsumirende Klasse ist, die sich zu einander in so entgegengesetztem Verhältniß, wie das Positive zum Negativen, oder, um bildlicher und doch Manchem deutlicher zu reden, wie die Getreide gebenden zu den Schmarroter-Pflanzen, verhalten, als daß eine weiter fortgesetzte Vergleichung nicht zuletzt den Leser ermüden sollte. Wird dieser Aufsatz einiger Aufmerksamkeit gewürdigt und verdient er fortgesetzt zu werden *); so wollen wir in Zukunft noch einige Bemerkungen über unsern Bauern ausschließend und über die Ursachen einiger Eigenthümlichkeiten seines Charakters der Prüfung unserer Leser vorlegen.

— t —

*) Das ist wohl keinem Zweifel unterworfen, und gewiß sehen, mit mir, alle unsre Leser der Fortsetzung verlangend voll entgegen. — Der Red.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 20. Mitau, den 20. May 1807.

L i t e r a t u r.

Aphorismen und abgerissene Gedanken über verschiedene Gegenstände des Lebens, von einem Vater für ein geliebtes Kind gesammelt (gesammelt). Mitau, 1807. Gedruckt bey Steffenhagen und Sohn. Ohne die Vorrede und das Pränumerantenverzeichniß 94 S. 8.

Ein Mann, der sich als Schriftsteller für die Jugend ankündigt, berechtigt das Publikum zu großen Forderungen. Er tritt in die Reihe der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts; er will durch seinen Unterricht das Glück, die Ruhe und Zufriedenheit der aufblühenden Mitwelt und nächsten Nachwelt gründen, sichern und, wenn es möglich ist, gegen die Stürme bewahren, welche er selbst mit seinen Zeitgenossen erfahren mußte. — Basedow, Weisse, Rochow, Rampe sind seine ehrwürdige Gefährten, von welchen der letzte

sicherlich sich einen schönern Kranz durch seine Kinderschriften, als durch seine Puristerei in unserer Sprache, erworben hat. Sie haben tausendfach Gutes gewirkt. Ältern und gewissenhafte Erzieher nennen ihre Namen mit Ehrfurcht. An ihrer leitenden Hand haben sich diese zu dem hohen Berufe gebildet, Menschenglück zu gründen und zu erhöhen. Denn, wie verschieden auch die Gesichtspunkte seyn mögen, aus welchen man hier und da den Erzieher der Jugend betrachtet; so bleibt doch für jeden Menschen von gesundem, vom Vorurtheile nicht verkrüppeltem, Verstande ausgemacht, daß der Erzieher eines Kindes der Wohltäter oder Verderber einer Familie auf unabsehbare Zeit werden könne und oft werde. Wie hoch ist also der Werth eines Schriftstellers, welcher für Kinder schreibt, anzusehen, wenn seine Arbeit Vätern, Müttern und Erziehern zur Grundlage des schönen Gebäudes menschlicher Glückseligkeit dienen soll? Er muß — dieß erwartet man mit Recht — die Natur des Menschen in ihrem ganzen Umfange studiert haben — keine Seite darf ihm unbekannt seyn. Ein Arzt, welcher den Körper nicht kennt, nicht weiß, was ihm nützt oder schadet, mit den Krankheiten und ihren Symptomen nicht bekannt ist — kann man ihn einen Arzt heißen? Wird jemand einen Blinden zum Wegweiser nehmen? Und ein Wegweiser auf der Bahn zur menschlichen Glückseligkeit, der wichtig-

sten, die jeder von uns zu betreten hat, soll er blinzeln dürfen? Oder muß nicht vielmehr sein Blick der hellste, freieste seyn, der je in Gottes Welt gethan werden kann? Und wenn er lehrt, soll auf seinen Lippen nicht die Überredung wohnen, so daß er durch Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kraft seines Vortrags den Verstand überzeugt und das Herz mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht? So schrieben — und wirkten daher die Männer, welchen unser Herr Verf. sich zum Gefährten giebt. —

Er hat sich am Schluß der Vorrede *Frederick* unterschrieben, und sagt in derselben: „Ich bescheide mich gerne, daß manches in dieser Sammlung Enthaltene schon anderswo und vielleicht besser gesagt seyn mag; dennoch hege ich das Vertrauen zu jedem Rechtschaffenen, daß man meiner Absicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen und nur den Kern, nicht aber die Schale dieses kleinen Werks, beurtheilt werde.“ Und so wollen denn auch wir der Absicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen — und durch eine genauere Beurtheilung der Sprache und des Vortrags des Ganzen, den Nutzen, welchen es hier oder da stiften könnte, nicht schwächen; — aber doch gestehen, daß die zwei sogenannten Gedichte des unbekannten Freundes dasselbe durchaus nicht verschönern. Was meinen unsre Leser zu folgender Strophe aus dem ersten,

welches Mütterliche Warnung überschrieben ist?

Frau und Mutter frönt auf Erden
 Nur das weibliche Geschlecht.
 Beides würdig einst zu werden,
 Strebt ein Mädchen stets mit Recht.
 Tochter! — Es ist viel Bestimmung,
 Eines Mannes Herz erfreun!
 Und der Ruhm hat manche Krümmung,
 Mutter für ein Kind zu seyn. —

und aus der Väterlichen Warnung zu dieser?

Willst du, Sohn, dich einst verbinden,
 So befrag' erst recht dein Herz.
 Lern' den Werth der Frau empfinden;
 Mann zu seyn, ist mehr als Scherz! —
 Süßes Schäkern, holdes Küssen,
 Ist noch keine Zärtlichkeit;
 Der muß mehr von Liebe wissen,
 Der sich einer Gattin weihet. —

Difficile est satiram non scribere!

X.

Abentheuer in der Sierra Morena.

(Probe einer Übersetzung eines neuerlich erschienenen französischen Romans.)

Noch hatte der Graf Dlavidez die Sierra Morena nicht durch fremde Kolonien bevölkert; noch hatte diese Kette schroffer Felsen, welche Andalusien von La Mancha trennet, keine an-

dere Bewohner, als Schleichhändler, Banditen und einige Zigeuner, von denen das Sprichwort sagte, sie begnügten sich nicht, die Reisenden zu ermorden, sondern aßen sie auch noch auf. Noch mehr. Der Reisende, welcher sich in diese wilde Gegend wagte, wurde oft, wie man sagt, von tausend Schrecken überfallen, die fürchterlich genug waren, selbst den unerschrockensten Muth zu lähmen. Er hörte klagende Stimmen durch das Rauschen der Felsströme und das Heulen der Stürme; trügerischer Schein führte ihn irre und unsichtbare Hände stießen ihn in bodenlose Schlünde.

Man fand freylich hier und da einige Venta's oder einzelne Wirthshäuser auf diesem nicht geheuern Wege; allein Gespenster, noch ärgere Plagegeister als die Wirthhe, hatten diese gezwungen, ihnen ihre Stelle zu überlassen und sich in Gegenden zurückzuziehen, wo ihre Ruhe nicht anders gestört wurde, als durch Gewissensbisse — eine Art von Phantom, mit welchem Leute dieses Schlages leichter fertig zu werden pflegen. Der Wirth von Anduhar beschwor die Wahrheit dieser Wundergeschichten bey dem heiligen Jakob, von Compostella, und setzte hinzu, die Häschker der Santa Hermandad hätten sich geweigert, irgend weiter einen Zug nach der Sierra Morena zu thun, und die Reisenden nahmen den Weg über Jaen oder Estremadura. Ich antwortete ihm: mit diesem Auswege könnte vielleicht gewöhn-

lichen Reisenden gedient seyn; da aber der König Don Phelipe Quinto die Gnade gehabt hätte, mich mit einer Kapitänsstelle in den Wallonischen Garden zu beehren, so schrieben mir die heiligen Gesetze der Ehre vor, mich auf dem kürzesten Wege nach Madrid zu begeben, ohne darnach zu fragen, ob es der gefährlichste wäre. „Lieber junger Herr,“ erwiederte der Wirth, „erlauben mir Ew. Gnaden zu bemerken, wenn der König Sie mit einer Gardekompagnie beehrt hat, ehe noch die Jahre das Kinn Ew. Gnaden mit dem zartesten Pflaum beehrt haben, so wäre es wohl rathlich, erst einige Vorsichtsproben abzulegen; nun aber sage ich, daß wenn die Geister in einem Lande rumoren“... Er würde noch lange gepredigt haben; unterdessen sprengte ich fort und hielt nicht eher an, als bis ich glaubte, daß mich seine Vorstellungen sicher nicht mehr erreichen könnten. Dann wandte ich mich zurück und sah, daß er noch immer fort gestikulirte und noch lange den Weg nach Estremadura zeigte. Meine Leute, Lopez und Moschito, schienen durch ihre mitleidigen Blicke ungefähr dasselbe sagen zu wollen. Ich that, als wenn ich sie nicht verstände und ritt auf die Haide los, wo man in der Folge die Kolonie la Carlota angelegt hat.

Auf derselben Stelle, wo jetzt das Posthaus steht, war damals ein den Maulthiertreibern sehr wohl bekanntes Plätzchen. Sie nannten es

Los Alcornoces oder die grünen Eichen, weil daselbst zwey schöne Bäume dieser Gattung eine reiche Quelle beschatteten, die ein Becken von Marmor auffing. Dies war das einzige Wasser und der einzige Schatten, den man von Andu har bis zu dem Wirthshause Venta = Quemada fand. Das genannte Haus lag mitten in einer Wüste, war aber groß und geräumig. Eigentlich war es ein altes Maurisches Schloß, welches der Marquis de Penna Quemada wieder hatte einrichten lassen, und von ihm hatte es seinen Namen. Der Marquis vermiethete es einem Bürger von Murcia, der daselbst das größte Wirthshaus der ganzen Straße anlegte. Die Reisenden richteten sich daher gewöhnlich so ein, daß sie des Morgens von Andu har aufbrachen, bey Los Alcornoces das Mittagsmahl von ihrem mitgebrachten Vorrathe hielten, und dann in Venta = Quemada die Nacht zubrachten; bisweilen ging hier auch noch der folgende Tag darauf, um sich zur Reise über das Gebirge vorzubereiten und neuen Vorrath anzuschaffen. Dies war auch mein Reiseplan.

Wir waren schon nahe bey den grünen Eichen und ich sprach eben mit Lopez über die kleine Mahlzeit, die wir dort halten wollten, als ich bemerkte, daß Moschito nicht mehr bey uns war, und daß uns auch das Maulthier, welches unsre Lebensmittel trug, nicht folgte. Lopez

sagte mir, der Bursche wäre einige hundert Schritte zurück geblieben, um etwas an seinem Pferde zurecht zu machen; wir warteten also, machten dann einige Schritte vorwärts, hielten wieder an, riefen, fahrten wieder um und suchten ihn, aber alles war vergebens. Moschito war verschwunden und mit ihm unsere süßesten Hoffnungen — unser ganzes Mittagessen. Ich war noch nüchtern. Lopez hatte zwar den ganzen Weg über an einem Kase von Toboso gearbeitet, den er aus Vorsorge bey sich behalten hatte, war aber doch sehr niedergeschlagen und brummte zwischen den Zähnen: der Wirth von Anduhar hätte schon Recht gehabt, und sicher hätten die Gespenster den unglücklichen Moschito davon geführt.

Als wir bey Los Alcornoces ankamen, fand ich neben der Quelle einen Korb voller Weinblätter; er schien mit Früchten angefüllt gewesen und von irgend einem Reisenden vergessen zu seyn. Ich untersuchte ihn neugierig und hatte das Vergnügen, vier schöne Feigen und ein Orange darin zu finden. Ich bot Lopez zwey von den Feigen an; er schlug sie aber aus und sagte, er könnte recht gut bis auf den Abend warten; ich aß also meine Früchte allein und wollte dazu aus der nahen Quelle trinken. Lopez hinderte mich aber daran, weil, wie er sagte, Wasser auf Obst mir nachtheilich seyn könnte, dagegen bot er mir ein Restchen

Milante. Ich nahm diesen an, kaum aber hatte der Wein meinen Magen berührt, als ich mein Herz heftig beklemmt fühlte. Himmel und Erde drehte sich mit mir herum, und ich würde sicher ohnmächtig hingefunken seyn, wenn mir Lopez nicht zu Hülfe gesprungen wäre. Er brachte mich wieder zu mir selbst und sagte, diese Anwandlung von Schwindel müsse mich nicht erschrecken, sie sey bloß eine Folge von Müdigkeit und Erschöpfung. Und wirklich fühlte ich mich auch nicht nur gleich völlig wieder hergestellt, sondern selbst munterer und stärker als zuvor und in einem Zustande von Lebhaftigkeit, der etwas außerordentliches für mich hatte. Das Land schien mir mit den glänzendsten Farben bekleidet; alle Gegenstände funkelten vor meinen Augen, wie die Sterne in einer Sommernacht, und ich fühlte alle meine Pulse laut klopfen. Da Lopez sahe, daß dieser Zufall weiter keine übeln Folgen hatte, so fing er von neuem an zu klagen. Ach, rief er aus, warum glaubte ich nicht dem guten Mönch, Pfarrer, Beichtiger und Drakel unserer Familie, Fra Heronimo della Trinidad! Er ist der Schwager des Schwiegersohns, der Schwiegertochter des Schwiegervaters meiner Schwiegermutter, und da er folglich der nächste Anverwandte ist, den wir haben, so geschieht in unserm Hause nichts ohne seinen Rath. Ich wollte ihm nicht folgen und werde nun dafür mit Recht gestraft; er hatte mir wohl gesagt, daß

die Officiers in den Walloner Garden alle Ketzer-
 volk wären; man könne das auch leicht an ihren
 blonden Haaren, ihren blauen Augen und ihren
 rothen Backen sehen, da alle alte Christen so
 aussähen, wie Unsre Liebe Frau von
 Atocha, die der heilige Lukas gemahlt hat. Ich
 hemmte diesen Strom von Impertinenzzen dadurch,
 daß ich Lopez befahl, mir meine Doppelflinte zu
 geben und bey den Pferden zu bleiben, während
 ich auf einen Felsen klettern und versuchen würde,
 Moschito oder wenigstens eine Spur von ihm
 zu entdecken. Bey diesem Befehl zerfloß Lopez
 in Thränen; er warf sich mir zu Füßen und be-
 schwor mich im Namen aller Heiligen, ihn nicht
 an einem so gefährvollen Orte allein zu lassen.
 Ich schlug ihm daher vor, er solle auf die Ent-
 deckung ausgehen und ich wolle bey den Pferden
 bleiben; allein dies schien ihm noch erschrecklicher
 zu seyn. Unterdeffen führte ich ihm so viel gute
 Gründe an, Moschito zu suchen, daß er mich
 endlich gehen ließ. Er zog nun seinen Rosenkranz
 hervor und fing bey der Tränke inbrünstig an zu beten.

Die Anhöhen, die ich ersteigen wollte, waren
 weiter entfernt, als ich anfangs dachte; ich
 brauchte beynahe eine Stunde, zu ihnen zu gelan-
 gen, und als ich endlich oben war, sahe ich rings
 umher nichts als eine wüste und wilde Fläche; keine
 Spur von Menschen, Thieren oder Wohnungen,
 kein andrer Weg als die Landstraße, auf der ich

gekommen war, auch nicht ein Reisender auf derselben, überall die größte Stille. Ich unterbrach dieß Schweigen durch mein Rufen, welches der Wiederhall weit aus der Ferne zurückgab. Endlich nahm ich wieder den Weg nach der Tränke, wo ich mein Pferd an einen Baum gebunden traf; aber Lopez — Lopez war verschwunden.

Ich hatte nun unter zwey Wegen zu wählen; entweder nach Andu har zurückzukehren, oder meine Reise fortzusetzen. Das erste fiel mir gar nicht ein. Ich schwang mich auf mein Pferd und kam im schärfsten Trott nach zwey Stunden an die Ufer des Guad al Quivir, der hier nicht der ruhige, stolze Fluß ist, dessen majestätischer Lauf die Mauern von Sevilla umgiebt. Der Guad al Quivir ist bey seinem Ausbruche aus dem Gebirge ein ufer- und bodenloser Strom, der unaufhörlich gegen die Felsen brüllt, die seine Wuth beschränken.

Das Thal der Brüder, oder de los Hermanos, fängt da an, wo der Guad al Quivir sich in die Ebene ergießt; es wird so genannt, weil drey Brüder, noch fester durch ihren Hang zum Raube als durch die Bande des Bluts verbunden, dasselbe lange zum Schauplaze ihrer Räubereyen gemacht hatten. Zwey davon waren ergriffen worden und man sah ihre Körper am Eingange des Thals im Galgen hangen; aber der älteste von ihnen, Namens Zoto, war aus dem

Gefängnisse von Cordua entsprungen und hatte sich, wie es hieß, in die Bergkette der Alpuharras geflüchtet. Man erzählte gar sonderbare Sachen von den beyden gehenkten Brüdern; aber man sprach nicht von ihnen, wie von Gespenstern, sondern man behauptete, ihre Körper würden des Nachts durch irgend eine höhere Macht belebt, machten sich von dem Galgen los und schwärmten umher, um die Lebenden zu quälen. Diese Erzählung galt auch für so zuverlässig, daß ein Gottesgelehrter von Salamanca eine Abhandlung geschrieben und darin bewiesen hatte, die beyden Gehenkten wären nichts als eine Art von Vampyrn, und das eine wäre nicht unglaublicher als das andere; eine Behauptung, in welcher ihm selbst die Allerungläubigsten beypflichteten. Es lief auch ein Gerücht, als wenn diese beyden Menschen unschuldig gewesen, ungerechterweise verurtheilt wären, und sich nun, mit Zulassung des Himmels, dafür an den Reisenden rächten. Da ich hiervon viel in Cordua gehört hatte, so war ich neugierig genug, mich dem Galgen zu nähern. Der Anblick, der sich mir hier darbot, war um desto eckelhafter, da die scheußlichen Leichname, vom Winde geschaukelt, ganz sonderbare Bewegungen machten, während gierige Geier sie gepackt hielten, um Stücken von ihrem Fleische los zu reißen. Ich wandte mein Gesicht mit Abscheu zurück und eilte in das Innere des Gebirges.

Man muß gestehen, daß das Thal de los Hermanos ganz dazu gemacht schien, die Unternehmungen der Banditen und ihre Flucht zu begünstigen. Bald war man in demselben von losgerissenen Felsstücken, bald durch umgestürzte Bäume aufgehalten. An vielen Stellen ging der Weg längs dem Ufer des Bergstroms oder bey tiefen Höhlen vorbei, deren verdächtiger Anblick wohl mißtrauisch machen konnte. Beim Austritte aus diesem Thale kam ich in ein anderes, und hier entdeckte ich von weitem die Venta, die mein Nachtlager seyn sollte. Aber schon ihr Anblick aus der Ferne weiffagete nicht viel Gutes. Ich sah ganz deutlich, daß sie weder Fenster noch Thüren hatte, die Schorsteine rauchten nicht, ringsherum war kein Laut von Bewegung, kein Hund kündigte meine Ankunft an. Ich schloß daraus, daß dieses Wirthshaus eins von den verlassenen wäre, von denen mir der Wirth in Anduhar gesagt hatte. Je näher ich dem Hause kam, je stiller schien es mir zu werden. Endlich war ich da. Vor der Thüre stand eine Allmosenbüchse mit der Inschrift: „Ihr Herren Reisenden, habt die Barmherzigkeit, für die Seele des Gonzalez von Murcia zu beten, der ehemals Wirth in der Venta-Quemada war. Vor allen Dingen aber setzt euren Weg fort und bleibt hier nicht die Nacht, unter welchem Vorwande es auch immer seyn könnte.“ Ich entschloß mich gleich, die Gefahr kennen zu

lernen, mit der die Inschrift drohte. Nicht gerade als wenn ich so ganz von der Unmöglichkeit der Gespenster überzeugt gewesen wäre; allein man wird in der Folge sehen, daß bey meiner ganzen Erziehung besonders die Ausbildung des Ehrgefühls ein Hauptgegenstand gewesen war, und ich setzte das meinige darin, nie einen Schein von Furcht blicken zu lassen.

Da die Sonne nur eben erst untergegangen war, so wollte ich den Rest des Tages anwenden, alle Winkel des Hauses zu durchlaufen, weniger in der Absicht gegen die höllischen Mächte, die muthmaßlichen jetzigen Besitzer desselben, meine Maßregeln zu nehmen, als um etwas zu essen zu suchen; denn das wenige, was ich zu Los Alcornoces genossen hatte, war nur gerade hinreichend gewesen, meinen wüthenden Hunger hinzuhalten, aber bey weitem nicht, ihn zu stillen. Ich ging durch viele Zimmer und Säle. Die meisten waren mannshoch mit Mosaik bekleidet und die Decken mit dem schönen Schnitzwerke verziert, worin die Mauren einen vorzüglichen Luxus setzten. Ich durchstrich Küchen, Böden und Keller. Die letztern waren in den Felsen gegraben, und einige von ihnen standen mit unterirdischen Gängen in Verbindung, die weit in das Gebirge hinein zu gehen schienen; aber zu essen fand ich nirgends etwas. Endlich, da es schon anfang dunkel zu werden, nahm ich mein Pferd, das ich

im Hofe angebunden hatte, führte es in einen Stall, wo ich ein wenig Heu gesehen hatte, und schlug mein Lager in einem Zimmer auf, in welchem das einzige Bett stand, das in dem Wirthshause zurückgelassen war. Gerne hätte ich Licht gehabt. Der Hunger, der mich plagte, hatte übrigens wenigstens den Nutzen, daß er mich hinderte zu schlafen. Je schwärzer indessen die Nacht wurde, je düsterer wurden auch meine Vorstellungen. Bald dachte ich an das Verschwinden meiner beyden Leute, und bald an die Mittel, etwas zu essen zu bekommen. Ich stellte mir vor, Räuber, die unversehends aus einem Gebüsche oder einer unterirdischen Öffnung hervorgebrochen wären, hätten Lopez und Moschito überfallen, und ich wäre ihnen nur entgangen, weil mein militärisches Außere ihnen keinen so leichten Sieg versprach. Mein Hunger beschäftigte mich jedoch mehr als alles übrige; aber ich hatte ja Ziegen auf den Bergen gesehen; sie mußten doch einen Vorrath Brod zu seiner Milch haben. Und dann durfte ich ja auch etwas auf meine Flinte rechnen. Auf jeden Fall war ich fest entschlossen, nicht wieder umzukehren und mich dem Spotte des Wirths von Anduhar auszusetzen, und eben so bestimmt, meinen Weg gerade aus fortzusetzen.

Als ich mit diesen Betrachtungen fertig war, konnte ich mich nicht enthalten, in Gedanken alle

die Geschichten von falschen Münzern und andre dieser Art durchzulaufen, die man mir in meiner Jugend erzählt hatte. Dann dachte ich wieder an die Aufschrift der Armenbüchse. Ich glaubte wohl nicht gerade, daß der Teufel dem Wirth den Hals umgedreht hätte, aber ich konnte mir doch sein tragisches Ende gar nicht erklären.

So verflossen die Stunden in einer tiefen Stille, als mich plötzlich der Ton einer Glocke aufschreckte. Sie schlug zwölf, und man weiß, daß die Geister von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrey Gewalt über die Menschen haben. Ich war überrascht, und mußte es seyn, da die Glocke die andern Stunden nicht geschlagen hatte; überdies hatte ihr Ton auch noch etwas höchst trauriges. — Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thüre meines Zimmers, und ich sahe eine Gestalt hereintreten, welche zwar ganz schwarz, aber gar nicht fürchterlich war. Es war eine schöne halbnackte Negerin, die in jeder Hand eine Fackel hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n z e i g e.

Mehrere Rücksichten nöthigen mich zu der Erklärung, daß ich von der in Nr. 17. der W. u. befindlichen Theaternachricht aus Goldingen nicht der Verfasser bin. Ich habe, um Streifigkeiten zu vermeiden, noch nie Theaterkritiken geliefert und werde es auch nie. Goldingen, den 5ten May 1807.

D. Hennig.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 21. Mitau, den 27. May 1807.

L i t e r a t u r.

Catalogue systematique des livres de la bibliotheque de PAUL DE DEMIDOFF, Conseiller d'Etat actuel, Chevalier de l'Ordre de St. Vladimir de la premiere classe, Membre honoraire de la Societe Imperiale economique de St. Petersbourg, de l'Universite Imperiale, de la Societe physico-medical, de la Societe des Naturalistes de Moscou etc. etc. Arrangé suivant son systeme bibliographique. Disposé et mis en ordre par lui-même. Publié avec une préface par le Professeur Fischer. A Moscou. Imprimé aux depens du Propriétaire chez C. F. Schildbach. 1806. 4.

Auch noch mit einem zweyten Titel:

Museum-Demidoff. Tome premier, contenant le Catalogue de la Bibliotheque.

Mit den frohesten Empfindungen eines gerechten patriotischen Stolzes zeigt Rec. diesen Anfang eines Werkes an, daß ein monumentum aere perennius seines edlen Urhebers ist und seyn wird,

und auf die Moskovische Universität einen neuen Glanz wirft. Unsere einheimischen Zeitgenossen, so wie die gelehrten Ausländer, kannten zwar schon bisher die seltenen Wohlthaten, und im allgemeinen die literarischen Schätze, welche die Moskovische Universität dem Wohlwollen des Herrn wirklichen Staatsraths von Demidoff verdankt. Aber die letzteren insbesondere bedurften einer genaueren Anzeige und Charakteristik, theils um nach ihrem ganzen Umfange und Werthe ermessen und beurtheilt werden zu können, theils und hauptsächlich aber — denn auf jenen Zweck konnte die Bescheidenheit und großmüthige Denkart des Gebers selbst keine Rücksicht nehmen — um ihnen die öffentliche Brauchbarkeit für das akademische und anderweitige gelehrte Publikum zu verschaffen, welche der Geber eigentlich beabsichtigte, und die ohne eine detaillirte und dem Publikum mitgetheilte Beschreibung davon nicht möglich war. Eine Bibliothek, ein Museum und andere literarische Sammlungen, können nur dann erst wahren Nutzen stiften, wenn sie wissenschaftlich geordnet und die Freunde der Wissenschaften auf eine leichte Art, ohne große Mühe und ohne Zeitverlust, zu erfahren im Stande sind, was sie darin zu suchen haben. Wer konnte aber die reichhaltigen, für die Moskovische Universität unschätzbaren, Demidoff'schen Sammlungen besser charakterisiren, als der wahrhaft große Mann

selbst, dessen unsterblichen Namen sie führen; der sie in frühern Jahren eines den Musen geweihten Lebens anlegte, sie unaufhörlich mit rastloser Sorgfalt, mit der erforderlichen Sachkunde, mit geschmackvoller Auswahl, mit einer Freygebigkeit und Hoheit der Gesinnung, wie man sie nur von russischen oder britischen Patrioten erwarten kann, erweiterte und bereicherte; und der sie nur darum stiftete, unterhielt und vervollkommnete, um sie der Ehrfurcht gegen unsern erhabenen Monarchen, der Liebe zum Vaterlande und dem Eifer für Wissenschaft und Kunst zum Opfer zu bringen? Der Herr Verfasser des vorliegenden Werks hat sich der Arbeit selbst unterzogen. Die M. Universität also ist ihm durch die Erscheinung dieses ersten Bandes auch für eine planmäßig geordnete Kenntniß vorerst der kostbaren Bibliothek verpflichtet, deren Besitzes sich gegenwärtig ihre Mitglieder, und mit ihnen das gebildete Publikum Moskwa's überhaupt, durch sein Geschenk, erfreuen. Möchte ein solches Beispiel zum Muster dienen, wie man literarische Schätze nicht bloß sammeln, sondern auch benutzen und genießen, und zugleich für Mitwelt und Nachwelt wohlthätig machen könne! Auf jenen ersten Band werden noch drey andere folgen. Der zweyte wird eine Beschreibung von den im Demidoffschen Museum befindlichen Mineralien; der dritte von den aufbewahrten seltenern Thieren;

der vierte von den Gegenständen der Kunst, den Alterthümern, Medaillen, Kupferstichen u. s. w. enthalten. Das ganze Werk wird auf Kosten des Herrn Verf. selbst gedruckt. Es zeichnet sich auch durch typographische Eleganz aus; und der Herausgeber, Herr Prof. Fischer, der die Demidoff'sche Lehrstelle der Naturgeschichte bey der Moskowschen Universität verwaltet, hat den ersten Band mit einem Kupferstiche von der goldnen Ehrenmedaille, die, nach dem allergnädigsten Befehle Sr. Majestät des Kaisers, zum Andenken des Herrn Verf. geprägt ist, und mit einem besondern Bildnisse desselben, nach einem Porträt in Lebensgröße, geziert, und dadurch die Wünsche aller dankbaren Verehrer des Demidoff'schen Namens befriedigt.

Dem Kataloge selbst ist ein Vorbericht des Herrn Prof. Fischer vorgesetzt, der die Hauptdata aus der Lebensgeschichte des Herrn Verfassers, ferner die zu der von ihm an die Moskowsche Universität gemachten preiswürdigen großen Schenkung gehörigen Aktenstücke, und den darüber erfolgten Kaiserlichen Ukas begreift.

Herr Pawl Gregoriowitsch von Demidoff wurde am 29sten December 1738 zu Reval geboren, und erhielt daselbst bis 1751 seine erste Erziehung von dem Prof. Sigismundi. Bis zum Jahre 1756 setzte er seine Studien in Deutschland fort, vornehmlich zu Göttingen, wo die be-

rühmten Männer Albert von Haller, Gesner, Segner, Tobias Mayer seine Lehrer waren; nachher zu Freyberg im Erzgebirge in Sachsen, wo er Hoffmanns Unterricht in der Metallurgie, und Gellerts in der Chemie und Mineralogie genoß. Dann machte er eine große Reise, zur Erweiterung und Ausbildung seiner Kenntnisse, durch das südliche Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, die Niederlande, England und Schottland, und begab sich hierauf über Kopenhagen und Stockholm nach Upsala, um dort den Vater der neuern Naturkunde, den Ritter von Linneus, zu hören. Bald nach seiner Rückkunft in St. Petersburg unternahm er wiederum große Reisen in seinem Vaterlande, hauptsächlich eine, um die Bergwerke in Ekatharinenburg kennen zu lernen. Im Jahre 1772 erfolgte eine neue Reise in's Ausland, der Gesundheit wegen, die aber dennoch in literarischer Hinsicht eben so interessant, als die vorigen, war. Seit dem Jahre 1773 lebt der Herr Verf. bekanntlich in Moskwa oder auf seinem Landgute Lewonowa, unweit der Hauptstadt, und beschäftigt sich in seiner Muße mit fortgesetzten Studien und mit den rühmlichsten Bemühungen, dem Vaterlande noch für die fernste Zukunft nützlich zu werden. Was er in der letzteren Hinsicht für die Universität zu Moskwa und das Athenäum zu Jaroslawl gethan, ist weltkundig. Ein Leben voll eigener

Thätigkeit zur Beförderung der Wissenschaften und der Kultur in Rußland krönte eine Handlung, die eine beträchtliche Zahl gelehrter Zeitgenossen und jüngerer Mitbürger künftig in den Stand setzen wird, seinem Beispiele, jeder in seiner Sphäre, zu folgen. Möge nun die Vorsehung den ehrwürdigen Mann, um dessen Schläfe das Verdienst den Lorbeer- und den Eichenkranz gewunden hat, noch lange uns gönnen! Möge er die Früchte der Saat aufkeimen und gedeihen sehen, die er ausstreute, die er sorgsam mit liebender Hand pflegte, und zu pflegen noch immer fortfährt!

Bei dem Kataloge der Bibliothek, von der eigenen Hand des Herrn Staatsraths von Demidoff selbst, liegt ein sehr überdachter bibliographischer Entwurf zum Grunde, der von der gründlichen Einsicht des Verf. in den Zusammenhang der Wissenschaften und Künste überhaupt das rühmlichste Zeugniß giebt. Wer es weiß, wie viel seit Aristoteles, und in den neuern Zeiten seit Baco von Verulam Arbor Scientiarum, von den geistvollen Herausgebern der großen französischen Encyclopädie, d'Allembert und Diderot, von den Gelehrten in Göttingen, welche zuerst die dortige Bibliothek ordneten und die Kataloge derselben einrichteten, und in den letztern Jahren von Philosophen und andern über die innere Anordnung und das gegenseitige Verhältniß der menschlichen Wissenschaften, Kenntnisse und Künste zu einander

und zu ihren Principien disputirt ist, der wird auch die Einsicht schätzen können, welche dieser Katalog beurfundet. Ein zweckmäßig und philosophisch angelegter Katalog einer Bibliothek, die sich auf alle Wissenschaften erstreckt, ist nicht so leicht, wie manche glauben. Man muß mit den Wissenschaften selbst einigermaßen vertraut seyn, um die Bücher gehörig zu ordnen, die darüber geschrieben sind, und das ist nicht Jedermanns Sache. Mit Recht setzt der Herr Staatsrath von Demidoff die Principien seines bibliographischen Plans in die Hauptvermögen des menschlichen Geistes, mit welchen der Inhalt der Bücher in der nächsten Beziehung steht. Die Principien sind daher — nach einem ähnlichen Plan des Vaco — Imagination, Gedächtniß, Glauben, Vernunft, Nachahmung und Verbindung aller dieser. Unter dem Principe der Imagination steht als Hauptrubrik die Philologie, und dieser sind wiederum untergeordnet: Grammatik, Rhetorik, Poesie und die schöne Literatur überhaupt. Unter dem Principe des Gedächtnisses die Historiographie, wozu die Mythologie, Geschichte, Alterthümer, die Geographie und die Reisebeschreibungen gehören. Das Princip des Glaubens befaßt die Theologie, und zugleich die Kirchengeschichte und das kanonische Recht. Aus der Vernunft geht die Philosophie hervor, die theils theoretisch,

theils praktisch ist, und zu welcher die Physik, die Naturgeschichte, Chemie, Medicin und Mathematik gezogen werden. Aus dem Principe der Nachahmung entspringt die Technologie, welche die mechanischen Künste, die Gymnastik, die schönen Künste, die Ökonomie, und die Fabriken und Manufakturen unter sich begreift. Die Vereinigung aller Principien bewirkt die Polymathie, zu welcher die Literaturgeschichte und die Polyhistorie gehören. Dieß sind, also die allgemeinen Rubriken, nach welchen die Demidoff'sche Bibliothek und der Katalog derselben geordnet sind. Daß die Bibliothek eine ansehnliche Zahl kostbarer, in Rußland seltener, Werke enthalte, bedarf keiner Erinnerung. Eine Anzeige auch nur der wichtigsten und merkwürdigsten wird man hier nicht erwarten. Am reichsten sind die Lieblingswissenschaften des Herrn Verf., die Naturgeschichte, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Geographie ausgestattet. Denkmale des Geistes und der Gelehrsamkeit des Herrn Staatöraths von Demidoff sind auch die Manuskripte von eigenen literarischen Untersuchungen, welche derselbe zugleich mit der Bibliothek der Universität in Moskau verehrt hat, und die ebenfalls angezeigt sind. Der Literatur in russischer Sprache ist eine besondere Abtheilung gewidmet. Da der Katalog im Ganzen ein wissenschaftlicher (catalogue raisonné) ist, so hat Herr Prof. Fischer eine

allgemeine alphabetische Übersicht der angeführten Bücher hinzugefügt, in welcher sich jedes Buch, das man etwa aufzufinden wünscht, gleich nachschlagen läßt.

Moskwa.

Buhle.

Bemerkungen über die Recension des
neuen lettischen Gesangbuches in
Nr. 8 u. 9 der W. U.

Diese Recension des neuen lettischen Gesangbuches, so vortrefflich sie in den Theilen ist, welche die lettische Sprache und Poesie angehen, hat doch das Sonderbare an sich, mit einer philosophischen Betrachtung nach der allerneuesten Manier anzufangen. Wie so erhabene, von den besten Köpfen unserer Zeit noch nicht gefaßte, Ideen sich mit einem Erbauungsbuche für geistlich arme Letten reimen mögen, mag der würdige Herr Verf. selbst erklären. Nur ist es unbegreiflich, wie man behaupten kann, die Religiosität sey unter den höhern Ständen bey den Protestanten durch zu vielen Gebrauch des Verstandes verschwunden. — Wir wollen hier über den Begriff von Religiosität nicht streiten; bey Gott ist kein Ansehn der Person, sondern in allerley Volke, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Dieß ist die Vorschrift, nach welcher ein jeder sein Betragen gegen den Regierer der Welt einzurichten hat,

und hoffen darf, dereinst Erbe seines ewigen Reiches zu werden. Dazu gehören nun so wenig Umstände, daß es sich immerhin behaupten läßt, man könne ohne alle Kunst, ohne sich viel vorzukonstruiren und vorzuphantasiren, seines Daseyns Zweck erfüllen und in die ewigen Wohnungen des Friedens eingehen, der höher ist, als alle menschliche Vernunft. Wer also hier recht thut, wer sich durch keine Eitelkeit der Welt, auch nicht durch Überspannung seines Gefühls und seiner Phantasie, so wenig wie durch übermenschlichen Schellingianismus von den guten Werken, die in Gott gethan sind, d. i. von seinen Pflichten, abhalten läßt, sondern darin sein höchstes Glück setzt, der ist religiös.

Kann nun wohl eine solche Stimmung des Menschengesistes die Religiosität untergraben? Oder gehören noch andere Ingredienzien zu derselben, die sie zu einer besondern Vollendung erheben? Muß dazu etwa noch ein In=eins=schmelzen des Subjektiven und Objektiven, ein Eins und Alles, ein Absolutes in der Konstruktion des Realen und Idealen, eine Identität des Seyenden und Nichtseyenden, ein Gleichsetzen des Entgegengesetzten, ein Potenziiren u. s. w. berygemischt werden? Oder lebt sie da in ihrer erhabensten Gestalt, wo die Gefühle am Reibekissen der Phantasie zur elektrischen Flamme entzündet werden und in den ewigen Lichtglanz des Himmels zerfließen, wo magische Bil-

der von der unnennbaren Sonne in den ätherischen Wohnungen den Geist in den dritten Himmel entzücken, und Schreckgestalten der Hölle und des Teufels, wie Schröpfinstrumente, die Nerven durchzucken? — Ist Kultus, ist Ceremoniel denn Religiosität? — — — Wie die neueste sublimie Philosophie über diese Punkte gesinnt ist, weiß, wer sie kennt; weiß es, wie schlecht der Protestantismus bei ihr angeschrieben steht, und wie sehr sie geneigt ist, das Christenthum selbst in eine poetische Philosophie zu verwandeln; wer sie kennt, weiß es, daß Männer wie Kant, Spalding, Zeller, Griesbach, Paulus, Reinhard, Ammon, Rosenmüller, Mösselt, Niemenyer, Henke, Koppe u. a. „nicht geistreich, aber unglaublich, nicht fromm und doch auch nicht witzig und frivol, ähnlich den Unseligen, wie sie Dante im Vorgrund der Hölle existiren läßt, die weder rebellisch gegen Gott noch treu waren, die der Himmel austieß und die Hölle nicht aufnahm, weil auch die Verdammten keine Ehre von ihnen haben würden, als solche, mit Hülfe einer sogenannten gesunden Eregese, einer aufklärenden Psychologie und schlaffen Moral das Christenthum verunstaltet und es um sein Spekulatives, um sein Subjektiv-Symbolisches gebracht haben.“ (S. Schellings Methode des akademischen Studiums, Seite 201 ff.) Möchte für diese Herabsetzung an Schelling und seinen Freunden doch das Vergel-

tungsrecht ausbleiben! — Alle diese Männer also wußten nichts von Religion und Christenthum; sie nur haben andere verführt, haben es gemacht, daß mancher, der nun religiös geworden ist, vorher Jahre lang in einer zwar verständigen, aber doch gemeinen Kantischen, Spaldingischen u. s. w. Irreligiosität gesteckt hat; sie haben die Protestanten in höhern Ständen irre geführt, indem diese von ihnen den Verstand zu viel brauchen gelernt haben. — O wäre der Gebrauch desselben in diesen Ständen nur recht Mode geworden: wir würden gewiß nicht über ihre Gleichgültigkeit gegen Gott und Religion so viel Klagen hören! — Sollte es nicht eine gewisse Trägheit in der Anwendung des Verstandes, eine Indolenz gegen alles, was ihn anstrengen könnte, eine durch Wohlleben eingeriffene Weichlichkeit und Gedankenlosigkeit, oder auch bey vielen eine aus richtigen Grundsätzen unrichtig gefolgerte Meinung seyn, wodurch diese traurige Erscheinung in unsern Zeiten bewirkt ist? Wie viel sind denn überhaupt Kants, Spaldings u. a. Schriften gelesen und studiert worden? — Man muß wenig mit dem Thun und Treiben der höhern Stände bekannt seyn, wenn man sich ihren Kaltsinn gegen Religion auf jene Art erklärt, wenn man nicht weiß, wie geschwind ein philosophisches, eregetisches, moralisches oder erbauendes Werk aus der Hand gelegt wird, und wie begierig man Romane und Komödien verschlingt. Schrei-

ber dieses weiß, z. B., daß man über einen Mann, der Kantische Philosophie studirt haben sollte, und sonderbare Meinungen äußerte, das Urtheil fällte, er habe dadurch den Verstand verloren; eine ganz entgegengesetzte Wirkung von der, welche der Verf. ihr zuschreibt. — Warum aber will der Verf. denn einen Philosophen, der noch immer Achtung verdient, und die Philosophie desselben verdächtig machen und herabwürdigen, um einen andern zu erheben, der sich doch durch sich selbst und durch seine Grundsätze zu bewähren hinlängliche Kraft haben sollte. Allein durch solche Gedankenspiele kann der Religion, kann dem Christenthum nie etwas genommen werden. Oder ist es nur das einzige Mittel, ächte Religiosität allgemein zu machen, wenn alle Stände Philosophie in Schellings Schule lernen? In höhern Ständen möchte dieß wohl den meisten Mitgliedern derselben eine gar zu große Anstrengung seyn, und wer es auch noch versuchen möchte, würde doch befürchten, Zeit und Mühe ohne Erfolg zu verwenden. Was würde aber aus dem armen Bauer werden, wenn er schellingisirt werden sollte, wenn in den Kirchen Schellingische Lehrsätze von den Kanzeln herabklingten? Er müßte entweder ganz Licht werden, oder in dem Lichtmeere, das über ihn ausgegossen würde, ersticken. Vielleicht sind es jedoch die niedern Stände, welchen der Verf. noch Religiosität zugestehet, da er sie den höhern abspricht? Sie

waren vielleicht von Natur Anhänger Schellings und S's Lehre führt zur Natur? — Das ließe sich freylich aus jenem Raisonnement folgern, wenn man sich nicht vor dem Vorwurfe scheute, in Sophismen zu gerathen, wie sie wohl hier und da gebraucht werden.

Das Unglück soll nun aber besonders unter Protestanten Statt finden. Schelling giebt freylich andern Religionsverwandten den Vorzug. Auch der Herr Verf. scheint andeuten zu wollen, daß die Simplicität des Kultus und Ceremoniels in der protestantischen Kirche an dem Verfalle der Religiosität schuld sey. — In einer andern Kirche wird mehr darauf gehalten, und dort soll daher auch mehr Religiosität seyn. Ohne die Gebrechen zu verhehlen, die unter Protestanten herrschen, ohne andere Religionsparteyen nur im geringsten herabzusetzen, wird jeder unbefangene Beobachter in die Behauptung einstimmen, daß in Ländern, wo der Kultus sinnlicher ist, die Menschen zwar mehr die Kirche besuchen, aber dennoch sich wenigstens nicht minder Vergehungen gegen Gott und Tugend zu Schulden kommen lassen, als dieß jemals in protestantischen Ländern Statt findet. Wer Italien, Frankreich, Spanien u. s. w. nur etwas kennt, wird dieß nicht in Abrede seyn; und wer in Deutschland protestantische und katholische Länder besucht hat, dem wird der auffallende Unterschied in dieser Hinsicht nicht entgangen seyn. Der wür-

dige Herr Verf. verzeihe also, wenn ich sage, daß er irrt, wenn er meint, ein mit mehr Ceremonien verwebter Kultus könne der gesunkenen Religiosität wieder aufhelfen, oder Mangel an Ceremonien thue der Religion Schaden. Ich verweise hier auf das oben angeführte, und füge nur noch dieß hinzu, daß leider die Prediger selbst einigen Antheil an dieser Verschuldung haben. Würden nur allenthalben viele unter ihnen seyn, die ihr Amt mit Ernst und Würde verwalteten, und sich bemüheten, manche praktische Vorurtheile mit Nachdruck zu bekämpfen; würden sie auf ihr Betragen in andern Verhältnissen des Lebens aufmerksamer seyn, so würde die Religion selbst mehr Achtung gewinnen. Es giebt aber so manche, die selbst von der Religion wenig halten, die ihre Geschäfte mit Widerwillen vollziehen und sich in jeden andern Lebensstand besser schicken würden, als in den Predigerstand. Durch Schellingische Philosophie aber werden sie nichts ausrichten, vielmehr mögen sie nur darauf sehen, daß sie das Christenthum rein und unverfälscht und mit Würde lehren, sich nicht von dem Geiste der Bequemlichkeit hinreißen lassen und gewissenhaft ihre Pflichten erfüllen. Das Ceremoniel behalte sein Gewohnheitsrecht, aber nie komme es dahin, dasselbe für einen innigen und wichtigen Bestandtheil der Religion anzusehen. Dieß ist eben das Vorurtheil, welches bey vielen Mitgliedern der höhern Stände herrscht, daß sie

wähnen, man wolle ihnen Ceremonien und deren Beobachtung, als nothwendig zur Religion gehörig, aufdringen. Daher ziehen sich viele zurück, ohne bey ihrem übereilten Urtheile die Sache näher zu überlegen. Möchten doch die Kandidaten, die anfangs Lehrer der Jugend in den gebildeten Ständen sind und nachher Prediger werden, möchten sie doch alle ihre Sorgfalt darauf richten, den ihnen anvertrauten jugendlichen Seelen schon früh eine tiefe Achtung für Gott und Religion einzuprägen, und ihnen richtige Begriffe über die darauf Bezug habenden Gegenstände mitzutheilen; es würde gewiß bald mehr Religiosität herrschen, und Tugend und gute Sitten würden unfehlbar die Gesellschaft beglücken, in welcher sie ihre Wohnung aufgeschlagen hätten. Wozu sollte es also noch nöthig seyn, sich in Regionen zu verlieren, die unsern Wirkungs- und Fassungskreis weit übersteigen und uns zum Resultat doch nur ein leeres Dunstgebilde lassen, das weder Kraft noch Gehalt hat, noch irgend sich durch haltbare Gründe empfiehlt, sondern nur durch Machtsprüche aufzudringen sucht? So etwas kann gute talentvolle Köpfe wohl einnehmen und täuschen, aber immer kann diese Täuschung nicht währen; das Licht der Wahrheit muß, nach unbefangener Prüfung, bey ihnen wieder aufgehen. Ich schliesse mit dem Wunsche, daß diese Weissagung recht bald erfüllt werden möge.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 22. Mitau, den 3. Juny 1807.

L i t e r a t u r.

Quinti Horatii Flacci Opera; ad optimarum editionum fidem quam diligentissime recusa; in usum Gymnasiorum Russicorum curavit Joannes Theophilus Buhle. Mosquae, 1806. Ex typographia Universitatis. 297 S. 8.

Da der Nutzen des Studiums der alten Literatur zur Bildung des Geistes und Geschmacks der Jugend in Rußland immer lebhafter und allgemeiner anerkannt wird; so zeigt sich auch das Bedürfnis immer dringender, daß zweckmäßig eingerichtete und möglichst wohlfeile Ausgaben der alten klassischen Schriftsteller, besonders und zunächst der lateinischen, besorgt werden, die bey dem Unterrichte in den alten Sprachen zum Grunde gelegt, und auf den Gymnasien und Universitäten erklärt werden können. So lange solche Ausgaben nicht im Reiche selbst gedruckt sind, und

aus dem Auslande eingeführt werden müssen, verliert Rußland nicht nur eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes jährlich, die im Reiche bleiben könnte; sondern die Lehrer im Innern Rußlands vermissen dieselben auch oft ganz, wenn sie nicht in den Buchläden vorrätig sind, oder müssen schlechte Ausgaben kaufen, weil der Preis der besseren zu hoch ist.

Se. Excellenz der Herr Kurator der Moskowschen Universität, von Murawieff, hat daher den Professoren Matthaei und Buhle aufgetragen, nach und nach Ausgaben der römischen und in der Folge auch der griechischen Klassiker zu veranstalten, und es sind bereits durch die Bemühung des erstern Gelehrten einige erschienen.

Die gegenwärtige neue Ausgabe des Horaz, deren Besorgung Herr Professor Buhle übernommen, hat dieselbe Veranlassung. Sie enthält bloß den Text, der aber mit der höchsten Korrektheit, auch in Ansehung der Interpunktion, die bey einem so schweren und gedankenreichen, zugleich sich so kurz ausdrückenden, Dichter, wie Horaz, große Wichtigkeit hat, gedruckt ist; so daß in dieser Hinsicht die Ausgabe schwerlich von irgend einer ausländischen, selbst nicht von der englischen des Pine, übertroffen werden möchte. In den Lesarten ist der Herausgeber bey den Oden hauptsächlich der neuesten und besten Edition des Prof. Mitscherlich in Göttingen gefolgt, jedoch mit

Verbesserung mehrer Druckfehler, die sich auch in dieser Ausgabe finden. Bey den Satiren und poetischen Briefen des Horaz aber hat er die besten neueren Editionen, unter andern die bekannte deutsche Übersetzung und den Kommentar unsers Wieland, zu Rathe gezogen, da die beste Lesart des Textes hier noch nicht genug bestimmt war, und die gelehrte kritische Ausgabe des Herrn Prof. Mitscherlich von den Werken des Horaz bis jetzt nur die Oden begreift. Auch das Äußere des Drucks empfiehlt die gegenwärtige Ausgabe. Vorgesetzt ist ihr das Leben des Horaz, von einem alten römischen Schriftsteller selbst, dem C. Suetonius Tranquillus. Wahrscheinlich wird Herr Prof. Buhle noch mehr Ausgaben alter lateinischer Klassiker für den Gebrauch auf den Schulen und Universitäten in Rußland von Zeit zu Zeit bewirken.

Das Lustspiel.

Nichts ruiniert die Kunst mehr, als die unselige Sucht dienstfertiger Laboranten, aus den schönen Blumen des Genies Säftchen und Alleripharmaکا gegen die Krankheiten des sündigen Zeitalters zu kochen. Ein Parnas, der kein balneum Marae ist; Köpfe, die keine Kolben, Tintenfass, die keine Helme sind; Papier, das keine Vorlage, eine Kunst,

die keine moralische Apothekerkunst ist, scheint ihnen ein Zeitvertreib des Thoren, ein Wollen nach dem Monde. — Und doch ist Thalia, wie alle ihre himmlischen Schwestern, eine Limnade oder Napäe, die ihre Blumen treibt, unbekümmert, ob ein Purgans in ihren zarten Röhren cirkulirt, oder ein giftiger Saft in ihrer feuerrothen Veere, die ein näschger Knabe, zu großem Grimmen seines Wauches, abreißen, hinunterschlucken und ein wenig schwer verdauen könnte.

Die Reiter des Pegasus suchen sich jedoch über die Rauchfänge dieser Laboratorien zu erheben, bis sie selbst — entweder die Zügel zu hart anziehen, oder dem muthigen Medusensohne den Sporn in die Weichen drücken. Es ist eine böse Mythe, daß Bellerophon, herabgeworfen, erblindet, vor Hunger und Gram starb. Pegasus wird wohl die Mittelstraße zwischen Himmel und Erde nicht eher finden, bis Aurora ihn an ihren Wagen spannt.

Wer wagte es wohl, das Tempo zu überschreiten, daß der große Stadtpendel des Systems vorschwingt? oder der Regel der Schönheits- und Geschmackslehrer minder gehorsam zu seyn, als (weil wir doch von Schauspielen reden wollen) der römische Schauspieler dem Grundtone des Tibicen hinter ihm, oder dem Takte, den nicht weit davon der eiserne Absatz stampfend angab? Pez in Gellerts Fabel wird sich ein andresmal in Acht nehmen. Die erste Frage bey Kunstwerken der

Malerey: welche Schule? läßt selten die zweite herzlich seyn: welcher ein Sinn! Wenige erklären sich mit glühender Wange und ausgebreiteten Händen (dem Zeichenmeister daneben zum Gespött) in Raphaels Verklärung, und dürfen sich rühmen, keine Frage nach dem Meister und keinen Blick in den Katalog, wo er mit Fraktur gedruckt steht, verschwendet zu haben. So probirt der Leser- und Kritikerhaufe den Reim, und ist ein Gran an einem koncinnem Gleichlaut verdächtig, oder muß man gar das unschuldige Schwester-Sylbenpaar in dem neumodischen Gräuel der Allsonanz erblicken, flugs fällt der ganze Vers unwichtig von der jüdischen Wage. — So spitzt der Musiker vom Fach sein Ohr, bey den Phantasien zarter tief in das Reich des Klanges greifender Finger, nach den Sünden gegen den heiligen Generalbaß.

Es giebt ästhetische Gerichtshöfe, wo die Sentenzen der infallibeln Fakultät für die peregrina insolentia andersgläubiger Künstler immer in Vorrath fertig liegen; wo alles für abgeschmackt erklärt wird, was nicht nach ihrer Küche schmeckt u. s. w. Doch dergleichen Beschwerden sind, höre ich, schon so oft unnütz geführt worden, daß wir uns hier auch nicht mit einer neuen Supplike so lange im Vorzimmer wollen stehen wissen, bis diese wandelbaren Thronen etwa fallen. Genug dieser Ichneumon erwähnt zu haben, die dem in der Chrysalide schlummernden Bilde der Unsterblichkeit, wo nicht gar ihre eigenen Eyer unterschieben, doch Entfaltung und Leben zerstören.

Aber vielleicht ist kein Zweig der Kunst den Gefahren, Neckereyen, Mißhandlungen u. s. w. so ausgesetzt, als der, welcher sich über die Mauer des hesperidischen Gartens auf die Gasse herüberstreckt — die dramatische Kunst. Die moralische

Quackſalberen fürs erste hat nun schon ungehinderte Arbeit; denn das Volk strömt Sonntags Abends in die Schauspielhäuser, und man muß ihm nun leider hier einige von den Ermahnungen zuzuspielen suchen, die es am Sonntag Morgen gehörigen Orts abzuholen unterlassen hat. Unter allen Künsten, die diesen Namen ausdrücklich verdienen, ist die dramatische, wirklich die einzige, die dem Volke preisgegeben ist. Es wäre folglich abgeschmackt, hier einer Kunst unbeschränkten Spielraum zu geben; die, wie die freyen schönen Künste immer, von dem Gefühle belebt, nichts sey unnütz oder schlecht in der kraftvollen Schöpfung des Gottes außer und in uns, oft den mannigfaltigen Mischungen ihrer Grundstoffe zu einer gefährlichen, ja vielleicht selbst tödlichen, Komposition freyes Spiel verstatte. Allein, die Sichel einmal in der Hand, muß man nun auf der reichen Wiese Blume bey Blume fallen sehn, bis auf etwas Klee und ein paar Futtergräser, gegen die kein Heukenner mehr etwas einzuwenden hat. Das wäre übrigens kein so großes Unglück, denn die Nahrung bleibt gesund und kraftvoll, wenn schon nicht zart, bunt und duftend. Aber leider ist die Sichel nicht herzlich braven Schnittern anvertraut, die sich auf Mark und Saft verstehen, sondern größtentheils Leuten, die, nebst den giftigen, auch die nahrhaften Halme wegnehmen, und nur jene Sorte stachlicher, bitterer, beißender, brennender — wiziger — Kräutchen stehen lassen, woraus der gegeißelte Zuschauer die Moral in Pillen bekömmt. Es ist von selbst einleuchtend, daß diese Vorwürfe vorzugsweise das Lustspiel treffen. Die Tragödie ist von unserm Lustspiel so sehr verschieden, daß man beyde Theile des Drama nicht einmal gegenüber stellen darf.

Fürs zweyte ist dem Volke nicht zu verwehren, daß es für sein Geld die Kunst des Dramatikers stützen und pußen könne nach seinem Geschmacke, nach Mode, nach seiner unersättlichen Begier nach Neuem und Wiederneuem. Die Römer waren, in der Form des Schauspiels wenigstens, beständiger, denn sie fanden acht Jahrhunderte lang denselben Geschmack an der Trennung der Person des Gebährdenspielers und des Recitanten, obgleich der stete Wechsel der Masken, die sogar zuweilen auf der linken Seite zornig, auf der rechten Seite gelassen aussahen, und nach und nach die Kunst der Mimen, die neben ihren theatralischen Talenten noch die Gabe besonderer Unterhaltung hatten, so daß Cicero von ihnen sagt: *mores uxoresque contendunt, uter delatus illis*, — den Reiz der Neuheit mannigfaltig unterhielten. Wir haben schon viele Versuche aufzuweisen, für unsre dramatischen Werke durch neue Formen zu interessiren, und nur die mächtig fortschreitende Kultur unsrer Sprache, die mit jedem Zuge neuer Bildung neue Reize giebt, das Kostum der verschiedenartigsten Länder und Zeiten, in welchen unsere Stücke spielen; ferner die Abwechslung zwischen Oper, Operette, Liederspiel, Lustspiel, Trauerspiel, Ritterschauspiel, Ballet u. a. m. — ist der Grund, warum wir noch mit dem Publikum zurecht kommen. Versuchten wir nicht sogar den Füßen unserer Schauspieler Rothernen anzupassen, und der römischen Bühne den Chorus abzugeben? Es schien in der That, der Theorie Buffons zuwider, die Erde werde sich von Italien und Griechenland aus nach Norden zu erwärmen, und bey uns ein Volk gebähren, das die Lustspiele des Terenz nicht allein zu goutiren verstehe, sondern sogar, wie der Aedil Cerialis, ihn für seine

Andria von der Bank auf einen Stuhl bey Tisch nöthigen werde. Du Boz giebt sich zwar alle Mühe, zu beweisen, daß der theatralische Geschmack Italiens selbst von dem französischen so himmelweit verschieden sey, daß er nicht glaube, man werde in Frankreich ohne Lachen einen Menschen mit einer Holzhaube auf dem Kopfe und einem ungeheuren Maule, die Hände kreuzweis auf der Brust, stockstillstehend, seine Worte hersagen hören, und neben ihm einen andern, eben so angezogenen, ohne einen Laut die Gestus zu den Worten seines Kollegen machen sehen können; aber bey uns steht es noch zu erleben, daß unser Schauspielerspersonal quadruplirt werden wird; denn um in Norden römisch zu agiren hat jeder Monolog (canticum) sechs Personen: 1) den Verfasser, 2) den Komponisten (*artificem pronuntiandi*), 3) den Recitanten, 4) den Gebehrdenmacher (*saltatorem*), 5) den Flötenbläser (*tibicinem*), 6) den Taftschläger nöthig. Allein das alles wird sich machen lassen, sobald, wie in die römischen Theater, das Licht von oben in das Haus fällt. Ubrigens werden unsre Komiker, um nicht gegen den Kothurn zurückzubleiben, nächstens auf Socken antragen *). — Wir könnten das Unheil, welches der dramatischen Kunst widerfährt, noch von manchen Seiten zeigen, wenn ein für die Unterhaltung bestimmter Aufsatz dadurch nicht zu lang würde. Also näher zum Lustspiel.

Freylich war vom Anfange an die Komödie von der Tragödie getrennt, Aber Eufarion wurde

*) Daß der Verfasser hier nicht die ästhetische Schönheit der Ehre in der alten Tragödie abläugnet ist gewiß. Nur die Verpflanzung dieser bloß der römischen und griechischen Bühne gehörigen Schönheit auf die unsrige hält er für unpassend.

auch gleich mit seinen *κωμους* (*conviviis lascivis*) auß Land verwiesen, und nur die Boßwetteiferer (*Tragiker*) genossen, unter *Thespiis* und *Phrynichus*, dankbarer Aufnahme. So fällt doch der Apfel nie weit vom Stamme. Die schmutzigen Einfälle, die Possenreißereyen, welche *Eusarion* in den Dünge des Landvolks, gleich Saamenkörnern, steckte, sind gut fortgekommen, und man siehet noch jetzt ihre Früchte umherliegen, wie Eicheln im Walde. (Freylieh wenn *Solon* dieser — der sogenannten alten Komödie — sein *Athen* öffnete, so können auch wir nichts dawider haben.) — Ist aber das Drama etwas anders, als lebendige Nachbildung des Lebens? und mischt sich nicht der Begriff des Lebens aus Trauer und Lust? Läßt sich irgend eine durch eine Reihe von Personen durchgeführte Handlung ohne diesen zusammengesetzten Charakter des Lebens denken? Und, zugegeben, daß der Künstler (*Dichter*) Freyheit habe, Verhältnisse zu erschaffen und vor Augen zu stellen, die den Charakter der Lust nie ablegen, daß es folglich eine natürliche Dychotomie des Drama gebe; so frage ich denn doch billig nach dem Charakter dieses Lustspiels?

Lebendige Nachbildung des Lebens. Kopien der Natur sind nie Kunstwerke, sind bloß künstliche Kopien, weiter nichts, und die Verfertiger nicht Künstler, sondern Hypokriten. Dieser Begriff von Kunst mag streng seyn, aber er ist wahr, und wenn hierdurch die Zahl der Künstler auf die sehr geringe der Genies herabgesetzt werden sollte; so ist es nicht unsre Schuld. An einem andern Orte von Kunst ausführlicher. — Wenn nun unser Drama ein Kunstwerk seyn soll, wie wir doch in allen Anzeigen und Recensionen lesen, so können wir unmöglich daran uns begnügen lassen, die

wirkliche Welt in den optischen Spiegel des Theaters fallen zu sehen, halte man das inspicere in speculum auch für noch so nützlich. Denn wenn der Dichter Sprache und Gebehrde veredelt, so entflieht er deshalb noch nicht der Gemeinheit und der Unwürdigkeit einer unpoetischen Materie. Man hat noch neuerlich die Meinung Sulzers, als empfänge die Komödie ihren Werth nicht sowohl von dem Hauptstoffe, als vielmehr von der guten Behandlung, wieder geltend zu machen gesucht. Wenn Kunstsinu sich so abfertigen läßt, so können wir Layen nichts daran erinnern. Wir verlangen auch keinesweges einen mystischen oder gar transcendentalen Stoff, nur einen poetischen, und wünschen nur die mit stehenden Lettern abgefaßten Intriguen unsrer Lustspiele nach so viel Zeit umgesetzt, und, nachdem wir so weit gekommen sind, im ersten Akt die wunderbaren Ereignisse des letzten prophetisch vorauszusehen, uns endlich einmal wahrhaft überraschen und entzücken zu lassen. Aber die Kunst gar würde noch mehr vom Drama verlangen. Wir sind durch einige vortreffliche Tragödiendichter verwöhnt, auch an die Möglichkeit einer Beredlung des Lustspiels zu glauben, das bis jetzt über unser Zwergfell nicht hinaus kam, und vermuthlich nicht eher die untern Regionen unsers Körpers verlassen wird, um zu Herz und Kopf hinaufzusteigen, als bis es herzlich und verständig gedichtet seyn wird. Die wirkliche Welt mag immerhin den Stoff hergeben, aber er werde durch die Digestion des dichterischen Geistes zu einem Produkte der Poesie. Vergebens glaubt man, eine Sprache, wie sie der Pöbel führt, müsse der auf der Bühne nothwendige Pöbel nicht führen, vorausgesetzt, daß der Dichter zur Ausföhrung seines edlen Plans eines Plebes be-

dürfen sollte, der dem verworfensten gleichkommt; Sprache und Aktion sind dem künstlichen und wirklichen Pöbel ganz gemein.

Shakespear läßt seinen Falstaf ganz wie diejenige Klasse von Menschen scherzen und schimpfen, die sich in Tabagien und Buden einer Dortchen Lakenreisser herumtreibt, und Shakespear hat dennoch vortreffliche Werke geliefert. Nicht als ob er zum Muster dienen sollte; ich glaube wir könnten ganz ohne Tabagien auf dem Theater auskommen, und nicht ohne Recht wird der größte Verehrer des Shakespearischen Genies ihm ein wenig mehr edle Popularität wünschen, ja vielleicht hier und da mehr Korrektheit. — Doch keine Rezensionen.

Ich will nicht behaupten, daß die alten Komödien, ihrer poetischen Materie nach, im Stande waren, den oben angeführten ausdauernden Geschmack der Römer so lange zu konserviren (denn wir können und dürfen überhaupt zwischen den Forderungen jenes Alterthums, jener politischen Verfassung, jenes Grades der Bildung und jenes Klimas, mit denen unserer Tage und unserer Länder keine Übereinstimmung suchen); aber die Sorgfalt für Kunst, die sie auf die Vorstellungen selbst wendeten, beschäftigte ihren Geist anhaltend, und befriedigte den jedem besseren Geiste angeborenen Trieb nach Kunstgenuß. Wenn man weiß, daß drey Trauerspiele des Sophokles mehr kosteten, als der ganze peloponnesische Krieg gekostet hatte, daß der Schauspieler Aesop seinem Sohne fünf Millionen hinterließ, und Roscius eine jährliche Einnahme von fast 100000 Gulden hatte; so kann man sich einen vorläufigen Begriff von der römischen Theatervorliebe machen, mit welcher die Kultur der theatralischen Kunst im Verhältniß stand;

wovon durch Aufzählung der Schulen und Übungen, welche die Schauspieler ihre Kunst passiren ließen, überzeugende Proben gegeben werden könnten. Sollten die Theaterkritiken, von denen unsere Zeitschriften wimmeln, für einen gleichen Kunstpatriotismus gelten?

Wenn wir denn einmal das Drama dychotomiren (ein großer Mann, Shakespear that es selten oder nie), so müssen doch wohl Lust- und Trauerspiele ihren Namen wahrhaft entsprechen? Wenn Melpomene, die tragische Muse, in den Schilderungen des Unglücks, des verkannten gemißhandelten Werthes, in dem furchtbaren Lösungsmittel schwarzverschlungener Knoten, dem Tode, Empfindungen der Trauer, des Schmerzes, erweckt, und Thränen bitterer Behmuth aus unsern Augen preßt; so ist auf der andern Seite das Amt des Lustspiels — Thoren zu geißeln? Karrikaturen von Überwitz auszustopfen? übertriebene Späße, Burleskerien, wie Krämpfe in unsre Präkordien zu schicken? die Wände des Schauspielhauses von Gelächter erdröhen, und die sanfte Muse des Frohsinns furchtsam erzittern zu machen? Gewiß nicht! Gefühle des Glücks, der Freude und der Liebe, der belohnten Tugend, der Heiterkeit, ruft der schöne Tempel Thaliens aus dem freuden- und fadenlosen Labyrinth d. dieser Erde in seine Mauern zusammen, und läßt den von der Macht seines Schicksals gedrückten Menschen (und wer ist das nicht?) hier sein ernstes Leben gegen das heitere der Kunst austauschen. Thalia freut sich nicht gezeisselter Sklaven der Thorheit, nicht gebrandmarkter Missethäter, will ihren von Rosen umwundenen Schauplatz nicht zum Nichtplatz gemacht wissen — sie streut die Tugenden aus, wie Blumen, und der dankbar ge-

rührte Zuschauer nimmt sie gern. Indem sie Thränen der Borne vergießen macht, lehrt sie nach dem Glücke solcher Thränen ringen. Indem sie dem Menschen eine Welt vorzaubert, wo Heiterkeit, Ruhe, Schönheit, Güte wohnt, adelt sie seinen Geschmack, beruhigt aufrührerische Leidenschaften, beflügelt die Phantasie und giebt dem Herzen ein sonst nirgend wohnendes Glück. Indem sie für ihr goldnes Leben interessirt, reißt sie aus dem Wirklichen und giebt jene Zerstreuung, nach der der Lustspieljäger ja so sehr eifert! Ihr Triumph ist jenes herzige Lachen, das, durch Thränen der süßesten Nührung und Freude geschmückt, dem Herzen so wohl thut; jenes Verstummen der versammelten Menge das auf den Einzug des ganzen Segens der Kunst in die geöffnete Brust deutet; jene Heiterkeit, die den Zuschauer noch mit in seine Wohnung begleitet. — Wie leid thäte es mir, wenn ich mich so sehr in der Muse irrte!

O, was könnte Thalia thun! und was thut sie? — Ich weiß sehr wohl, daß wir Lustspiele und Dichter haben, die ihrer Absicht zu entsprechen suchen. Aber was sind das für Komödien, die das Volk sich täglich wiederholen läßt, weil man es gewöhnt hat, keiner andern Empfindung des Vergnügens zu genießen, als der der Schadenfreude, der Rachsucht, des Spotts, des Hohns, als die auf Kosten des Anstands, oder eines armen Thoren, oder gar auf Kosten neuer Fortschritte in Wissenschaften, genialischer Versuche des Talents und des Fleißes, und wahrlich oft nicht ohne eigne Bitterkeit erkaufte wird. Ist das ein Spiel der Lust? ein Lustspiel? — Es ist gut, daß der Glaube Griechenlands und Roms uns eben so fremd ist, als leider sein Kunstfeier; Sufarion

möchte seinen Witz sonst im Tartarus büßen müssen.

Man kann mich nicht mißverstehn, daß ich Witz und Laune nicht für eine Zierde des Lustspiels gelten lassen sollte. Gibt es irgend eine frohe Unterhaltung ohne Witz? aber er wird nur in solchen Zirkeln zu Sarkasmen, denen die Göttin ächter Freunde fehlt. Will man jedoch, weil vox populi, vox Dei geworden ist, sich ungern vom Geißeln und Überlautlachen trennen, so wäre für jenes nach Art der Alten das satyrische Drama, nur freylich nicht im griechischen Sinne; für dieses die *Satirae* der Römer vorzuschlagen, die man denn nach Stand, und Würden, und Ansehn der Person in *fabulas atellanas* und Marionettentheater abtheilen könnte. Im ganzen Ernst seh ich nicht ein, was daran liegt, und was es anstößiges hat, sich über den hölzernen Polichinell, über Harlekin, Pierot &c. halb todt zu lachen? nur verbanne man dergleichen Dinge aus dem Lustspiele.

Die Griechen und Römer wälzten sich lange in den Gottisen der sogenannten alten Komödie, bis, nach der durch Lamachus veranstalteten Abänderung in die ebenfalls sogenannte mittlere, die neue Komödie auftrat, in der „bloß das Genie und die Einbildungskraft arbeiteten“ sagt Eichhorn (Geschichte der Literatur), „von dieser Zeit an,“ setzt er hinzu, „ward das Lustspiel durch ächten Witz, durch artigste Laune und den feinsten Atticismus anziehend, und die jambische und trochäische Versart für dasselbe gewählt.“ Menander und Terenz geben Proben der neuen Komödie. Wer gähnt nicht bey diesen Namen? und wie gern wollen wir den Griechen ihren Menander, den Römern ihren Terenz lassen, wenn

sie uns nur einen Theil ihres „ächten Witzes, ihrer artigsten Laune, ihres feinsten Atticismus,“ und vielleicht auch ihrer jambischen und trochäischen Versart für unser Lustspiel überlassen wollten. In der That, sobald wir unsre Komödie zu einer Tochter der Kunst erheben wollen, wird es, wenigstens manchem Dichter schwer fallen, in Prosa zu schreiben, oder doch alle Scenen in Prosa zu schreiben. Es giebt Gedanken in der Poesie (und wir reden doch von dramatischer Poesie), die durchaus auch keine andere Form vertragen, als die poetische, und Worte, die nirgend an ihrem Platze sind, als in dem harmonischen Gamma des Verses, im Rhythmus und Metrum geordnet. Will man sich gegen diese Meinung etwa auf Autoritäten und namentlich auf Lessings Lustspiele berufen, so verdiente ich erstlich das nicht, da ich mich eben so wenig auf Autoritäten berufen habe, und bey Autoritäten von der Meinung anderer Leute, hier aber von meiner eigenen die Rede ist; und was Lessing anbetrifft, so müßte ich antworten, daß Lessing ein sehr großer Kritiker und der korrekteste Autor von der Welt, aber — kein Dichter war.

L.

Der Frühling.

(Nach dem Meleager.)

Des Winters Sturmgewölke ziehen
Hinweg, und heitrer wird die Luft,
Es lacht der Blumengott, und purpurn glühen
Die Blüthen rings, und athmen Frühlingsduft.

Ein Kranz von jungen Kräutern schlinget
Sich um der düstern Erde Haupt,
Und aus der Knospe vollem Aufbruch dringet
Das Blatt hervor, und alles wird belaubt.

Vom süßen Thau der Morgenröthe
Durchdrungen, bebt die Rose auf.
Froh hüpfet das Schäfchen hin, — die Hirtenflöte
Ertönt, und über Berge geht der Lauf.

Schon schwankt das Schiff auf hohen Wogen,
Vom Wind' begünstigt, durch das Meer;
Schon naht, ums Haupt den blühenden Epheubogen,
Im Freudentaumel, ein Bacchantenheer.

Und rastlos eilt zu Blumenstellen
Die Biene hin, und kehret heim,
Und bauet hier des Wachs' goldne Zellen,
Und sammelt dort des Honigs süßen Seim.

Der Vogel Chor erhebt die Stimmen,
Es lockt die Schwalbe unterm Dach, —
Das Sturmhuhn im Gewog, — und Schwäne
schwimmen
Am Ufer hin, — Adon singt am Bach.

Ha! welch ein liebliches Gefäusel
Erhebet sich im Schattenbaum,
Und weht auf mich sein blühendes Gefräusel,
Und wecket auch den Dichter aus dem Traum?

Ertönt die Syring nicht, und regen
Sich Schäfchen nicht durch's Wiesengrün,
Und schalt das Wasser nicht von Ruderschlägen,
Und sah' ich dort nicht Bacchos tanzend ziehn?

Der Vogel singet in den Zweigen,
Die Biene summt um mich herum,
Und nur der Dichter sollt' des Lenzes schweigen? —
Er fühlt ihn tief, und darum ist er stumm.

Rose.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 23. Mitau, den 10. Juny 1807.

L i t e r a t u r.

No Saldatu ammata. Latweefcheem par
apmeerinafchanu fchohs drauga wahr-
dus farakstija Voigt, Prahwests un
Sohdu draudses mahzitajs. (Über den Sol-
datenstand — ein Wort der Beruhigung für die
Letten, von Voigt, Propst und Pastor zu Sessau.)
Mitau, 1807, bey Steffenhagen und Sohn. 38
S. 8.

Der Herr Propst Voigt erwirbt sich durch diese
Schrift gerechte Ansprüche auf die Achtung und
den Dank des Menschenfreundes, so wie insbe-
sondere derjenigen Klasse, für welche er schrieb.
Es läßt sich über seinen Gegenstand und zu seinem
Zwecke kaum mehr sagen, als er wirklich gesagt
hat. Er kennt zugleich die Art, wie man Kinder
am Verstande behandeln muß; er weiß durch seine
aus dem Volksleben herausgehobenen Induktionen
den Letten auch das faßlich zu machen, was sonst

wohl ihrer Erkenntniß- und Begriffss-Sphäre nicht nahe liegt. Hieher rechnet Recensent vornämlich dasjenige, was der Verfasser über den Krieg, den Soldatenstand und dessen Nützlichkeit, so wie über das Recht der Obrigkeit, Soldaten auszuheben, beygebracht hat, wenn gleich dieß alles mehr für die sogenannten spekulativen Köpfe (Gudrineeken) unter den Bauren, als für den Mehrtheil derselben gehören möchte.

In der Überzeugung, daß dem Herrn Verf. nicht nur wahres Lob, sondern auch begründeter Tadel nicht unangenehm seyn wird, geht nun Rec. zu dem über, was er in den vorliegenden Bogen gern entweder gar nicht, oder doch anders gefunden haben möchte.

Von Seite 24 bis 27 werden zwar die getrennten Gatten, Väter und Kinder, die sich als für diese Welt einander entnommen ansehen, berücksichtigt; doch hätte dieß, wie Rec. dünkt, noch mehr, und da jene Ansicht bey dem Landvolke oft wirklich die vorherrschende ist, mit Benutzung des religiösen, aus dem Glauben an ein künftiges Leben hergenommenen, Trostes, geschehen können.

Was ferner die Sprache in dieser kleinen lettischen Schrift anlangt: so hätte ihr der Rec., bey dem talentvollen und mit der Denkart des Volks bekannten Verfasser, doch mehr grammatische Korrektheit, weniger unlettische Ausdrücke und Wendungen, und im Ganzen eine größere Leichtigkeit

gewünscht. So konstruirt der Verfasser die Präpositionen, beš, ar, prett, starp, uš, zaur, immer mit dem Genitiv. Richtiger dürfte es, trotz der Erlaubniß der Stenderschen Grammatik, wohl seyn, sie mit dem Akkusativ zu verbinden, vornämlich diejenigen, die, es seyn nun eine reelle oder ideelle Bewegung wohin andeuten, wie uš, prett, auch pee in manchen Fällen. So wird das Geschlechtswort taš, ta, wie Rec. glaubt, gegen den lettischen Idiotism noch zu häufig gebraucht. Es gehört nur dahin, wo etwas ganz genau und bestimmt von andern Arten oder Individuen seiner Gattung unterschieden, oder wo bey dem Zusammenstoße mehrerer von einander zu trennenden Kasus Zweydeutigkeit vermieden werden soll, oder wo das relative Fürwort kaš folgt. — Auch kann man weder sprechen noch schreiben waidsetu, es muß waijadsetu heißen. S. 10 unten, Šaldats ešfoht derrigš lohzešliš — richtiger: Šaldats derrigš lohzešliš — irr; es ist hier nichts Unge- wisses. S. 11 lihdsinaji, richtiger: lihdsini. S. 12 zaur gudru sinu un apdohmu to waldineeku, muß heißen: zaur waldineeku gudru sinu u. s. w. S. 13 zeenā, gohdā turretum, muß heißen: turrām; ebend. eekš pašaulē, besser der Ablativus loc. pašaulē. S. 14 Tiltēš muß tiltuš heißen, weil tiltš ein Masculinum ist. S. 17 und anderwärts sinami (freylich), muß sinnamš heißen. Pagruhtaki kann mit buht nicht adverbialiter

stehen, besser: gruhti nahktohs. S. 19 ismah-
 kuschi, ismahs, muß heißen: ismahzijuschees,
 ismahzifees. S. 20 nejehta — nejehs, nab-
 бага — nabbags, waine — waina. S. 23
 waidat, nicht waidejat, welches letztere das Im-
 perfektum ist. — Zu den unlettisch gebrauchten
 Worten und Ausdrücken rechnet Rec. das Zahl-
 wort weens statt kahds (kahds apmeerinaschanas
 wahrs S. 1.). Ebendas. das Zeitwort islaisch
 (auslassen) anstatt atlaisch (entlassen). Moleegt,
 S. 12 unten, heißt verweigern, nicht läugnen.
 S. 11 ne spehtu pastahweht — muß ne war-
 retu heißen. Hier ist von keiner neuen Anstren-
 gung, sondern vom Beharren im vorigen Zu-
 stande, die Rede. Prassahs, S. 13, heißt: er
 verlangt für sich, nicht, er fragt. Arrig,
 tebbe, neggi, tatschu, wären besser mit woi, ta-
 pehz, woi ne, tomehr, vertauscht. S. 13 ar
 weltahm pahrgudrahm meleschanahm — richti-
 ger und deutlicher ar weltigahm gudroschanahm.
 S. 14 nedf teefas winnus mekletu u. s. w. ist
 dunkel. Deutlicher hieße es: ja ne kahdas teefas
 winnus ne mekletu, winnus ne listu sagrahbt,
 un pahrmahziht. Es runnaschu preesch jumš
 (vor euch stehend) S. 18; — es muß heißen
 juhsu weetâ. Eenahzees prahts (reifer Verstand)
 S. 10; ebend. tahs bailes faites nonemtas (die
 Bande der Lust abgenommen); gruhtibas isgahst
 S. 12; zaur mantas kahroschanas aisrauti

(hingerissen, besser: skubbinati) ebend. ammatu a isleegt S. 16, ammatš karrajahš S. 21 unten. Leezeet sawu dattu klagt pee winna ušturrešchanaš; eekšch ko ta pastahw S. 18 (worin sie besteht); ebend. iskrattajt juhsu firdiš (schüttet euer Herz aus) — sind, dem Letten zum Theil unverständliche, Germanismen. — Überhaupt werden die Perioden manchesmal durch zu viele und zu abgebrochene Zwischensätze zerrissen, und daher schwerfällig und dunkel, z. B., S. 8, Bet arrig taš — sawu dšimteni schehlo, und, S. 9, bet arrig tad schee — zaur sawaš neprahtibaš (u) irraid? — Spuren von der im Deutschen jetzt gebräuchlich werdenden Pretiosität, deren Übergang in die Volkssprache man aber doch wenigstens verbitten muß. Doch Rec. bricht ab. Denn diesen Sprachbemerkungen liegt keinesweges Sucht zu kritteln, sondern der aufrichtige Wunsch zum Grunde, daß gerade die bessern Köpfe unter den lettischen Schriftstellern auch in der Sprache einiger seyn möchten, wodurch diese unstreitig an Bestimmtheit und Klarheit gewinnen würde, die ihr noch gar sehr fehlen, und die doch im Umgange und in Geschäften, wie auf Kanzeln und in Vorhöfen so nothwendig sind.

Zum Schlusse sey es dem Rec. noch erlaubt, seine Verwunderung an den Tag zu legen über eine Äußerung des Verfassers in dessen deutschen Vorerinnerung. Er spricht da von

der Beruhigung in dem Glauben an Vorsehung, und bezeichnet diese als etwas, welches der Volksglaube noch Vorsehung nennt. Rec. wird beynahe versucht, dieß für Ironie zu halten. Denn sollte wirklich der Glaube an eine göttliche Weltregierung in die Region des bloßen Volksglaubens verwiesen werden müssen? Oder hätte der Religionslehrer sich erst darüber zu entschuldigen, wenn er von Vorsehung reden will? — Und wie kann der Herr Verfasser die Alternative aufstellen, daß man sich entweder mit dem Verlassen auf die Vorsehung beruhigen, oder, wenn man dieß allzu populär fände, es mit dem philosophischen Optimismus versuchen möge? Sind denn die Lehre von der Providenz und die Lehre des Optimismus einander entgegengesetzt, so daß man entweder zu der einen, oder zu der andern greifen müßte? Bieten sie sich nicht vielmehr die Hand? — Diese Welt und alles darin ist gut, ist das beste, weil es von Gott gewählt wurde, so sagt der Optimismus; und der Vorsehungsglaube setzt hinzu; weil es von Gott zum Wohle des Ganzen, wie des Einzelnen nicht nur für diese Welt, sondern für die ganze Ewigkeit, vorbedacht, veranstaltet und zugelassen ist, oder, da ich ihn nicht als müßig denken kann, noch jetzt dazu geleitet und regiert wird. — Lieben Brüder, laßet uns doch das, was wir als wahr erkennen und als wohlthätig empfinden,

lasset es uns frey und freudig sagen, ohne seitwärts hinzublicken auf gewisse Leute, denen Religion und Irreligion ungefähr so viel gelten, wie eine Modefrisur à la Titus. Immer mögen sie sich in ihrem vermeintlichen Sonnenlichte selbstgefällig beschauen und belächeln. Den Glauben an Gott und Vorsehung werden sie weder dem Volke, noch der Menschheit überhaupt rauben. Er ruht zu sicher und allen Angriffen unzugänglich. Denn sein Asyl ist der unverschrobene Geist, und das reine Herz, zu denen der gute und wahre Mensch doch am Ende aus allen Irrgängen der Spekulation zurückkehrt.

— 3 —.

Philosophenungerechtigkeit.

Der an Gott und Wahrheit aufrichtig Glaubende sieht zwar den Gährungen in der philosophischen Welt, wo ein System aus den Trümmern des andern aufsteht, aber auch selbst nur ein Eintagsleben lebt, ohne Verzweiflung zu. Er hegt die Zuversicht, daß aus der dadurch veranlaßten vielseitigen Prüfung die ächte, mit der menschlichen Natur innigst verwebte, in ihr wesentlich gegründete, Wahrheit am Ende desto strahlender und siegreicher hervorgehen werde. Dennoch ist es, zum Theil auch, um eine solche Prüfung zu befördern, Pflicht für den Wahrheitsfreund, die

ungerechte Verkennung zu rügen, mit der Meister und Jünger gewisser neuern Philosophenschulen die Verdienste früherer Weisen herabsetzen. Gelegenhkeiten, eine solche Anmaßung zu äußern, ergreift man mitunter auf die gewaltsamste Weise. So fand ich vor einiger Zeit in einem öffentlichen Blatte einen Ausfall auf die kritische Philosophie, der nolens volens das prooemium zur Recension eines Erbauungsbuches für die untere Volksklasse abgeben muß. Der Verfasser wiederholt den schon sonst geäußerten Vorwurf, als sey der Criticismus nur eine Verstandeslehre; er glaubt, moralische Vollkommenheit würde dem Erdensohne hier nicht zu Theil (als ob die kritische Philosophie dieß behauptete, die ja vielmehr eine in alle Ewigkeit fortgehende Annäherung zur moralischen Vollkommenheit lehrt); er sagt, die vollkommenste Erfüllung der Pflicht sey nichts mehr, als Schuldigkeit (wer läugnet das?) und dürfe keinen Lohn fordern, (hierüber hernach) und endlich sieht er dieß ihm vorschwebende Phantom, welches aber dem Criticismus fremd ist, in Luft und Nebel verschwinden, worin er nicht unrecht hat.

Ich bin kein blinder Anhänger Kants. So kann ich z. B. die ältern Glaubensgründe für das Daseyn Gottes nicht für so unwichtig halten, wie dieser Philosoph. Ich verehere vielmehr dankbar froh in ihnen allen eben so viele Wege, durch welche die Gottheit den Menschen zum Glauben an

sich hinführen will. Der Mensch sollte zwar in diesem Leben des Glaubens noch nicht schauen, aber er sollte doch mehrfach in sich und außer sich zu seinem erhabenen Urheber hingezogen, an ihn erinnert werden. So freymüthig ich nun aber dieß Bekenntniß ablege, eben so wenig scheue ich mich auch, meine tiefe dankvolle Verehrung gegen den nun verewigten vortrefflichen Stifter der kritischen Philosophie an den Tag zu legen, dem ich so vieles, dem ich insbesondere die Befreyung von den schalen Klugheitsmaximen des kalten, engherzigen Eudämonismus verdanke. Eben so offen gestehe ich auch, daß mir die Resultate der praktisch-religiösen Philosophie dieses Weisen, Glaube an einen heiligen Welturheber, an Tugend, als dessen Willen, an persönliche mit Selbstbewußtseyn verbundene Unsterblichkeit der Menschenseele, und an eine gerechte Vertheilung des Wohls und Wehe, die wahren, durch die Aussprüche des gesunden Menschengewisses und Menschenherzens aller Zeiten gerechtfertigten sind. Wenn nun aber doch dieser wahrhaft große Denker und Mensch so unverzeihlich mißkannt und mißdeutet wird; so kann man dieß nicht anders, als mit Staunen, aber auch mit Kummer bemerken. — Was soll es heißen, wenn der oben erwähnte Rec. die kritische Philosophie immer und immer eine bloße Verstandeslehre nennt? Freylich lehrt sie keine blinde und doch schauende Vernunft. Aber

würdigt sie denn nicht die Vernunftideen vom Nothwendigen und Zufälligen, Bedingten und Unbedingten, Gott, Welt, Freyheit u. s. w.? Nur behauptet sie von mehreren dieser Ideen allerdings, und das mit Recht, daß die äußere Realität derselben durch kein unmittelbares Erkennen, durch kein Schauen gesichert werden könne. Was soll ferner der mit zweydeutiger Popularität ausgedrückte Gedanke heißen? „Die vollkommenste Erfüllung der Pflicht dürfe keinen Lohn fordern.“ Die Tugend darf keinen Lohn fordern, das kann 1) so viel heißen: der Mensch kann sich durch seine Pflichterfüllung um den unendlichen Herrn der Welt nicht so verdient machen, wie er sich um einen andern Menschen verdient macht, wenn er ihm den Gebrauch seiner Kräfte zu dessen Nutzen widmet, und nun dafür seinen kontraktmäßigen Lohn fordert. Dieß ist allerdings vollkommen wahr. Aber wo lehrt denn die kritische Philosophie eine solche elende lohnsüchtige Tugend, einen solchen Tausch und Handel mit dem höchsten Wesen? — Sie, die ja das Ideal der Tugend in seiner reinsten, uneigennützigsten Erhabenheit aufstellt, — sie, die ja, da Alles in die schale Glückseligkeitsmoral versunken war, zuerst mit Muth und Kraft diese Atermoral auf ihren wahren Unwerth zurücksetzte. 2) Tugend darf keinen Lohn fordern, das kann aber auch so viel heißen: der Gutgesinnte dürfte es nicht mißbilli-

gen und für unrecht erkennen, wenn, obgleich der Mensch ein glücksbedürftiges Wesen ist, und es auch Güter und Mittel zum Glücke giebt, dennoch der Redliche immer dar daß zu seiner Wohlfahrt erforderliche Außere entbehrte, der Böse immer und ewig in der Fülle befriedigter Wünsche schwelgte. In diesem Sinne ist der Satz so falsch, daß die reine Menschennatur aus ihren innersten Tiefen sich dagegen empört. „Nein,“ so muß der wahrhaft weise, edle Mensch zu sich sagen, „wenn ich auch auf meine eigene Person gar nicht sehe, so kann ich nicht anders, als so urtheilen: Nur der Gute ist auch des Guten und Erfreulichen werth (er verdient Beglückung), der Böse verdient Unglück und Strafe. Und da ich Grund habe zu glauben, daß in dieser Periode des menschlichen Daseyns dem Tugendhaften — vielleicht um seine Tugend dadurch zu bewähren und zu veredeln — noch häufig Glück und Wohlfahrt entzogen wird: so muß ich entweder das gerechteste Urtheil meines Geistes, das natürlichste Gefühl meines Herzens für ein leeres Phantom, und mich durch meine eigene Natur für betrogen halten, oder ich muß einen heiligen und gerechten Weltregierer glauben, und ein künftiges Leben erwarten, wo jedem in gerechtem Maße zu Theil wird, was er verdient hat. Ich thue meine Pflicht keinesweges aus lohnstüchtiger Hinsicht auf das Glück, welches der Unendliche damit verknüpft, ich thue sie

aus Ehrfurcht gegen seinen heiligen Willen; aber dabey erwarte ich dennoch mit Zuversicht, daß der Weg der Tugend nicht der Weg ewigen Elendes seyn könne, daß er sich auch für mich in Herrlichkeit verklären werde und müsse.“ Diese in dem kritischen Systeme deutlich aufgestellten Urtheile sind so wesentlich mit allen Fäden des reinen Menschencharakters zusammengeknüpft, dieser Glaube hat stets die edelsten und vortrefflichsten Menschen beseelt, getröstet, erhoben, beseligt, er spricht sich von jeher in den sinnlichsten Hüllen, mit denen die gröbsten Volkäreligionen umwunden sind, wie in den geläutertsten Begriffen der moralischen Vernunftreligion und der göttlichen Christuslehre, so deutlich aus, daß alle Angriffe sophistischer Scheinweisheit an ihm zerplittern müssen.

Maczewski.

Vorschlag zu einer Bücherphysiognomie.

Bekanntlich verschafft die Bücherkenntniß den Hauptnutzen, daß man durch sie allein fähig wird, über den Werth der Schriftsteller und ihrer Werke zu urtheilen. Wie könnten sich auch ohne dem die Recensionsinstitute so sehr vermehren? Warum würde man sonst hundert Recensionen lesen, gegen ein einziges Buch? Aber ungeachtet dieses mit

Nicht so sehr beliebten Hülfsmittels, ist doch die Erlangung einer, nach den Forderungen unserer Zeitgenossen, vollständigen Bücherkenntniß, unendlichen Schwierigkeiten unterworfen. Werke der älteren Zeiten werden nicht mehr recensirt, und man ist wohl gar unbescheiden genug, zu fordern, daß, wer mit Gelehrten umgehen will, jene gelesen haben müsse; oder, welches doch unmöglich ist, ohne dem und ohne Recensionen, ihren Inhalt kennen soll. Die Recensionen der früher als vor einem Jahre erschienenen Schriften zu lesen, wird einem aber Niemand zumuthen, der es weiß, daß man kaum damit fertig werden kann, die der täglich erscheinenden nur durchzulaufen. Was würde dieß überdem helfen, da Geschmack und Urtheil sich mit den Jahren so sehr verändern? Ich wage es daher, allen Freunden der Literatur, die sich mit mir von diesem Übel gedrückt fühlen, und doch gern urtheilen möchten, einen Vorschlag zu machen.

Wie man aus den Formen des Schädels so unwidersprechlich die darin vorherrschenden Gesinnungen bestimmen kann; so, meinte ich, müßte man auch aus dem Titel, verbunden mit allen übrigen äußeren Kennzeichen, eines Buches, mit ziemlicher Sicherheit auf den Charakter seines Inhalts schließen können. Mich bestätigte in meiner Meinung der Umstand, daß ich oft von großen Gelehrten gehört habe, wenn sie nur ein Buch

durchblättern, so wüßten sie auch schon, was daran sey. Man beobachte also auf's genaueste an allen Büchern, die man nun einmal lesen muß, Band, Format, Druck, Papier, kurz alle äußeren Merkmale, und, da man den Titel schon auf dem Rücken findet, auch diesen; alles das vergleiche man mit dem Inhalte, und es wäre doch schlimm, wenn man nicht bald auf sichere Resultate kommen sollte. Wie leicht muß nicht diese Procedur denjenigen werden, welche durch weitläufige Recensionslektüre ohnehin schon mit dem Werthe vieler Bücher vertraut sind, und dabey selbst beträchtliche Haufen von Schriften zum immerwährenden Anschauen um sich herum liegen haben. Ihre Unterstützung erbitten wir uns vorzüglich. Würden die Herren Recensenten sich zugleich herablassen, jeder Beurtheilung auch noch eine vollständige Beschreibung des Körperlichen am Buche hinzuzufügen — auch wohl eine treue, wo möglich illuminirte, Abbildung desselben — wie bald würde dann ein systematischer Kopf sich die Regeln der Bücherphysiognomik abstrahiren können! Diese Regeln nun zu kennen, welch ein Gewinn für alle, die es wissen, wie viel darauf ankommt, ein Buch selbst in Händen gehabt zu haben! Welche Zeit- und Kräftersparung! Welch ein Vortheil für die Unzähligen, die gar nicht oder nur in einer Sprache lesen! Man fürchte nicht alsdann zu viele Bücher selbst besitzen zu müssen.

Privatbibliotheken könnten vielmehr gänzlich aufhören. Wer würde sich dann noch scheuen unsere, meistens unbenutzten, großen Büchersäle zu besuchen? Öffnen würden sich diese endlich zur Freude aller Schriftenbeobachter. Welch ein herzerhebender Anblick, wenn sich nun Alles dahin drängte! Welch ein Gewühl der Beschauenden, welch Gemurmel der Urtheilenden! Hier Einer, der mit dem Tastsinne die Feinheit des Papiers erforscht, und daraus auf das Genie des Verfassers schließt; dort ein Anderer, der, versteht sich mit Hülfe der Brille, die Schärfe der Lettern ermißt, und daraus die Korrektheit des Styls erfährt. Ich selbst horche auf das Ragen der Bücherwürmer, und werde von der verlegenen Waare zurückgeschreckt. An jenem Fenster riecht eine Dame es dem Buche an, ob es aus der Residenz oder etwa aus der nächsten Handelstadt kommt, während hinter dem Schranke sich Jemand vergebens bemüht, einer allgemein beliebten Schrift Geschmack abzugewinnen. Dann erst, wenn uns die Erlangung literarischer Kenntnisse so leicht gemacht wird; dann erst werden sich diese allgemein verbreiten; dann erst wird das kühne und treffende Urtheil hervorströmen, aus dem Munde des Trägen, wie des Arbeitsamen, und jeder wird ein literarisches Genie seyn.

B e r i c h t i g u n g e n.

Der Recensent des neuen lettischen Gesangbuchs in Nr. 8. der Wöchentlichen Unterhaltungen von diesem Jahre vermißt die sechs letzten Strophen des unter Nr. 351. in jenes Buch eingerückten Stenderschen Liedes. Diese sechs Strophen finden sich aber wirklich in dem neuen Gesangbuche, nämlich unter Nr. 355., als besonderes Lied.

Ferner sind die Morgen- und Abendgebete in der dem neuen lettischen Gesangbuche beygefügten Sammlung von Gebeten sämmtlich theils aus dem alten, theils aus dem Stenderschen lettischen Gesangbuche, jedoch aus beyden mit mehrern Abänderungen, entlehnt. Nur das Abendgebet am Sonntage ist ganz neu hinzugekommen.

An die furchtbare Sappho.

Warum wir, Sappho, deinem Reiz enteilen?
Dein Amor zielt mit Bomben, nicht mit Pfeilen.

D r u c k f e h l e r.

In Nr. 22. ist S. 339 Z. 3 von unten Mariæ statt Maræ;
S. 343 Z. 16 mares statt mores, und S. 350 Z. 8 Freude statt
Freunde zu lesen.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 24. Mitau, den 17. Juny 1807.

Sommertheater in Mitau.

„Zu tadeln, ist keine Kunst; aber es besser zu machen — —“. So urtheilt Jan Nagel. So sprach unlängst auch ein großer Kenner — von Pferden zu mir. Um ganz in seinem Geiste ihn ad absurdum zu führen, richtete ich, statt aller Antwort, die Frage an ihn: „würden Sie mir wohl die Fehler an einem Pferde nachweisen können?“ — „„Ey, das wäre doch schlimm, wenn ich nicht ein Pferd zu beurtheilen im Stande seyn sollte.““ — „Nun, und doch — glaub' ich — dürften Sie, wenn man Sie in einen Karren spannen wollte, eine miserable Rolle spielen, und von dem schlechtesten Karngaul ausgestochen werden.“ —

Diese wahre Anekdote mag, statt aller Einleitung, die folgende Theaterrelation eröffnen und ihr gleichsam als Captatio benevolentiae dienen. Krake sich, wen es juckt.

Die gewöhnlichen Sommervorstellungen der Rigischen Gesellschaft begannen diesmal am 2ten Juny mit einem alten Stücke, das aber durch den Auftritt einer neuen Schauspielerin neuen Reiz gewann. Das Kokebuesche Lustspiel: Die Indianer in England, war es, worin Demoiselle Pöschel sich in der Rolle der Gurli, als Kind der unverfälschten Natur, producirte. Der einstimmige, laute Beyfall, den sie erzwang, galt ganz ihr selbst; denn heute spielte sie nur sich. Bey ihrer großen Jugend einer selten hübschen Figur, und so viel natürlichen Anlagen, verspricht sie viel — sehr viel für die Zukunft. Das Talent liegt bey ihr noch im Reime und harret der Entwicklung. Alles was sich daher von dieser aufblühenden Schauspielerin sagen ließe — und dabey anticipiren wir einige weiter unten genannte Rollen, um hinterdrein ein weitläufigeres Urtheil zu ersparen — ist: daß der Ruf, der ihr vorausging, zum Theil nur für eine Prophezehung genommen werden muß, deren vollkommene Erfüllung nicht ausbleiben kann, wenn Studium und Leitung hinzukommen, um die Künstlerin aus ihr zu bilden, die jener jetzt schon in ihr erwarten ließ. Als Gurli war sie indeß, so wie sie ist, ganz an ihrem Platze, und Referent ist der Meinung: daß sich die Natur schwerlich mit solcher Wahrheit nachbilden lasse, als sie Demoiselle Pöschel, ohne alle künstliche Anstrengung, dar-

stellte. Ubrigens fiel die Vorstellung, mit wenigen Einschränkungen, im Ganzen gut genug aus. Zu jenen rechnen wir die übelangebrachte Verlegenheit des monotonen Fazir (Herr Ackermann), die nicht sowohl der Rolle, als dem Schauspieler eigen zu seyn schien. In den leidenschaftlichen Scenen hätten wir seinen Worten weniger Feyerlichkeit und dagegen mehr Feuer gewünscht. Bruder Robert (Herr Arnold) war nicht ganz, was er seyn sollte, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß die Rolle, da wir sie nun einmal nicht von Herrn Vorsch sehen konnten — der Kränklichkeit wegen für eine Zeitlang das Theater meidet — sich immer noch in guten Händen befand. Ernst und Verschlossenheit, die Hauptzüge dieses Charakters, waren fast ganz daraus verwischt, und die Jovialität trat zu stark hervor. Mistris Smith war für ihre Rolle diesmal nicht heftig genug und — für ihr Alter viel zu jung. Diese Bemerkung mußte sich auch dem partheilossten Zuschauer aufdringen. Überhaupt schienen die dehors heute ungewöhnlich vernachlässigt. So brachte z. B. Fazir, der junge Wilde, eine gepuderte Frisur aufs Theater, und Robert, der Schiffskapitän, hatte nichts an seinem ganzen Leibe, das den Seemann verrathen hätte; die langen Beinkleider, wie sie heut zu Tage von allen Elegants getragen werden, wollten dieß nicht bewirken. Samuel mußte, ohne eben zu karrikatu-

riren, in seiner Kleidung gleichsam sein ganzes Ich zur Schau tragen. Von dem allen war keine Spur vorhanden; er war ein Elegant, wie die andern, und that jünger, als er sollte. Seine Ängstlichkeit und Vorsicht mußte sich nicht allein in Worten, sondern in seinem ganzen Benehmen aussprechen, und jeder Schritt, den er that, den Bedächtigen charakterisiren. Dadurch wurde der Kontrast zwischen ihm und seinem behenden, schnellzüngigen treuen Diener, dem Visitator (Herr Loos), noch mehr gehoben worden seyn.

Am 3ten Juny: Lilla, oder Schönheit und Tugend, eine komische Oper mit Musik von Martin. Das Stück ist zu alt und schon zu oft gesehen, um über dasselbe hier noch viel erinnern zu dürfen. — Die Musik befriedigt, wie Mozart von den Werken dieses Meisters überhaupt aus sagte, diejenigen, welche nur ein leichtes, vorübergehendes Vergnügen in der Kunst suchen; der Text aber hat manches, unter andern vielleicht den zweyten Akt, zu viel. Daher war denn auch wohl die Aufmerksamkeit des Publikums vorzüglich auf Dem. Pöschel und Hrn. Schring gerichtet, von denen erstere als Sängerin und letzterer überhaupt hier zum erstenmal auftrat. Die angemessene Rolle trug dazu bey, daß der vortheilhafte Eindruck, den Dem. Pöschel wegen ihrer schönen Form auf's Auge machte, nicht verloscht wurde; zumal da man einer reizenden Figur manche kleine

Schwäche des Gesanges gern zu übersehen geneigt ist. Ihr Fandango war entzückend. — Dem Ohr und dem innern Sinne that Dem. Brück'l (als Bertha) vorzüglich Genüge. Ihr Spiel verräth poetischen, lebendigen Geist, der, wie ein höheres Licht, durch jede Form hindurch leuchtet. Madame Acker mann war, als Königin, ganz eigentlich an ihrem Platze, so wie Herr Arnold in der Rolle des Prinzen seinen bekannten vorzüglichen Rang behauptete. An Hrn. Sehring, der den Tita spielte, hat unser Theater keine unbedeutende Akquisition für die Oper gemacht. Er singt einen reinen, schönen, wenn gleich nicht sehr tiefen, Bass. Dabey besitzt er viel Gewandheit des Körpers und eine auf der Bühne immer seltener werdende Lebhaftigkeit; ja, es wäre ihm vielleicht noch in manchen Stücken Mäßigung zu rathen. Auch darf er sein Spiel nicht überladen, oder es wohl gar mit komischen Zügen von eigener Erfindung auszustaffiren suchen; ein Fehler, vor welchem angehende Schauspieler sich besonders zu hüten haben, weil die Grenzlinie des Anstandes von ihnen leicht übersehen wird. So gefiel uns auch der Saltomortale in der letzten Scene — dieser improvisirte Pendant zu Lillas Fandango — gar nicht, weil er die Täuschung unschicklich unterbrach und doch nur auf einen Bajazzospaß hinauslief. Herr Sehring wird dereinst was Vollkommenes zu leisten im Stande seyn, wenn er die Be-

lustigung der Gallerie aus seinem Gesichtskreise verbannt. Auch ist ihm mehr Sorgfalt im Kostume zu empfehlen. Er war heute z. B. durchaus kein spanischer Bauer; schon die gestrickten Pantalons ließen den Glauben daran nicht aufkommen. — Hrn. Ackermann, als Lubino, wäre mehr Lebendigkeit zu wünschen gewesen. —

Am 4ten Juny. Zum erstenmal: Leopold von Babenberg, ein Sittengemälde der Vorzeit in 5 Aufzügen. Der Verfasser hat klug daran gethan, sich nicht zu nennen; durch dieses Stück wäre sein Name nicht zu Ehren gekommen. Es ist ein ungenießbares und nicht einmal appetitliches Schaugericht, das aus folgenden verbrauchten Ingredienzen besteht: eine Handvoll fürstlicher Personen und Ritter, eine wiederauferstandene Frau, Schlachten, Reichenpomp und Trauermärsche &c.; kurz, bis auf Donner und Blitz, die der Verfasser vergessen zu haben scheint, wenn wir sie nicht etwa bey dem Schlachtengewühl überhört haben, findet man hier alle mögliche Theaterrequisita aus hundert andern Stücken beisammen. Die Fabel ist indeß so mager und die armselige Handlung schleicht so langsam fort, daß, trotz allen Spektakels und der öfteren Trompetenstöße, wodurch der Verf. den Zuschauer wach zu erhalten sucht, doch der Schlaf sein Recht behauptet. Ref. ist der Meinung, daß diese Bearbei-

tung eines aus der Geschichte des Hauses Oesterreich entlehnten Sujets nicht einmal dauerndes Lokalinteresse gewinnen kann. Er bedauert übrigens die sämtlichen darin auftretenden Schauspieler, die ihr Gedächtniß, ohne allen Effekt, mit dem hochtrabenden Unsinn martern müssen, aus welchen der Dialog besteht. Die Personen des Stücks sprechen nicht mit einander, sondern sie geben lauter rhetorische Chrien von sich; jeder beantwortet die wohlgesetzte Rede des andern durch eine eben so wohlgeordnete Rede. Dabey bleibt es bis zu Ende des Stücks noch ungewiß, wer darin die Hauptrolle hat; es scheint, als ob der Verfasser, um keine von den spielenden Personen zu beleidigen, jede derselben, ohne Ausnahme, zu Ruhm und Ehre gelangen lassen wollte; daher könnte eine füglich der andern Platz machen, ohne daß dadurch eine Lücke im Ganzen bemerkbar würde. — Von der Aufführung selbst, unter solchen Umständen, kein Wort — wenn der Eifer, mit dem das sämtliche Personale seine Kräfte an dieß übel gerathene Machwerk setzte, um es vor dem gänzlichen Falle zu bewahren, nicht eine ehrenwerthe Erwähnung erforderte.

Am 5ten Juny: Michel Angelo, komische Oper in 2 Aufzügen, nach dem Französischen, mit Musik von Nicolo Jjouard. Eine von den dießjährigen Theaterneuigkeiten. Der Maler Mi-

chel Angelo liebt Florine Perugini, die Tochter eines verstorbenen Malers. Scopa, ein bejahrter Maler, Florinens Vormund, liebt diese gleichfalls, und giebt seinen Nebenbuhler bey seiner Geliebten für todt aus. Letzterer kehrt aus der Fremde zurück, tritt als Farbenreiber in Scopa's Haus, wird bald von der Geliebten, und dann, durch ein Chor von Malern, an einem verbesserten Gemälde erkannt; worauf ihm Scopa, der Maler, den Vorrang, und Scopa, der Liebhaber, Florinen abtritt. Die Musik ist im Ganzen nicht ausgezeichnet schön, aber doch recht artig. So nahm sich die Arie: „In Venedig gab's ein Mädchen,“ die Herr Arnold, als Michel Angelo sang, sehr gut aus. Auch Herr D h m a n n, als Scopa, und Herr Werther, als Pasquin, spielten gewiß brav. Der letztere besonders weiß immer Abwechslung in sein Spiel zu bringen, und in allen komischen Charakteren, die er darstellt, so viel Übereinstimmung sie oft unter sich haben, sich selbst immer neu zu erhalten. Madame A k e r m a n n schien uns dagegen, d. h. als Schauspielerin, in der heutigen Rolle nicht ganz an ihrer Stelle; sie mußte entweder ein schnippisches Kammermädchen oder eine komische Alte — kurz, ein Seitenstück zum Pasquin abgeben. Dem Brück'l, deren Gesang heute, wie immer, den lautesten Beifall erhielt, bewährt ihr schönes Talent täglich mehr und mehr.

Als Nachspiel folgte hierauf: Leichtsinu und gutes Herz, ein Stück, das zu alt und zu unbedeutend ist, um darüber hier noch ein Wort zu verlieren.

Am 6ten Juny: Hab' ich nicht recht? Ein Lustspiel in drey Aufzügen, von Nott, und zum Beschluß: die Wette, ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen von Sonnleithner. Beide Piecen gehören zu der Gattung von Theaterstücken, die bey dem erstenmal gefallen, aber keine helle Beleuchtung vertragen; sie gleichen gewissen, wohlaufgeputzten Schönen, die bey dem ersten flüchtigen Anblick reizen, auch wohl ein Verlangen nach ihrer näheren Bekanntschaft erwecken, denen man aber nicht scharf ins Gesicht, oder vielmehr nicht unter den Modehut gucken darf, ohne sich selbst um die angenehmste Täuschung zu bringen. Die heutige Darstellung liebenden Stücken einen Werth, auf den sie für sich allein nie Anspruch machen können. Vorzüglich bewährten Hr. La Roche und M^dme. Ohmann sich als denkende Künstler — und viel hat ihnen der Verf. des ersten Stückes zu danken, der heute ihr gehorsamer Nachtreter war. Herr Arnold trug durch die Lebendigkeit, Herr Dittmarsch durch die Wahrheit seines Spiels und Dem. Pöschel durch die reine Unbefangenheit ihrer eignen Natur, die sie gewahren ließ, zur Vollendung des Ganzen bey. — In der Wette zeigte

Herr A l e r m a n n, wie viel Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich selbst vermögen. Ref. glaubt ihm das Lob schuldig zu seyn, daß er seine kleine Rolle mehr als tadelfrey — daß er sie vorzüglich brav gespielt und zur Hervorbringung des Effekts, den das wohlgehaltene Ganze bewirken mußte, das Seinige redlich beygetragen habe.

Am 7ten Juny: Die Sonnenjungfrau, ein Schauspiel in 5 Akten, von K o z e b u e. K o l l a wurde dießmal von Hrn. D i t t m a r s c h gegeben. Wir enthalten uns jeder Vergleichung zwischen ihm und Herrn V o r s c h, der bekanntlich sonst diese Rolle mit allgemeinem Beyfall spielte. Es ist mit den Vergleichen in solchen Fällen immer eine mißliche Sache; das Vorgefühl entscheidet nicht selten zu Gunsten des einen — und eben so oft übt die bloße Gewohnheit das Stimmrecht dabey und entscheidet für die frühere Bekanntschaft. Herr D i t t m a r s c h hat — und dieß können wir mit Wahrheit behaupten, und thun es in voller Überzeugung — seinem Vorgänger glücklich nachgeeifert. Herr L a R o c h e gab den Oberpriester der Sonne mit Einsicht und aller diesem Charakter angemessenen Würde. Nur wünschten wir, daß er mehr Sorgfalt auf den Gebrauch seines Gewandes und der theatralischen Drapperie verwenden möchte; worauf es hier so sehr ankommt, wie jeder weiß, der diese Rolle von I f f l a n d spielen sah, oder Böttigers Entwicklung des Ifflandschen Spiels gelesen hat.

Außerdem waren auch zwey Nebenrollen neu besetzt, die beyden Sonnenjungfrauen, Idali durch Dem. Rutkowska, und Amazali durch Dem. Pöschel.

Am 8ten Juny: Das Donauweibchen, erster Theil. Ist aus der vorigjährigen wiederholten Darstellung und der darüber in diesen Blättern gegebenen Relation bekannt. Wir sind keinesweges geneigt, unser Urtheil daran zu ändern.

Am 9ten Juny: Fanchon, das Leyer-
mädchen, von Kozebue, mit Musik von Himmel. Von dieser Operette gilt das nämliche. Doch darf nicht unangeführt bleiben, daß die neue Besetzung einiger Rollen dießmal der Darstellung manchen Gewinn und manchen Verlust verschaffte. Dieß war freylich im eigentlichsten Wortverstande nicht augenscheinlich und nur in Absicht des Gesanges der Fall, aber dem Ohre dafür desto bemerkbarer. Florine wurde von Dem. Rutkowska und Adele von Dem. Pöschel gesungen. Zwischen dem dießjährigen Abbé Lattignant (Hrn. Sehring) und dem seitherigen (Hrn. Ohmann) läßt sich schon eher eine Vergleichung wagen, und unsere Meinung von beyden, in Absicht jener Rolle, geht dahin: daß sie seither mit größerer Wahrheit gegeben — aber dießmal mit reinerer Kehle gesungen wurde. Hrn. Sehrings Außere eignet sich gut zur Darstellung eines gemüthlichen

Bonbivants, nur ließ er ihn hin und wieder zu scurril erscheinen. Mit seinem Anzuge waren wir vollkommen zufrieden. —

Am 10ten Juny: Das Donauweibchen, zweyter Theil. Ein romantisches Volksmärchen mit Gesang, von Hensler. Die Musik von Ferdinand Rauer. — Dieser zweyte Theil genügt, wie der erste, seinem Publikum. Es ist also weiter nichts gegen dieß Volkspektakelstück zu sagen. Vermöge seiner Polypennatur kann es wachsen ins Unendliche, auch kann man davon wegschneiden so viel man will, es lebt immer fort. Ref. hat gewiß die Mehrheit der Stimmen auf seiner Seite, wenn er sagt, daß über dieß Stück nichts geht. „Was für Verkleidungen, ich glaube ein ganzes Duzend, und wie schnell: das ist kaum zu begreifen! Und was für ein prächtiges Kleid die Hulda zuletzt trägt! Mein, das blendet fast die Augen. Auch ein Paar niedliche Kinderchen, die sich in Tauben verwandelt hatten, die singen ganz allerliebste. Und der Karifari macht gar drolliges Zeug; man kann sich fränk lachen. Alle Augenblick etwas anders, und immer ein Aufzug schöner als der vorige. Dabey ist die Musik auch recht schön. Ein sehr hübsches Stück!“ — Relata refero. — Ja, der Herr Rauer hat ein eignes Talent! Ref. will ihn nicht einen Hochverrätther an der Kunst nennen, sondern ihn lieber einem ehrlichen Diebe vergleichen, der mit dem Gestohlnen an dem Pöbel

Handlungen der Wohlthätigkeit zu üben versteht, wie keiner. Auch dem Sängler weiß Herr Kauer das Seine zu geben, wie die Bravourarie darthut, mit welcher Dem. Brück'l so viel Beyfall ein-ärndtete. So wie er das Kind von acht Jahren ergötzt, so möchte er sogar, wo möglich, den Kenner und Künstler befriedigen, durch kanonische Sätze und andere Feinheiten und Gelehrsamkeiten. Wenn dieses nun gleich auf keine Weise gelingen kann; so läßt sich doch nicht läugnen, daß er es sehr g e s c h i c k t anzufangen weiß, und man sich also wenigstens gezwungen fühlt, eben dieser Geschicklichkeit einige Bewunderung zu zollen. So ist das Talent oft der Affe des Genies.

Am 11ten Juny: Der Strich durch die Rechnung, ein Lustspiel in 4 Aufzügen, von Zünger. Ein beliebtes altes Theaterstück, worin die poetische Gerechtigkeit sich bis aufs Kammermädchen und den Keittknecht erstreckt, drey Liebespaare vereinigt, und einen unverdienterweise verstoßenen und enterbten Sohn wieder in alle Rechte einsetzt. Die bunten Intriguenstücke, voll überraschender Situationen, die mehr aufs Ergreifen als aufs Belustigen berechnet sind, haben jene Gattung von Schauspielen, in welchen eine einfache Handlung ruhig entwickelt und fortgeführt wird, aus der Reihe der heutigen Theaterstücke verdrängt. Der verwöhnte Geschmack will daher an jenen weiter kein Behagen finden, und nur eine

lebendige, naturgetreue Darstellung solcher Stücke
 söhnt uns für die Zeit der Ausstellung mit ihnen
 aus. Dieß war auch heute der Fall. Die Herren
 Dittmarsch und Werther, wie Madame
 Ohmann, machten die unschmackhaftgewordene
 Speise dem heutigen verwöhnten Gaumen genieß-
 bar. Dem ersteren gebührt unstreitig der Kranz
 vor seinen Mitbewerbern, auch erkannte lauter
 ungetheilter Beyfall ihm denselben zu. Mit selte-
 ner Wahrheit ward der Charakter der Rolle von
 Herrn Dittmarsch gehalten, und außerordentlich
 täuschend mußte er besonders die Partie der
 Trunkenheit darin durchzuführen, ohne den An-
 stand im mindesten zu verletzen. Er blieb in den
 Grenzlinien des Schicklichen, und mußte selbst
 seiner Geliebten, hätte sie seinen Zustand wahr-
 nehmen sollen, auch in der Trunkenheit noch lie-
 benswürdig erscheinen. — Dem. Pöschel, de-
 ren Natürlichkeit ihrem Spiele in der heutigen
 Rolle zu Hülfe kam, würde ganz gewesen seyn,
 was sie sollte, wenn sie sich selbst mehr Lebendig-
 keit zu geben im Stande gewesen wäre; möchte
 doch diese talentvolle junge Künstlerin keinen lei-
 tenden Wink übersehen!

Am 12ten Juny wurde die Operette Michel
 Angelo, bey vollem Hause, wiederholt.

(Der Beschluß folgt.)

Rode's Konzert in Mitau.

Dieser berühmte Meister gab hier den 21ten Junius ein Konzert nach folgender Einrichtung.

1) Symphonie von Mozart. 2) Doppelkonzert von Kreutzer, gespielt von Fräulein Marianne v. Berner und Herrn Rode. 3) Variationen für das Violoncello, gespielt von Herrn Grafen Alexander Wielhorsky. Das ausgezeichnete Talent dieses jungen Kunstfreundes haben wir schon öfter zu bewundern Gelegenheit gehabt. Sein Spiel zeichnet sich besonders durch den schönen kräftigen Ton aus, der mit leichtfließendem Vortrag verbunden ist. — 4) Violinkonzert, gesetzt und gespielt von Hrn. Rode. 5) Arie von Maurer, gesungen von Herrn Sehring. Eine volltönige Baßstimme, der es nicht an Fertigkeit fehlt, und welche leicht mehr Anmuth und Geschmeidigkeit annehmen wird. — 6) Variationen für die Violine, gesetzt und gespielt von Hrn. Rode.

Fräulein v. Berner hat in dem heutigen Doppelkonzert wirklich sich selbst übertroffen. Wir sahen zum Theil die Erwartungen schon in Erfüllung gegangen, die wir von ihr hegten: daß nämlich durch Bekanntschaft mit vollendeten Mustern ihr starkes, kräftiges Spiel auch jene Anmuth und Lieblichkeit gewinnen werde, die so sehr bezaubert. Dieser Gang der Bildung ist gerade dem großen Genie eigen. Übertreibungen und Ausschweifungen über die Regel läßt es sich zu Schulden kom-

men, bis endlich gereiftes Urtheil und geläuterter Geschmack es vom grotesken zum wahrhaft großen, d. h. einfachen, natürlichen Style zurückführen. So muß das Individuum, wenn es so, wie bisher größtentheils Fräul. v. B., dem natürlichen Trieb des eingebornen Kunstgeistes überlassen ist, dieselben Stufen der Bildung durchlaufen, welche die Kunst in der Gattung durchläuft. Zu dem kleinlichen, süßstängelnden Geschmack wird Fräul. v. Berner freylich nie mehr herabsinken; so wenig, als sie auf diesem Wege irgend jemals groß geworden seyn würde. Wir wollten nur andeuten, daß ihr Spiel sich dem Ideal der Vollkommenheit annähere und immer mehr annähern werde, welches, gleich der himmlischen Schönheit, Würde und Anmuth in sich vereinigt. In ihrem Alter die mechanischen Schwierigkeiten eines so schweren Instrumentes bis auf diesen Grad überwunden, und sich auf einen so erhabenen poetischen Standpunkt geschwungen zu haben, ist, auch ohne Hinsicht auf ihr Geschlecht, eine zu große Seltenheit, als daß man nicht ein Genie annehmen müßte, wie nur wenige geboren werden. Doch nicht dem Genie allein verdankt sie diese Fortschritte, sondern auch jenem unermüdlich ausdauernden Fleiße und Ernste, mit welchem sie alles angreift, die Wissenschaft nicht minder, als die Kunst.

(Der Beschluß in der Beilage.)

Beylage

zu No. 24 der Wöchentlichen Unterhaltungen.

Node's Konzert in Mitau.

(Beschluß.)

Ein neuer Beweis, daß nur mit Charakter, d. h. mit Bestimmtheit und Festigkeit des Wesens, wahre Größe in jedweder Sache zu erreichen sey. Möge der Beyfall, den Fräul. v. B. so reichlich als verdient einräumtete, sie zu fernerm Fleiße ermuntern; möge das schöne Bewußtseyn, so vielen achtungswerthen Menschen den edelsten Genuß im Leben, hohen Kunstgenuß, verschafft zu haben, sie für manche mühevolle Anstrengung belohnen! Möge das ausgezeichnete Lob des ausgezeichnetsten Meisters, Node's, sie anfeuern, immer nach dem wahrhaft Großen in der Kunst, nach einfacher Natürlichkeit, hinzustreben!

Zu dieser Größe hat es wirklich Node gebracht, wie keiner von allen den Virtuosen, die Ref. jemals hörte. Es ist schon so viel zu seinem Lobe gesagt worden, unter andern von Reichart in dessen musikalischer Zeitung, und sein Ruhm ist zu allgemein gegründet, als daß Ref. glauben dürfte, hierdurch noch etwas hinzuzuthun. Doch fürchtet er auch nicht, zu viel zu thun, wenn er hier öffentlich die Bewunderung darzulegen sich bemühet, mit welcher ihn Node's Spiel, das er, durch Zufall heute zum erstenmal, hörte, erfüllt hat. „Dem Verdienste seine Kronen!“ spricht

Schiller, und wenn man jezuweilen nicht umhin kann, das Schlechte zu tadeln, und vom Mittelmäßigen Gerede zu machen, sollte man nicht die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, das Vortreffliche zu preisen? Herr Rode spielt recht eigentlich auf der Violine; das Schwerste ist ihm leicht. Da ist keine Spur von Anstrengung; eine Sicherheit und Reinheit im Ton; ein Zusammentreffen des Bogenstrichs und Fingergriffs aufs Haar; man möchte sagen eine prästabilirte Harmonie. Da fließt der Gesang, wie ein Bach über die Riesel; da sind die Passagen nicht leeres, geistloses Geflingel, sondern ein leichterer, flüchtigerer Tanz auf dem harmonischen Gerüste der Töne; da ist mit einem Worte eine Vollendung des Ganzen, die einem die einzelnen Vorzüge ganz vergessen macht; so daß man eigentlich nicht weiß, was man an ihm loben soll. Und so steht er denn auch da, und spielt so ruhig und leicht dahin — so ganz ohne jene Virtuosenkünste, wodurch viele beyfälliges Händeklatschen zu erhaschen suchen — wie einer, der sich seiner Größe bewußt ist. Ref. war den Virtuosen bisher nicht hold; aber er gesteht, daß, wenn Rode auch als ein solcher anzusehen ist, er hiermit förmlich deprecirt und sich völlig mit ihnen ausöhnt, freylich unter der Bedingung, daß sie so werden, wie Rode ein Künstler ist. Ref. braucht doch wohl für Niemanden das Historische von diesem Meister hinzuzufügen? daß er nämlich zu

Paris in Viotti's Schule, wie Kreuzer, Baillot, Lamare u. a., gebildet worden ist, und bey seiner Durchreise durch Deutschland überall als der größte Violinist in der Welt bewundert wurde; daß viele geschätzte Spieler ihre bisherige alte bendaische kleine Manier verließen und sich ihn zum Muster nahmen; nicht mehr in schnelles Spiel kurzer, geschwinder Noten den größten Vorzug setzten, sondern sich einen kräftigen Bogenstrich, einen melodischen, gesangreichen, tiefen, rührenden Vortrag zu eigen zu machen suchten; und daß also Rode eine neue Spielart in Gang gebracht habe, die vielleicht nur Mozart und Haydn hätten kennen dürfen, um (wie Pleyel neuerlich gethan haben soll) durch ihre unsterblichen Quartette neue und noch größere Wunder zu thun. — Dieß darf Ref. wohl als bekannt voraussetzen. Es kann aber nicht fehlen, daß ein solcher Künstler nicht auch zugleich Dichter sey (wenn wir diese Worte einander so entgegensetzen dürfen). Das zeigen denn auch Rode's Kompositionen. Seine Konzerte sind nicht, wie gewöhnlich, ein Gemengsel von Passagen und Melodien; es weht darin poetischer Geist. Seine Variationen sind nicht, wie gewöhnlich, Seiltänzerereyen, immer eine buntscheckiger, als die andere, sondern natürliche Metamorphosen und Entwicklungen eines im Thema enthaltenen Gefühles, welches darinnen schlummert, wie die künftige Pflanze in der Knospe. Ref. schließt

seine Schilderung mit dem Geständnisse, wie sehr er das Unzulängliche und die prosaische Engherzigkeit derselben fühle. Den Künstler kann nur der Künstler verherrlichen. So ehrte den olympischen Sieger ein Öhlzweig, aber Statuen und Hymnen überlieferten seinen Namen der Nachwelt und Unsterblichkeit.

Auf ein von Fräul. v. Berner und Herrn
Kode gespieltes Doppelsonzert.

S o n n e t t.

Du Echo, stille Freundin süßer Lieder,
Die zu des Hirten Flöte oft erschallen,
Und hin zu deiner Felsengrotte wallen,
Dann tönest du gerührt sie rührend wieder:

So hallten sanft in meinen Busen nieder
Des Wechselspieles Töne, wie vor allen
Dir Philomelens Lieder wohlgefallen,
So schmelzend wie der Schönheitgöttin Glieder;

Verliehest du mir deine Zauberkräfte,
Dann strömten sie aus meines Herzens Gründen
Die süßen Laut', und formten sich in Reime.
Doch ohne dich entsag' ich dem Geschäfte,
Denn das Gefühl kann keine Worte finden,
Und so vergeht die Pflanze schon im Reime.

E. Ch. Trautvetter.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 25. Mitau, den 24. Juny 1807.

L i t e r a t u r.

Ruthenia, oder: Dritter Jahrgang der St. Petersburgschen Monatsschrift. Herausgegeben von F. E. Schröder und F. B. Albers. Erster Band. (Januar, Februar, März, April.) St. Petersburg und Mitau, 1807. Im Verlage der Herausgeber. 328 S. 8.

Diese Zeitschrift berechtigt zu den besten Erwartungen. Sie, eine Tochter der St. Petersburgschen Monatsschrift, läßt die Mutter, sowohl dem innern Werthe als dem äußern Gewande nach, weit hinter sich zurück. Durch die Wahl eines zweiten Mentors, der allein die Redaction besorgt, hat sie sich augenscheinlich mit Vortheil berathen, und man darf, nach dem größern Theile der bereits gelieferten Proben, mit Sicherheit hoffen, daß Herr Albers, bey den für die Kritik

ihm zu Gebot stehenden Hülfsmitteln, den Ruf seiner Zeitschrift, durch strenge Wahl der aufzunehmenden Artikel, auch in Zukunft nicht sinken lassen werde. Da sie von den beyden Endpunkten der nordischen Literatur aus wirken kann, so muß man ihr wünschen, wenigstens die Gelehrten in ihr Interesse verflechten zu können, welche zwischen diesen wohnen. — Wegen des beschränkten Raums unsrer Blätter können wir uns auf keine eigentliche Recension, sondern nur auf eine kurzbeurtheilende Anzeige der in den vier ersten, einen Band ausmachenden, Hefen befindlichen Rubriken einlassen.

Der *Januar* enthält acht Aufsätze von verschiedenem und zum Theil reichen Inhalte. Der erste: „Die drey Alexander“, eine pindarische Ode von Herrn Prof. Purgold, ist ein Kunstwerk, dessen Masse zwar Gold ist, allein die darein gravirte Arbeit scheint auch nur Arbeit zu seyn, denn die Figuren liegen etwas unbeholfen durch einander; so daß man ihre Konturen nicht gehörig unterscheiden und von einander sondern kann. — Dann folgen: „Ideen zu einer Geschichte der außerchristlichen Religionen“ von Hrn. Past. D. Richter. Zwar nur ein Fragment, und hauptsächlich ein solches in seinem historischen Theil, dennoch aber ein logisches Ganze, das sich durch eine angenehme Diktion empfiehlt. Es wird darin zuörderst der Ursprung der Religion philosophisch deducirt und dann durch histori-

sche Data der Satz erweislich gemacht: jedes Volk erschafft sich seine Religion aus seiner ihm eignen intellektuellen, moralischen und politischen Sphäre. Hätten die alten Ägyptier nicht verdient, als Bild hier aufgestellt zu werden, da ihre Religion, von der wir noch so viel wissen, ein treues Abbild ihrer stufenweise fortgeschrittenen Kultur bis auf ihre Einspannung ins türkische Joch, wodurch sie erst ein Troglodytenvolk wurden, liefert? Die Schlußbehauptung, daß die bösen Principe in den Religionen fremde Pfropfreiser sind, möchte Rec. wohl nicht unterschreiben, weil sich dergleichen in allen Religionen vorfinden, und der, auch vom Verfasser vertheilte, Satz des Lukrez: „Furcht schuf die Götter“ die Idee von einem bösen Wesen als die erste zu proklamiren scheint. —

III. Fragmente aus einer noch ungedruckten Beschreibung einiger Gegenden und Städte Kurlands, vom Frenh. v. Schlippenbach. Die hier als Gemälde aufgestellten Orter sind: Tingern, Popervahlen, Erwahlen, Saßmacken, Talsen, Postenden, Rönnen. Rec. sagt, als Gemälde, denn der Verf. liefert nur solche, und nicht die versprochne Beschreibung. Warum nannte er seine Reisebeschreibung nicht, was sie ist, eine malerische? Schade nur, daß er sich zum Gesetz gemacht zu haben scheint, so vieles Unbedeutende und Kleinliche, das man hier und überall oft in einem viel höhern

Grade schöner und besser findet, emphatisch zu lobpreisen und anstaunend zu bewundern. Belege zu dieser Sucht findet der Leser auf allen Seiten. Der Verf. fällt dadurch ziemlich ins Gesuchte und Pretiöse, wodurch er der Darstellung selbst schadet. Ungeachtet hierdurch auch der Styl etwas breit wird, so liest sich die Beschreibung doch, wegen so mancher eingestreuten naiven Einfälle und witzigen, mitunter scharfsinnigen, Bemerkungen, leicht genug weg. Diese Kleinigkeiten abgerechnet, verräth das Ganze einen hellen Kopf, eine warme Phantasie, der nur ein geregelter Kunsttact fehlt; es verräth endlich, das dem Künstler vor allem nöthige fruchtbare Genie zum Erschaffen neuer Bilder, die die Phantasie ausschmückt, — Eigenschaften, die in allen übrigen, auch in diesen Blättern gelieferten, Arbeiten des Verf., so laut hervorsprechen. — IV. Reflexionen von G. Merkel. Man ist schon gewohnt, in allen, selbst den kleinsten Aufsätzen von diesem Gelehrten immer etwas Gediegenes zu finden. Auch diese fünf Seiten moralisch-politischer Umschauungen sind seines Geistes Spiegel. — V. Miß Sara Blandy, auch eine Giftmischerin; eine zwar schon bekannte, hier aber recht leicht und einnehmend wieder erzählte Geschichte. S. 59 ist der Schreibfehler stehn geblieben: geheime Arcana. — VI. Das chinesische Fingerspiel Tsoimoi vom Verf. der Nr. II. — VII. Kunst-

ausstellung in St. Petersburg im Sommer 1806, von Herrn Schröder. Die Ausbeute dieser Kunstausstellung war weder reich noch wichtig und die hier gefällten Urtheile sind höchst allgemein und oberflächlich. — VIII. Theater. Vorstellungen der deutschen Bühne in St. Petersburg, von Herrn Schröder, und Theater in Mitau, von B — ch.

Das Februarheft enthält: I. Die jungen Linden, vom Freyh. v. Schlippenbach. Dieß kleine Gedicht hat eine schöne Anlage, aber mehrere unpassende Zusammenstellungen, besonders im zweyten und dritten Verse. — II. Beschreibung von Goldingen, von ebendemselben. Diese Beschreibung ist fast so sachreich, wie die, welche der Verf. einst von Dondangen lieferte; allein er hat sein Vergrößerungsglas auch hier nicht bey Seite gelegt. Die (nicht der) Rummel, die, beyläufig gesagt, eben so wenig, als das Ufer der Windau, halb so hoch ist, als der Herr Verf. angiebt, verführt ihn zu einer ekstatischen Deklamation, die man wohl in der Nähe des Rheinkatarakts bey Schafhausen verzeihen würde, hier aber viel zu pathetisch=pretids klingt, besonders in der Nachbarschaft des ersten so lieblichen Gedichts. — III. Drigenez oder die Macht der Weisen, von Herrn Purgold. Rec. war beym Lesen dieser meisterhaften romantisch=didaktischen Episode zu Muth, als hörte er

eine Bach'sche Fuge. Ein ununterbrochen regsam-
 mes Leben, ein gehaltener Kampf, zuweilen ein
 sich angenehm zerlösendes Mistönen hier in den
 Bildern, wie dort in den Akkorden. — IV. Ma-
 stigophoren: Peitschenträger, von Hrn.
 Pastor D. Richter, enthält Einige Angaben über
 den öffentlichen Gebrauch der Peitschen bey ver-
 schiedenen alten und neuen Völkern. — V. Neu-
 jahrskantate, von Herrn Pastor Broße.
 Wenn es dem Komponisten gelungen ist, die all-
 mähliche Gradation von dem kaum regsamen Leben
 bis zu der vollen Kraftäußerung, zu welcher die
 Phantasie dieses genialischen Dichters hier fort-
 glüht, in den Tönen wiederzugeben, so muß diese
 Kantate einen selten großen Effekt machen. —
 VI. Haustafel der Parsen. — VII. Thea-
 ter; enthaltend Beurtheilungen einiger Vorstellun-
 gen der Rigischen und der weiland in Mitau existi-
 renden Bühne, erstere, unter der Aufschrift: Dra-
 maturgische Blätter, von Herrn Pastor
 Broße; letztere von B — ch. — VIII. An-
 sicht von Odessa, ein Briefauszug. Möchte doch
 Hr. B. Schröder die Gelegenheit seines Wohnorts
 zu einer Sammlung mehrerer ähnlicher, wenn auch
 nur kurzer, Beschreibungen der Handelsstädte Ruß-
 lands benutzen und sie in der Ruthenia mittheilen!
 — IX. Miscellen, literarische Notizen ent-
 haltend.

(Der Beschluß folgt.)

P l a t o n.

(Beschluß des in Nr. 19. abgebrochenen Aufsatzes.)

Prot. Aber, o Sokrates, siehest du nicht unsere Schaar, die wir alle Jünglinge sind? und fürchtest du nicht, daß wir dir mit Philebos sammtlich zusehen, wenn du unserer spottest? Jedoch (denn wir verstehen wie du es meinst) ob es nicht irgend eine Wendung, einen Kunstgriff giebt, uns dieser Verwirrung in der Untersuchung mit guter Art zu entschlagen und einen schönern Weg, als diesen, für die Untersuchung zu finden, — das beherzige du zuvor, und wir werden dir nach Kräften folgen; denn nicht unbedeutend ist die gegenwärtige Untersuchung, Sokrates. Sok. Ganz und gar nicht, o Knabe (wie auch Philebos in seiner Anrede nannte). Keinen schönern Pfad giebt es freylich, noch kann es ihn geben, als den, welchen ich immer liebte, der mir jedoch schon oft verschwand, und mich einsam und unentschlossen stehen ließ. Prot. Welcher ist dieß? sage nur an. Sok. Ihn zu zeigen ist gar nicht schwer, ihn zu wandeln äußerst schwer. Alles aber, was je Kunstmäßiges gefunden werden mag, wird durch ihn offenbar. Merke auf, welchen ich meine. Prot. Sage nur an. Sok. Eine Gabe der Götter, wie es scheint, an die Menschen, senkte sich irgend von den Göttern, durch einen Prometheus, herab zugleich mit einem hellglänzenden Feuer. Auch die Alten, besser als wir, und den

Göttern näher wohnend, überlieferten uns diese Sage; daß aus Einem und Vielem hervorging dasjenige, was man ewig nennt; daß wir, weil dieß also angeordnet ist, bey jeder anzustellenden Untersuchung immer eine Idee setzen müssen (finden werden wir sie darin); daß, haben wir sie ergriffen, wir zusehen müssen, ob außer der einen eine zweyte, und, ist dieses nicht, ob eine dritte vorhanden sey, und so immer weiter; daß wir mit jeder besonderen Einheit eben so verfahren müssen, bis man denn endlich von dem ursprünglichen Einen einseht, nicht bloß, daß es Eines und Vieles und unendlich ist, sondern auch wie viel es ist; daß man hingegen die Idee des Unendlichen auf die Vielheit nicht eher übertragen dürfe, als bis man die ganze Zahl desselben einsehe, die zwischen dem Unendlichen liege und dem Einen; dann allererst dürfe man jedes besondere überall bis zum Unendlichen hin zwischen inne liegende Eine aus der Acht lassen. Die Götter also, wie gesagt, überlieferten uns, also zu betrachten, zu lernen und einander zu lehren. Die Weisen unserer Zeit aber stellen Eines und Vieles, wie es sich trifft, früher oder später auf, als es seyn sollte; nach dem Einen aber sogleich das Unendliche; die Mittelglieder entgehen ihnen. Hieraus ist für uns eine zweyfache Art der Unterhaltung hervorgegangen, die untersuchende und die streitende. Prot. Einiges glaube ich nun frey-

lich zu verstehen; über einiges aber mußt du dich noch deutlicher erklären. Sok. Verdeutlichen läßt sich, o Protarchos, an der Sprache, was ich meine. Lerne es an dem begreifen, worin du unterrichtet bist. Prot. Wie so? Sok. Eine Stimme ist es doch nur, die uns durch den Mund geht; und gleichwohl ist sie bey allen und jeden wieder unendlich vielfach. Prot. Verstehst dich. Sok. Auch sind wir nicht durch das eine noch durch das andere Kenner, weder weil wir die Unendlichkeit, noch weil wir die Einheit der Stimme einsehen; sondern zu wissen, wie viel und welcherley sie ist, das macht erst diesen oder jenen zum Sprachkundigen. Prot. Sehr wahr. Sok. Auch was jemanden zum Tonkundigen macht, ist ganz dasselbe. Prot. Wie so? Sok. Die Stimme ist auch in Hinsicht auf diese Kunst an sich nur eine. Prot. Wie denn sonst? Sok. Zweyerley setzen wir jedoch, Tiefe und Höhe, und zum dritten Einklang. Nicht so? Prot. Gerade so. Sok. Und doch bist du noch nicht Kenner der Musik, weißt du dieses allein; weißt du es hingegen nicht, so wirst du in diesem Stücke, so zu sagen, für nichts zu rechnen seyn. Prot. Freylich wohl. Sok. Wenn hingegen, mein Lieber, du die Tonweiten der Stimme begreifst nach den Zahlverhältnissen, in Hinsicht auf Höhe und Tiefe, die Beschaffenheit und die Grenzen der Tonweiten einsehst und die daraus entsprungenen

Zusammensetzungen — (Die Alten sahen das ein und überlieferten es uns, ihren Nachfolgern, unter dem Namen der Harmonie; ingleichen wurden sie bey den Bewegungen des Körpers noch andere Zustände gewahr. Diese nun, durch Zahlen gemessen, müssen nach ihrer Überlieferung Rhythmen und Zeitmaaße genannt werden. Zugleich geben sie zu verstehen, daß überhaupt auf diese Art das Eine und Viele betrachtet werden müsse) — wenn du also dieses solchergestalt begriffen hast, dann bist du Kenner geworden. Wenn du aber irgend eine Sache eben so in Betrachtung gezogen hast, so bist du darin gleicherweise zur Einsicht gelangt. Die Unendlichkeit aber jeglicher Dinge, und in jeglichen die Vielheit macht, daß dein Denken unendlich, vernunft- und zahllos wird, indem es überall nichts auf Zahlverhältniß zurückführt. Prot. Trefflich, o Philebos, scheint mir Sokrates so eben gesprochen zu haben. Phil. Mir gleichfalls. Allein wozu mag er wohl an uns diese Rede gerichtet haben, und was will er damit? Sok. Mit Recht, o Protarchos, wirst Philebos uns diese Frage auf. Prot. Ja wohl, beantworte sie ihm nun auch! Sok. Ich werde es thun, wenn ich vorher eine Kleinigkeit darüber beygebracht habe. Gleichwie man nämlich, wenn man irgend eine Einheit auffaßt, dabey, wie gesagt, nicht sogleich die Eigenschaft der Unendlichkeit ins Auge fassen soll, sondern irgend eine Zahl;

so soll man auch im Gegentheil, wenn man das Unendliche zuerst aufzufassen gezwungen wird, es nicht auf das Eine sogleich, sondern auf irgend eine, die Menge in sich fassende Zahl zurückführen, und zuletzt von allen zur Einheit gelangen. Lasset uns wiederum an der Sprache das eben Gesagte begreiflich machen. Prot. Wie? Sok. Nachdem jemand die Stimme, als unendlich, wahrgenommen hatte, sey es ein Gott, oder auch ein göttlicher Mensch (wie denn, der Sage nach, in Aegypten ein gewisser Theuth ein solcher gewesen ist, der zuerst die Lauter in jener Unendlichkeit wahrnahm, nicht einen allein, sondern mehrere; und wiederum andere Buchstaben, die zwar keinen Laut, aber doch einen Schall haben, und deren gleichfalls eine gewisse Anzahl vorhanden sey; drittens noch eine Art von Buchstaben-Unterschied, die wir jetzt Lautlose nennen; hierauf die schall- und lautlosen trennte, bis auf jeden einzelnen, und die lauten und halblauten auf dieselbe Weise, bis er, ihre Anzahl auffassend, jeden einzelnen und alle insgesammt Buchstaben*) nannte; weil er aber einsah, daß niemand von einer Einheit an sich, ohne alle übrigen, einen Begriff haben könne, auch durch Nachdenken dieses Band fand, welches, wie es selbst eines ist, auch alle jene Elemente vereini-

*) σοιχῆον, Element. G. Buttmanns griechische Grammatik G. 26.

get): — so nahm er eine einige Kunst an, die von dem allen handelt, unter dem Namen Sprachkunde. Phil. Dieses hab' ich, o Protarchos, deutlicher als jenes durch wechselseitige Beziehung eingesehen.

E. Ch. Trautvetter.

Vorschlag zu einer wichtigen Verbesserung der Feueranstalten in den Städten.

Man hat so viel schon über gute Feueranstalten geschrieben, und, gewiß mehr noch, in allen Städten gesprochen, daß es kein Wunder ist, wenn die zunächstliegenden Gegenstände darüber vergessen wurden. Schreiber dieses glaubt hierin für unsere jetzige Zeiten eine wichtige Verbesserung aufgefunden zu haben, die schon deshalb auf die Beherzigung aller Stadtgemeinen Ansprüche hat, weil sie durchaus gar nichts kostet, als höchstens eine Stunde Unterricht an die Nachtwächter. Diese selbst sind es, welche die Nebel vorstellen sollen, mit denen die armen Städter aus der Feuersgefahr herausgerückt werden. Doch, um in der Ordnung zu bleiben, will ich zuvörderst bemerken, wie nur dadurch die Feuerschäden weniger selten Statt finden, weil die Hausbewohner nicht aufmerksam genug auf Feuer und Licht sind, vorzüglich in großen Städten, wo die Worte Licht bey der Aufklärung und Feuer bey der Liebe, bey theatralischen Vorstellungen, Reden u. s. w. so oft im bildlichen Sinne gebraucht werden, daß die physische Schädlichkeit darüber vergessen wird. Es käme nur darauf an, daß man Mittel fände, diese verlorengelohnte Aufmerksamkeit zu reizen und wach zu erhalten, und eine wichtige Verbesserung wäre dann gefunden.

Die guten Alten haben zwar auch daran gedacht, und ein Mittel nach den eingeschränkten Begriffen ihres dunkeln Zeitalters erdonnen; aber während die Kultur überall im Fortschreiten begriffen ist (sie steigt jetzt so empor, daß sie den Leuten schon über die Köpfe zu wachsen beginnt), hat man diesen wichtigen Theil der Vervollkommenung bürgerlicher Glückseligkeit ganz aus der Acht gelassen. Wir finden nämlich schon seit langen Zeiten Nachtwächter angestellt, deren Pflicht es bis auf den heutigen Tag geblieben ist, mit großen Schnarren in allen Straßen herum zu laufen und die Leute aus dem Schlafe zu wecken, um ihnen zu sagen, sie sollten mit dem Feuer vorsichtig umgehen. Das Mittel ist ganz unläugbar gut; denn eine solche Mahnung, nach Verlauf jeder Stunde, muß doch wohl aufmerksam machen. Nur ein Umstand macht diese an und für sich weise Maaßregel für unsere Zeit völlig fruchtlos: der, daß die Nachtwächter noch jetzt in einem fort, wie vor hundert Jahren, rufen:

„Bewahret das Feuer und das Licht,
Auf daß den Nachbarn kein Schaden geschieht!“

Die Veranlassung dazu war folgende: Die Alten hatten eine so unbändige Nächstenliebe, daß sie sich nicht nur gute Nachbarn, wie das tägliche Brod, erbaten, sondern sogar glaubten, man könne die Menschen nicht mehr zur Vorsicht bestimmen, als indem man ihnen vorstellte, wie unglücklich und elend ihre Unaufmerksamkeit ihre Mitbürger machen könnte. Damals ward alles Gute im fremden Du geübt, ehe es noch im eigenen Ich aufgefunden wurde. Damals hatte man die Liebe mehr auf seine Mitbürger beschränkt; als man sie aber, wie die Goldblättchen, ins unendliche auf die ganze Menschheit ausreckte, erhielt

diese, und mit ihr zugleich der Mitbürger, nichts als elenden Schaum, oder, im eigentlichen Wortsinne, Zwistgold. Kurz damals war der Nachbar auch der Nächste, an den man bey jeder Gefahr zuerst dachte; wie in den rohen Römer-zeiten, wo es Leute gab, die für ihre Mitbürger in offene Abgründe sprangen, ihre Hand in Flammen brieten und den Dolch sich in die Brust stießen.

Doch mit der Zeit, als sich die *Ichheit* praktisch und theoretisch immer mehr und mehr entwickelte, hat sich das Barbarische jener alten Sitten auch verloren. Für einen Nachbarn, der oben-drein nicht einmal nothwendig Verwandter ist, aufzustehen und auf's Feuer zu achten, bleibt wahrlich eine starke Zumuthung. Zu geschweigen, daß man sogar Nachbarn haben kann, die so qualificirt sind, daß die Idee von eigener Gefahr um vieles erträglicher wird, wenn man dabey denkt, jene verlieren mit; zumal im Schläfe, wo man gewöhnlich gerade nur das auffaßt, was man eben vernimmt, und weiter keine Schlußfolge zieht. Eine wichtige Verbesserung wäre es daher auf jeden Fall für die Feueranstalten der Städte, wo Nachtwächter angestellt sind, wenn man diese künftig rufen ließe:

„Bewahret das Feuer und das Licht,
Auf daß euch selbst kein Schade geschieht!“

Würde nicht allenthalben Frau und Herr, Diener und Magd aufspringen, wenn sie im Schläfe „euch selbst Schade!“ sich zurufen hörten? Euch selbst! wichtiges großes Wort, das wie der Kern der Wesen anzusehen ist, der seine Schale nur sprengt, um sich auszudehnen, Wurzel zu treiben, und zur Staude, zum Strauch oder zum Baum zu erheben, nachdem die Natur es ihm ge-

stattet, die benachbarten, ihm den Raum verengenden, Wesen zu verdrängen.

Sollte mehr als diese kurze Darstellung nöthig seyn, um eine durchaus kostenlose, aber wichtige Verbesserung der Feueranstalten erwiesen zu haben? —

— — b —.

Ein menschenfreundlicher kurischer Bauer.

Die edlen Handlungen roher, ungebildeter Menschen gleichen den Naturschönheiten einer wilden, unangebauten Gegend; sie haben ihren eigenen kraftvollen Ausdruck; wie Ossians erhabene Gestalten strahlen sie aus dem heiligen Dunkel der Natur, gleich Meteoren, hervor, und, indem sie nur das Ideale dieser reinen Natur sind, erheben sie sich zum Ideal der Kunst.

Unter den vielen französischen Deserteurs, die täglich auf der russischen Grenze anlangten, hatte einer den Weg am Strande, der durch Sandflächen und beträchtliche Wälder führt, und eben daher weniger, als die übrigen Straßen, von Bauernwohnungen und Gasthäusern umgeben ist, gewählt. Von der langen Wanderschaft, während eines brennend heißen Tages, ermüdet, wirft sich der Deserteur auf der Sandfläche an einem Zaune nieder. Er schläft lange; der Schatten des Zaunes, in den er sich hinlegte, schwand bei dem Laufe der Sonne. Von ihren glühenden Strahlen getroffen liegt der Müde im brennenden Sande mit bloßem Kopfe da, und so findet ihn ein vorübergehender Bauer; dieser weckt ihn jedoch nicht, der Arme schläft ja so fest, scheint so ermattet, warum soll er den Schlummer verschrecken, in

dem ein süßer Traum den Unglücklichen vielleicht in die ferne Heimath zurück versetzt. Mühsam sammelt der Bauer mehrere Sträucher, die einzeln und sparsam auf der Sandfläche stehen, steckt diese dicht um den Kopf des Schlafenden, legt ein großes Stück Brod, mit Salz bestreut, ihm zur Seite, und geht seinen Weg fort. Als der Schlummernde bey dem Vorbenfahren einer aus Libau kommenden Gesellschaft endlich erwacht, findet er sich in einer kleinen Laube, und zur Seite das Brod, welches ihm der Bauer hingelegt hat. Daß die Gesellschaft, die eben eine Spazierfahrt machte, ihn aufnahm, ihn mit Speise, Trank, Kleidung und Reisegeld versah, versteht sich von selbst. Es waren frohe, jubelnde Menschen, und denen fehlt nur selten ein gutes, fühlendes Herz. Aber das Zartgefühl, mit dem der Bauer für den Armen sorgte, wird den Leser gewiß nicht ungerührt lassen. „Solche Bauern habe ich in meinem Leben noch nie gefunden“, sprach dankbar der Deserteur.

U. Freyh. v. Schlippenbach.

Auf einen gewissen Philosophen.

Für die Philosophie läßt Stas sein Leben.
Wie groß gedacht, da sie ihm nichts gegeben.

D r u c k f e h l e r .

In Nr. 19. ist S. 291 Z. 2 von unten, statt physisch, physisch zu lesen; auch ist in Nr. 22. noch S. 341 Z. 2 erklären, statt verklären und S. 343 Z. 16 delatus, statt det latus stehen geblieben.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 26. Mitau, den 1. July 1807.

L i t e r a t u r.

Ruthenia, oder: Dritter Jahrgang der
St. Petersburgschen Monatsschrift.
Erster Band.

(Beschluß der in Nr. 25. abgebrochenen Recension.)

Die Rubriken des Manhefts sind: I. Das
Fatum, ein Gedicht vom Freyh. von Schlip-
penbach. — II. Ideen zu einer Ge-
schichte der außerchristlichen Religio-
nen, von Hrn. Pastor D. Richter, Fortsetzung.
Der Verf. theilt die Religion in der altasiatischen
Welt in drey Hauptzweige: in den Kultus der
Sabäer (sollte wohl heißen Sabier, denn Sabäer
sind die Johannis=Christen), in die roh symboli-
sirte Natur und in den Fetischdienst; richtiger, wie
uns dünkt, in Sabismus, Fetischismus und Theis-
mus. (Poly-, Pan- und Monotheismus.) Hier-
auf charakterisirt er die drey jetzigen Hauptreligio-

nen in Asien, die Schamanische, Lamaische und Braminische (Bramanische). Die Aufzählung der verschiedenen Völker, welche ihre Götter dem Schamanismus zu verdanken haben, nimmt die übrigen Blätter ein. — III. Ruf des Schicksals dem Volke deutscher Sprache, von Hrn. Prof. Purgold. Der Deutsche wird an die Ausdehnung seiner Nation, an die Energie, welche ihr in Sprache, Charakter und Geist eigen ist, erinnert, und aufgefordert, sich vorzüglich jetzt jenen Namen zu verdienen. — IV. Die Befreyung Moskwaß und ganz Rußlands von der polnischen Herrschaft im Jahre 1610, von Hrn. B. Schröder. Man vermißt hier eine lichte Darstellung und eine gleiche Haltung des Styls. Auch ein Sprachfehler (es ge- reute ihnen, S. 203) ist stehen geblieben, so wie der Titel selbst schon äußerst hart klingt. — V. Der Perückenstock und der Sattel, eine Bagatelle, von Hrn. Albers. Die gefällige Erzählungsmanier des Hrn. Verf. rechtfertigt sich auch in dieser niedlichen Kleinigkeit. S. 221 ist noch der Druckfehler: ich hatte ein Kind um mir, statt um mich, zu verbessern. Überhaupt sind in diesem Hefte mehr grammatische Unrichtigkeiten, als in den beyden vorigen, der Aufmerksamkeit des Korrektors entgangen. — VI. Theater. St. Petersburgsche Bühnen im Jan. 1807, von S—r., und Dramaturgische Blätter von Herrn

Pastor Broße. Die Kritiken des letztern verdienen nicht nur aufmerksam gelesen, sondern studiert zu werden. Allein eine Bemerkung erlaube der scharfsinnige Hr. Verf.: Wozu gab man der Kritik die Fackel in die Hand? Uns dünkt, bloß zum Erleuchten, nicht zugleich zum Niederbrennen. — Ein Schreiben aus Kowno, Notizen aus der jetzigen Kriegsperiode enthaltend, nimmt die VII. Nummer ein. — Das bey diesem Hefte zum ersten mal gelieferte Intelligenzblatt ist von der Redaktion der Ruthenia unabhängig, weswegen hier auch nur bloß dessen Daseyn anzuzeigen ist.

Im Aprilheft, dem gehaltreichsten unter allen, die bis jetzt erschienen sind, finden wir I. Udolin an Lida. Drey zarte Blumen aus der Dichterwelt, die nicht das Herz verweichlicht, sondern vom Staube zur Gottheit erhebt — Bekenntniß der Liebe — Lebewohl — Die Liebe. So gern sich auch der Verfasser verstecken möchte — wir glauben ihn doch erkannt zu haben. — II. Die Vitalien = Brüder. Ein Fragment aus der noch ungedruckten Geschichte Preußens, von Kozebue — mit historischen Belegen. Die Hülfsmittel, welche Hrn. v. K. zu Gebote standen, haben ihn zu einer Ansicht geführt, nach welcher diese dunkle Sache auf einmal klar wird. Nach derselben ist daher, was Bacsko (Geschichte Preußens in 6 Bänden, II. S. 259), die Histoire de l'Ordre Teutonique und Sartorius in seiner

Geschichte des Hanseatischen Bundes darüber sagen, zu berichtigen. — III. Über deutsche Sprachverwandtschaft, oder: Die Appellative der Gottheit und der Regenten in den Europäischen und Asiatischen Hauptsprachen, als ein Kennzeichen der Sprachverwandtschaft des deutschen und des analogen Ideenganges in denselben; von Dr. Hennig. Eine lehrreiche Abhandlung, die Frucht tiefen Forschens, ausgebreiteter Sprachkunde und großer Belesenheit. So lange man die Erscheinungen der Natur als Werke des Zufalls, oder der einwirkenden übernatürlichen Kraft betrachtete, gab es keine Naturlehre, keine wahre Naturforschung. So lange man die Sprache als ein Werk des Zufalls und einer willkürlichen Konvention nimmt, ist keine ächte Sprachlehre, keine gründliche Sprachforschung möglich. Des Hrn. Verf. sehr sinnreiche Klassifikation der Sprachen leidet keinen Auszug; aber mehr als bloß artig, ja mehr als sehr gelehrt ist die nachgewiesene Übereinstimmung des Grundbegriffs in den Namen der Gottheit in den meisten Sprachen — der reiche Geber, und in den Appellativen für Herrscher. Kaiser ist das orientalische Sar, welches in Nebuchodonosar, Belsazar (und noch einfacher in Azar, Assur) vorkommt. Das deutsche Herr ist in dem Eng. Sächsl. Eorl, Earl (auch in dem Dänischen und Schwedischen Jarl), im Kyrus und Ferres kenntlich. Rec. vermißt den Rönig, der

offenbar mit dem Konung der Schweden, Kong der Dänen, und mit dem lettischen Kung ein ist, und sich vielleicht durch können, kühn auf einen Grundbegriff zurückführen läßt. Doch vielleicht war diesem die Nr. 2. bestimmt, welche S. 275 fehlt. Neben dem Gothischen Reiks und dem Lateinischen Rex verdient der Radscha der Hinduß und der Raja der Zigeuner (Maha Raja, Großfürst, nennen die preußischen Zigeuner, wie Rec. aus eigener Untersuchung weiß, den König) einen Platz. Wie viele Mühe hätten sich die Bi- beledatoren erspart, und wie viel weniger Papier würde in unsern Bibliotheken vermodern, wenn jene in dem Gog und Magog nichts als den fecken Eroberer gesehen hätten. — IV. Über den Ursprung der Regierungsformen. Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit, von L. v. Baczkó. Es geht mit den Regierungsformen, wie mit den Sprachen. Der Mensch fand beyde fertig, ehe es ihm einfiel, darüber nachzudenken. Sie sind aber weder Produkt des Zufalls, noch der Konvention, sondern, so wie Sprache nothwendige Ausgeburt des Vorstellungsvermögens, so die Regierungsformen nothwendige Wirkung der geselligen und thätigen Natur des Menschen. Beyde lassen sich nur erforschen, wenn man zu diesen Quellen geht. Welches ist die beste Regierungsform? Des Rec. kurzes, vielleicht paradoxes, Glaubensbekenntniß stehe neben dem etwas weit-

läufigern des ehrwürdigen Hrn. Verfassers: Die beste Regierungsform ist da, wo die vorhandenen Gesetze (gute oder schlechte, gleich viel) nach Buchstaben und Geist am pünktlichsten beobachtet werden müssen. — V. Verfolg der Beschreibung 2c. Kurlands; von Herrn von Schlippenbach. Diesemal Strofen und dessen Benhof Charlottenberg, Fischröden und dasiger Park. — VI. Palms letzte Lebensstunden. — VII. Dramaturgische Blätter, von Hrn. Pastor Broße. — VIII. Auszug eines Schreibens aus Wilna (den dortigen Empfang der französischen Gefangenen betreffend).

Sommertheater in Mitau.

(Beschluss des in Nr. 24. abgebrochenen Aufsatzes.)

Den 13ten Juny, bey einem gedrängt vollen Hause: Die Wilden, eine Operette in drey Aufzügen, nach dem Französischen von Schmieder, mit Musik von d'Alleyrac. Eins von den älteren beliebten Singspielen, das man, seiner niedlichen Musik wegen, besonders da es hier lange nicht gegeben worden ist, gern wiederseh. Dem. Pöschel zeigte, als Azemia, viel Natürlichkeit in ihrem Spiele. Rollen dieser Gattung gehören ganz zu ihrem Fache. Im Gesang detonirte sie zuweilen. Prosper war Dem. Brückl; auch in

dieser kleinen Rolle sah' und hörte man sie, wie immer, mit Vergnügen. Der Tanz der Wilden, im dritten Akt, wurde mit täuschender Wahrheit ausgeführt, und das Kostum war mit großer Pünktlichkeit beobachtet. Überhaupt ging diese Vorstellung im Ganzen sehr gut von Statten. — Es folgte darauf: Der rechte Weg, ein Lustspiel in einem Akt, von Nott. Dieß unbedeutende Nachspiel und dessen Darstellung durch dieselben Personen, ist unlängst anderswo *) von einem gründlichen und geschmackvollen Kunstkenner ausführlich gewürdigt worden. Wir begnügen uns daher, auf dieß frühere Urtheil hinzuweisen.

Den 14ten Juny: Der Russe in Deutschland, ein Lustspiel in vier Aufzügen, von Kokebue. Dieß Stück hat einen sehr untergeordneten Werth. Als Kunstwerk kommt es gar nicht in Betracht. Die beziehungsreichen Partien darin geben ihm allein ein vorübergehendes Interesse, das noch dazu mehr lokal als allgemein ist. Plan und Ausführung halten die Kritik nicht aus; nur die wirklich meisterhafte Diktion leiht ihm gewissermaßen dichterischen Werth. Es ist übrigens in Versen, und zwar in gereimten Alexandrinern, geschrieben. In der ganzen Zusammenstellung liegt viel Unwahrscheinliches. Eine junge reiche Gräfin, die das Schicksal an einen alten Podagrifen ver-

*) Ruthenia, 1807. Februarheft.

schleuderte, besucht, — man weiß nicht, warum? — in der Maske ihres Kammermädchens, die öffentliche Promenade, und macht in dieser Verkleidung die Bekanntschaft eines jungen, russischen Officiers, der für sie Feuer fängt, und bey der zweyten, unter denselben Umständen und an dem nämlichen Orte statt findenden, Zusammenkunft mit seiner Schönen, ihr seine Liebe bekennt. Sie sucht ihm auszuweichen, ohne das Herz zu haben, sich ihm zu entdecken; das wirkliche Kammermädchen spielt dabey die Rolle ihrer Gebieterin. Und als der ungestüme Liebhaber diese eben auf seinen Knien um Gegenliebe anfleht, erscheint der Gemahl der Gräfin, von seiner Schwester — einer hochadlichen Prüde, mit dem verdorrten Jungfernkranzlein, — begleitet, die sich die lästige Schwägerin vom Halse zu schaffen und sie deshalb schon früher bey dem Grafen auf alle Art in Verdacht zu bringen suchte. Jene Scene mußte diesen natürlich zur Gewißheit erhöhen. Die Erklärung des Officiers, der in der Gräfin immer nur das Kammermädchen und in dieser die Gräfin sah, veranlaßt, jedoch nur für kurze Zeit, ein artiges *qui pro quo*, das, wenn es weiter durchgeführt worden wäre, noch manche Unterhaltung gewährt haben müßte. So aber erscheint unerwartet, und gleichsam wie gerufen, der Vater der jungen Dame, der ihr durch seine Vermittelung ein beschämendes Geständniß erspart, den Alten zur Schei-

dung forcirt, und den Sohn seines Freundes, den er gleich anfangs in dem jungen Russen erkennt, mit der Hand seiner Tochter beglückt. Das ist, in wenig Worten, die Fabel des Stücks. Die darin aufgestellten Charaktere sind in der Zeichnung zu flach gerathen; sie sprechen sich bloß in Worten und nicht durch Handlungen aus. Der gehaltenste von allen ist der Graf Schlamm — ein verlebter, hinfälliger Wüstling, abgespannt in Wort und That, von Schwester und Kammerdiener dominiert, — den Herr Lange mit seinem Takt und dem für Rollen dieser Gattung ihm besonders eigenen Talent, gewiß zur Zufriedenheit jedes Kenners, gab. Der junge Russe (Hr. Dittmarsch) charakterisirte sich im Ganzen nur durch die Uniform. Die Rolle, wir gestehen es, gehört zu den undankbaren; durfte aber deshalb weniger Studium darauf verwendet werden? Madame Ohmann schien mit dem Publikum den Unwillen über die ihr zu Theil gewordene Rolle zu theilen. Wußte doch niemand, was er aus der schönen Gräfin machen sollte! Leichtfertig durfte sie nicht erscheinen, und Empfindsamkeit paßt noch weniger in ihren Charakter. Was sollte sie daraus machen? Ihre Rolle schien ihr zur Last — und wir glauben, mit Recht. Hr. Loof zeigte sich, als Faktotum des Grafen (eine originelle Bezeichnung für einen Kammerdiener) mit dem ihm eigenen komischen Anstrich, zum großen Vergnü-

gen des Publikums, einmal wieder auf dem Theater, um es bedauern zu lassen, daß wir ihn während der dießjährigen Vorstellungen nie weiter sahen. Madame Loof gab die alte verjungferte Schwester des Grafen, wie man es von dieser braven Schauspielerin gewohnt und jederzeit zu erwarten berechtigt ist, mit Einsicht und aller dießseiner Charakter angemessenen Austerität. Mit einem Worte, so befriedigend die Vorstellung an sich ausfiel, so unbefriedigt ließ sie gleichwohl den Zuschauer: ein Vorwurf, der aber dießmal mehr den Dichter, als sein Organ — den darstellenden Künstler — trifft. Als Nachspiel folgte: Der Schatzgräber, eine komische Oper in einem Aufzuge, aus dem Französischen, mit Musik von Mehul — wie es auf dem Zettel hieß. Die Musik ist aber von verschiedenen Komponisten — eine Komposition in doppelter Bedeutung, und daher von ungleichem Charakter; also eine musikalische Spielerey, die sich jedoch mit Vergnügen hören ließ. Sie ward auch durch die Herren Raffka, Arnold und Werther, wie durch Demoiselle Brückl und Dem. Pöschel, mit Beyfall exekutirt. Der erstere zeigte sich in der Hauptrolle, als Künstler von entschiedenem Werthe. Er karrikaturirte den Geizhals glücklich mit Einsicht und Bedacht.

Den 15ten Juny wurde das Lustspiel von Hutt: Hab' ich nicht recht? wiederholt. Madame

Ohmann spielte heute durchweg unübertrefflich, und Hr. Arnold, besonders in der Scene, wo er seine Eifersucht dem Dnfel will glauben machen, vorzüglich gut. Eine als Vorspiel angekündigte Operette, die Gefangene, mußte wegen Hrn. Werther zugestossener Krankheit wegfallen. Eine ungern verschmerzte Entbehrung, da dießmal der neuen Stücke ohnehin so sehr wenige an die Reihe kamen.

Den 16ten Juny wurde der zweyte Theil des Donauweibchens wiederholt; wobey es mancherley Variationen gab. So wurde Herr Werther, als Larifari, durch Hrn. Ohmann, und dieser, in der Rolle des Waffenknechts, durch Hrn. Ackermann ersetzt. Die Rolle des Ritter Albrecht gewann dabey durch Hrn. Dittmarsch.

Den 17ten Juny: Oberon, König der Elfen. Dieser alte Bekannte war uns, in Ermangelung einer besseren neuen Bekanntschaft, dießmal doppelt willkommen; denn — Demoiselle Brückl war Oberon. Sie sang heute gewiß bewundernswürdig. Die schwersten Passagen bis ins dreygestrichene F. machte sie mit ungemeiner Leichtigkeit, Präcision und Reinheit. Die Übergänge und Grade des Forte und Piano hat sie völlig in ihrer Gewalt. Überhaupt ist sie eine vollendete Sängerin und einer von den schätzbarsten ächten Diamanten in unserm Künstlerkranze. Ihr gegenüber nahm sich Madame Ackermann,

deren Verdienste übrigens anerkannt sind, nicht ganz vortheilhaft aus, weil sich ihre Figur weniger zur Darstellung eines ätherischen Wesens eignet. Aber wie sehr ward Hr. Werther als Scherazmin vermißt. Hr. Sehring war in dieser Rolle zu beklagen, nicht zu belachen. Er wußte ihr keine komische Seite abzugewinnen. Sein Spiel war größtentheils todt und unbeholfen. Einmal wurde er jedoch, noch ehe er den verjüngenden Trank getrunken hatte, zu Ende des Duetts, bey den Worten: „das Wörtlein muß ist eine harte Nuß“ so vom Feuer hingerissen, daß er dem Orchester fast um einen Takt voreilte und in dem Zuhörer eine ängstliche Besorgniß erweckte. Auch in Absicht der Außerlichkeit beging er manchen Verstoß; warum fehlte ihm der lange Bart? Hatte er sich denn während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in der Wildniß rasirt? Bey der Thierhautbekleidung läßt sich das nicht wohl supponiren! Demoiselle Pöschel war, als Amande, entzückend schön. Wenn sie gleich als Sängerin keine strenge Kritik passiren würde, so verdient sie doch als Schauspielerin auch hier einer rühmlichen Erwähnung.

Den 18ten Jany: Blinde Liebe. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von Kotzebue. Eins der neuesten Stücke dieses Dichters, über welches und dessen Darstellung sehr viel zu sagen wäre. Der Raum dieser Blätter verhindert jede Auseinandersetzung und beschränkt uns bloß auf folgende

wenige Andeutungen. Es ist keins der schlechteren des Verfassers, wie man zu glauben scheint; erfordert aber ein durchaus rasches, lebhaftes Spiel. Und gerade dieß vermifste man heute. Sogar stockte es hier und da, und manchen schien sein Gedächtniß im Stiche zu lassen. Die Hauptrollen, Baron Qualm (Hr. Dittmarsch) und Emilie, die junge reiche Wittve (Madame Ohmann), waren zwar in guten Händen — aber dennoch heute nicht gut aufgehoben. An Madame Ohmann war eine körperliche Indisposition nur zu sichtbar, und vor einer solchen augenscheinlichen Entschuldigung verstummt die Kritik. — Zum Beschluß folgte: Der Schiffbruch, oder: die Erben, ein Lustspiel in einem Aufzuge, das schon vor mehreren Jahren hier keinen Beyfall fand und darauf auch keine Ansprüche zu machen hat. Warum verschont man uns nicht mit dergleichen — Wiederholungen?

Den 19ten Juny: Urur, König von Drusus. In diesem stehenden Artikel war dießmal Hr. Schring, als Urur, eine neue Erscheinung. Mit seinem Gesange konnte man durchaus zufrieden seyn; seine Aktion dagegen befriedigte minder. Sie war — mit einem Worte — zu pathetisch. Bey ihm lag die Herrscherwürde recht eigentlich in den Füßen; das zeigte sein abgemessener Schritt; er schwebte stets im vier Vierteltakte eines Largo über dem Theater — und sank zuletzt dem Tode

mit allem nur möglichen Anstand in die Arme. — Heute wäre ihm durchaus mehr Feuer zu wünschen gewesen. Hr. Ackermann ließ, als Biskroma, wohl allgemein bedauern, daß Herr Werther noch immer krank war.

Den 20sten Juny: Der Wasserträger, ein Singspiel in drey Aufzügen, mit der bekannten, vortrefflichen Musik von Cherubini. Man mußte mehr ins Detail gehen, als es die Natur dieser Blätter erlaubt, um das Verdienst der Schauspieler bey dieser Vorstellung in einzelnen Zügen darzustellen, was gleichwohl nothwendiges Erforderniß einer guten Kritik seyn würde. Mit dürren Worten sey es daher als faktisch angegeben, daß die schöne Aufführung dieses schönen Stückes uns ein höchst vollkommenes Vergnügen gewährt hat. So können wir uns auch nicht enthalten, Hrn. Ohmann, der, als Wasserträger, die Seele dieses Stückes ist, unsere, wenn gleich „nichtsagenden“, doch enthusiastischen Lobsprüche zu ertheilen, zu deren Rechtfertigung wir getrost an die Stimme des ganzen Publikums appelliren dürfen.

Den 21sten Juny: Fridolin, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Franz v. Holbein. Eine sehr glückliche Bearbeitung der Schillerschen Ballade „der Gang nach dem Eisenhammer“ — die eine dauernde Unterhaltung gewährt. Auch gelang die heutige Vorstellung ausnehmend. Herr La Roche und Dem. Böschel (der erstere als

Ritter von Felseck, und die zwente als Luitgard) verdienten den einstimmigen Beyfall, der zuletzt noch laut ward. Diese ward förmlich herausgerufen, und jener bey'm Abkündigen mit einem unaufhörlichen Applaudissement und Bravorufen bewillkommt. Auch Herr Arnold, der, als Graf von Savern, di Lücke, welche durch die Abwesenheit des Hrn. Prsch in diesem Stücke entstehen mußte, nach Kräften auszufüllen sich angelegen seyn ließ, ward gleichfalls herausgerufen. Wir bemerken dieß nur, weil es dabey noch so manches im Stillen zu bemerken giebt, das aber bloß die Zuschauer trifft. Sapiienti sat!

Den 22sten Juny Die Zauberflöte. Zu bekannt, um noch mehr darüber zu sagen, als bereits gesagt worden ist. Doch können wir hier nicht ganz unbemerkt lassen, daß die Maschinerie zuweilen stockte. Manches ist uns besonders aufgefallen, z. B. daß der Tisch, der sonst, auf Papagenos Wunsch, aus dem Boden herauftam, dießmal von ihm selbst ganz gemächlich aus der Seiten-Kouliße hervorgeholt ward. Wir brauchen diesen Umstand bloß anzuführen, um jede Mühe darüber zu sparen. — Auch bleiben seit einiger Zeit schon die mancherley Ungethüme, die dieß Stück bevölkern, daraus weg. Dagegen sahen wir heute Hrn. Ackermann als Mohren; von seinem Gesange war wenig zu vernehmen.

Am 23sten Juny wurde die Bühne mit einem etwas weinerlichen Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französif. des Pigault le Brun, — *Klaudia* betitelt — und einem amüsanten Nachspiele von Nott: Das war ich, geschlossen. In dem erstern spielte Madame Ohmann und Demoiselle Brückl zur größten Zufriedenheit Aller, und in dem letzteren befriedigte Dem. Pöschel, als un-

befangenes Bauernmädchen, durch ihr ungeschminktes, naturgetreues Spiel, jede Forderung — der Kunst? Ja. Die Natur wird hier zur Kunst. An Madame Taube, die übrigens ihre Rolle vorzüglich brav durchführte, war es doch auffallend, sie, als Pächterin, bey häuslichen Arbeiten, in einem mit Silberflittern reich brodrten atlassenenen Nieder erscheinen zu sehen. Madame Meyrer exaltirte, in der Rolle der alten Nachbarin, das ganze zuschauende Publikum, welches ihr denn nicht nur während der Aktion, sondern noch nach geendigter Vorstellung einstimmig den lautesten und gerechtesten Beyfall zollte. Madame Ohmann ward ebenfalls, schon am Schluß des ersten Stückes, herausgerufen und — wie jene — beklatscht. So endigte dießmal unsre theatralische Lust.

A n z e i g e.

Herr Doktor Schnuphaas, Besitzer der vormaligen Richterschen Buchhandlung zu Altenburg, seufzete bisher, wie alle seine deutschen Brüder, unter der schrecklichen Geißel des Krieges. Um sein Unglück zu vermeyden, mußte er neuerlich noch durch Feuerschaden den beträchtlichsten Theil seines Vermögens verlieren. Unter den geretteten Trümmern befindet sich ein von ihm verlegter Bibelkommentar; ein Werk, das auf die Bedürfnisse des Predigers, des Schullehrers und des gebildeten Layen gleich zweckmäßig und glücklich berechnet ist. Es besteht aus 6 Bänden, verbreitet sich über die sammtlichen Bücher des alten und neuen Bundes, also über die ganze Bibel, vom „Im Anfange“ an, bis zum „Amen“ der Apokalypse des Johannes. Wo irgend der auch nur neugierige Laye Erklärung, Aufschluß u. über tausend ihm auffallende Dinge und Ausdrücke suchen wollte, da findet er sie. Von diesem Werke, dem Herr Horrath und Prof. Hezel in Dorpat — gewiß ein kompetenter Richter — das lobenswürdigste Zeugniß giebt, ist die Verlags-handlung er ötig, bey Bestellungen von 10 oder mehr Exemplaren, jedes komplette Exemplar à 6 Bände in gr. 8. (dessen Ladenpreis 10 Species-Thaler ist) für 6 Thaler Ab. zu überlassen. Die Herren Steffenhagen und Sohn nehmen hier in Mitau Bestellungen und Zahlung an. Möchten doch recht viele unser edelmüthigen Landsleute auch bey dieser Gelegenheit ihren alten Ruhm bekrunden, daß sie gern etwas zur Unterstützung eines unglücklichen, wenn er gleich noch so fern von ihnen ist, beitragen.